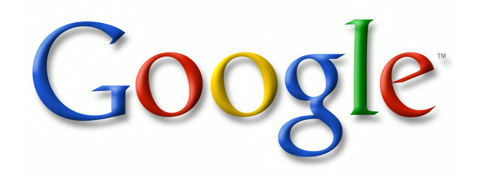
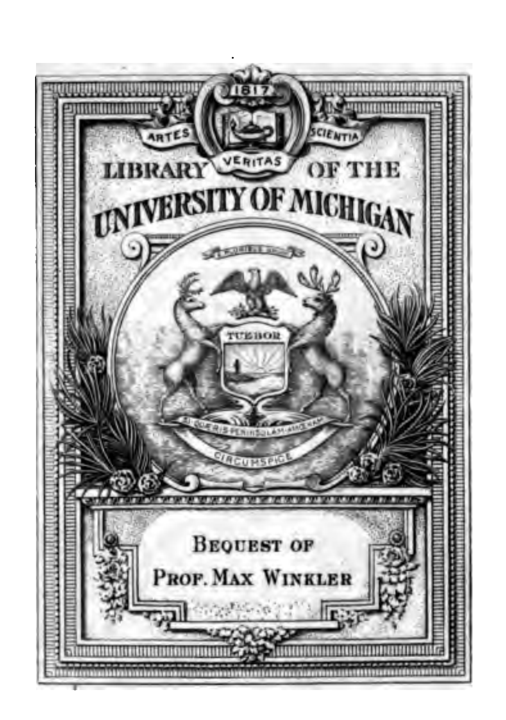



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

Max Winkler

Harvard Univer

Lebensbilder

deutscher Dichter und Germanisten

nebst litteraturgeschichtlicher Uebersicht

von

August Friedrich Christian Vilmar.

Zweite vermehrte und erweiterte Auflage

herausgegeben von

Max Koch,
a. o. Prof. a. d. Universität Marburg.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1886.

Lebensbilder

deutscher Dichter und Germanisten.

Lebensbilder deutscher Dichter und Germanisten

nebst litteraturgeschichtlicher Uebersicht

von

August Friedrich Christian Vilmar.

Zweite vermehrte und erweiterte Auflage

herausgegeben von

Max Koch,
a. o. Prof. a. d. Universität Marburg.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1886.

Vorrede [zur ersten Auflage].

Schon bei Vilmars Lebzeiten ist wiederholt der Wunsch geäußert worden, daß den schätzbaren Beiträgen, welche er für das Staats- und Gesellschaftslexikon [24 Bände, Berlin 1859—1868] von [Hermann] Wagener geschrieben hat, durch besonderen Abdruck derselben eine allgemeinere Verbreitung zu Teil werden möchte. Nach dem Tode des unvergeßlichen Mannes trat dieser Wunsch von verschiedenen Seiten noch viel lebhafter hervor, so daß ich mich auf mehrfache Bitten veranlaßt sah, die Herausgabe einer Anzahl jener kleineren oder größeren Aufsätze Vilmars zu übernehmen.

So erscheinen denn hiermit, unter bereitwilligst erteilter Erlaubnis sowol des Herrn Herausgebers, als des Herrn Verlegers [F. Heinicke des erwähnten Lexikons — wofür ich beiden zugleich im Namen Vieler meinen verbindlichsten Dank ausspreche — als erste Reihe die Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte. Vilmar war vor allem auch ein ganzer deutscher Mann[1]), der von dem wahren und hohen Beruf des deutschen Volkes erfüllt, für alles Große und Herrliche, was dieses Volk nach seiner gottgegebenen Bestimmung ans Licht gebracht, das hingebendste empfänglichste Gemüt, aber ebenso auch wider Alles, was dem echtdeutschen Wesen widerstrebte, die empfindlichste Abneigung, den entschiedensten Widerwillen hatte.

---

1) Vgl. Gymnasialreden von Prof. Dr. R. T. Schmidt S. 78.

Hauptsächlich aus diesem Grunde also habe ich es für angemeßen gehalten, mit den „Lebensbildern deutscher Dichter" den Anfang zu machen, in denen sich eben überall nicht nur Vilmars tiefes Verständnis der deutschen Poesie, wie des deutschen Geisteslebens überhaupt, sondern auch die lebendige Erkenntnis deutscher Gesinnung und ihrer Gegensätze offenbart. Es gilt dieß nicht nur von den Biographieen selbst, sondern auch von dem Rahmen, in den ich mir erlaubt habe, die Lebensbilder einzuschließen: sowol von der allgemeinen Einleitung, die in gedrängter Darstellung eine sehr anschauliche und lebhafte kurze Geschichte der deutschen Litteratur bis auf Bodmer giebt, deßen Lebensbeschreibung sich dann unmittelbar daran anschließt, — als auch von dem das Ganze abschließenden Volkslied[1]), in dem deutsche Art und Weise getreu und freudig wiederklingt. Darum wird es denn auch wol Entschuldigung finden, wenn ich hier die Biographieen von Jakob und Wilhelm Grimm mit aufgenommen habe: wo von deutscher Sprache und Litteratur die Rede ist, wo es sich um das, was deutsch und was nicht deutsch ist, handelt, da dürfen die beiden Grimm nicht fehlen.

So darf ich hoffen, daß „die Lebensbilder" nicht nur den vielen Freunden und Verehrern Vilmars, sondern insbesondere auch der reiferen Jugend unserer höheren Schulen ein willkommenes Büchlein sein werden.

[1) So in der ersten Ausgabe. (Frankfurt a. M., Karl Theodor Völcker's Verlag, 1869). Ich habe den Aufsatz über das Volkslied an der Stelle eingereiht, an welcher Vilmar selbst in seiner litteraturgeschichtlichen Uebersicht des Volkslieds eigens gedacht hat.]

Hanau im März 1869.

Dr. K. W. Piderit.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Vilmars Litteraturgeschichte ist ein in sich geschlossenes Ganzes, ein Werk aus einem Guße; seine Fugen selbst sind so fest gelötet, daß kein fremder Zusatz in ihnen haften könnte. Die Berechtigung von Vilmars Bestimmung, daß sein Text unverändert bleiben solle, wurde allseitig anerkannt. Um die Litteraturgeschichte aber auch nach Vilmars Tode (30. August 1868) unveraltet fortwirken zu lassen, mußten die Herausgeber, als deren bedeutendster Karl Gödeke zu rühmen ist, durch „Anmerkungen das litterarisch-bibliographische Material ergänzen und außerdem etwa noch die von neueren Forschern aufgestellten Ansichten und Resultate anführen, ohne dieselben erörtern zu wollen". Wenn dies selbst bei einem abgerundeten Monumentalwerke wie Vilmars Litteraturgeschichte unvermeidlich war, wie viel mehr mußte sich diese Notwendigkeit bei vorliegender Sammlung ergeben! Wenn Vilmar selber noch in unsern Tagen eine neue Auflage seiner Litteratur-Geschichte herauszugeben hätte, ich bin überzeugt, er würde fast nichts an ihrem Texte ändern; ich bin aber auch überzeugt, wenn er in Grunows eben erscheinende deutsche Enzyklopädie litterarische Artikel schreiben sollte, er würde sie in manchem anders schreiben, als er sie vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren in das damals von Wagener herausgegebene konservative Konversations-Lexikon lieferte. Eine Enzyklopädie

muß über den neuesten Stand jeder Wissenschaft und jedes Zweiges der menschlichen Tätigkeit uns zuverlässigen Unterricht geben, wenn sie ihrer naturgemäßen Aufgabe entsprechen will. Ein Buch wie Vilmars Litteraturgeschichte dagegen wird selber zu einem historischen Dokumente und kann mit Recht verlangen, in der Hauptsache unverändert auf die Nachwelt zu gelangen, wenn diese seiner begehrt; wo nicht, müssen ganz neue Arbeiten an seine Stelle treten.

Unter diesen Verhältnißen lag es nahe, die vorliegenden gesammelten Aufsätze Vilmars, welche nun, mit etwas erweiterten Titel, zum zweitenmale als Buch erscheinen sollen einer durchgreifenden Veränderung zu unterziehen. Das Beispiel meines lieben Freundes Franz Muncker, das er in seiner trefflichen, vollständigen Umarbeitung von Joh. Wilhelm Schäfers „Geschichte der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts" (Leipzig 1881) gegeben, schwebte mir verlockend genug vor. Ich habe mich endlich doch zu einem konservativeren Verfahren entschloßen.

Goethe sagte in den Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller einmal: „Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden". Wol läßt sich, was er von Walter Scott meinte, mit einiger Einschränkung auch von Vilmar sagen. 1845 (die Vorrede ist datirt vom September 1844) sind die „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur von Dr. A. F. C. Vilmar, Direktor des kurfürstlichen Gymnasiums zu Marburg" zum erstenmale im Drucke herausgekommen. 1885 wird an der Ausgabe der 22. Auflage gearbeitet; es trifft also im Laufe von vierzig Jahren durchschnittlich auf je zwei Jahre eine Auflage. Dies ist ein Erfolg wie ihn nur ganz wenige ernste Werke in Deutschland aufzuweisen haben. Er fällt um so mehr ins Gewicht, als gerade innerhalb dieses Zeitraums sich glücklicherweise die größten Ereigniße und folgenschwersten Wandlungen auf fast allen Gebieten des deutschen Lebens zugetragen haben. Von Seite des Erfolges betrachtet, müssen wir mit Goethe sagen, daß Vilmars Litteraturgeschichte

sich der Beurteilung eigentlich entziehe. Der Gründe ihres großen Erfolges mögen mancherlei sein; nur auf einen möchte ich hier verweisen. In der, leider später nicht wieder abgedruckten, Vorrede zur ersten Auflage sagt Vilmar von seinen Vorlesungen, nicht Kritik sei ihr erster Gesichtspunkt gewesen. „Es galt mir darum, die Gegenstände selbst in ihrer Wahrheit und Einfachheit zu den Gemütern Unbefangener reden zu lassen. Nenne man diesen Standpunkt immerhin einen überwundenen, veralteten: er ist es doch in keinem andern Sinne wie die Jugend unseres Lebens überwunden und veraltet genannt werden könnte. Aber ein jugendlicher Standpunkt ist es allerdings: wenn es jedoch die Gabe der Jugend ist, an den Dingen in der Welt ihre unbefangene volle und ganze Freude zu haben, so gestehe ich gern, diese Jugendlichkeit der Poesie unserer Vorväter wie unserer Zeitgenoßen gegenüber auch tief in der zweiten Hälfte des Lebens noch zu besitzen, und sie allen meinen Lesern auf gleiche und längere Dauer zu wünschen. Auf jeden Fall dünkt mich, behalte eine solche Betrachtungsweise der Geschichte unserer Dichtung neben den andern, jetzt fast ausschließlich herrschenden, ihr gutes Recht." So urteilte auch Jakob Grimm, der am 1. Februar 1845 an Vilmar schrieb: „Ihre Nationallitteratur, verehrter Freund, habe ich vor etwa fünf Wochen empfangen und erstatte dafür herzlichen Dank. Es ist kein ausgeschriebenes, also auch kein überflüssiges Buch und wird, wie es schon auf Ihre Zuhörer fruchtbar eingewirkt haben muß, auch einen weiteren Kreis von Lesern befriedigen. Gott erhalte Ihnen ferner die Freude und Lust des Fortarbeitens auf diesem einheimischen, ich glaube noch ungemein ergiebigem Felde; wer mag doch lieber seinen Pflug auf fremde Aecker wenden!"

Vilmar ist wirklich mit „Freude und Lust", ja mit Enthusiasmus an seine Aufgabe herangetreten. Er verletzt nicht selten die dem wahren Historiker notwendige Objektivität; seiner eigenen subjektiven Lebens und Weltauffassung entnimmt er den Maßstab für Erscheinungen, deren Lebensbedingungen doch auf ganz an-

derem Gebiete liegen. Allein gerade diese persönliche Färbung seiner Schriften verleiht ihnen auch wieder eine eigene Anziehungskraft. Anerkennung wie Tadel geht Vilmar immer von Herzen, und eben weil es ihm selber aus der Seele dringt, zwingt er auch mit urkräftigem Behagen die Herzen so vieler Leser. Nicht an wenigen Stellen fühlt sich ein anders Denkender durch Vilmars Urteile geradezu verletzt. Es hat mir Ueberwindung gekostet, z. B. die Artikel Wieland und Schiller unverändert in ihrer schroffen Einseitigkeit stehen zu lassen. Allein selbst in diesen und ähnlichen Fällen muß ich eines zu Vilmars Lob sagen: So subjektiv er in Wirklichkeit ist, er fühlt sich nicht, wie das der Fehler anderer neuerer Litterarhistoriker ist, persönlich den Dichtern und Werken, die er beurteilt und verurteilt, überlegen. Er straft nicht, gleich Julian Schmidt, als hochweiser Präzeptor die ihm nun untergebenen Schüler, deren Pensa er zu prüfen hatte. Vilmar fühlt sich als der Vertreter eines großen Prinzips; vom Standpunkte der strengsten Orthodoxie aus betrachtet er auch die Litteratur. „Auf das Bestimmteste", sagt er, „müssen wir geltend machen, daß, da der christliche Standpunkt der höchste ist, welcher für die Menschheit möglich, auch einzig und allein von diesem Standpunkte aus eine vollständige Würdigung, weil ein vollständiges Verständnis aller Poesie möglich ist; — mit der akutesten Entschiedenheit muß der Satz verworfen werden, es trage die Kunst ihren Zweck, folglich auch die einzig gültige Basis ihrer Beurteilung, in sich selbst." Dieser Satz, welcher nach Vilmar „einer sehr untergeordneten Betrachtungsweise angehört und, konsequent verfolgt, zu pantheistischer Plattheit, zuletzt zur Albernheit führt", ist bekanntlich ein Fundamentalsatz der Goethe-Schillerschen Kunstlehre. Man mag sich nun, auf welchen Standpunkt einen jeden einzelnen Neigung und Ueberzeugung führt, stellen, man wird, billig gesinnt, nicht die Berechtigung der entgegengesetzten Anschauung verurteilen dürfen und durch ihre Kenntnis in jedem Falle Belehrung und Anregung gewinnen. Und so wird auch, wer Vilmars Voraussetzung nicht teilen kann, doch seine Arbeiten voll

Anerkennung würdigen müssen. Wo er gegen unsere geistigen Füh rer tadelnde Worte spricht, da tut er es eben vom Boden seiner Weltanschauung aus; wo ihm diese Anerkennung gestattet, da geht denn sein Lob auch von Herzen. Mit jugenlicher Frische leiht er dann seiner Freude an den großen Werken der deutschen Litteratur begeisterte Worte. Wie oft ist mit verdientem Lobe von Kritikern aller Parteien des Abschnitts über das Nibelungenlied in seiner Litteraturgeschichte gedacht worden; wie schön und schlicht weiß er das deutsche Volkslied zu charakterisieren! Neuere haben über die mittelalterliche Litteratur mit mehr philologischer Sachkenntnis geschrieben. Vom hohen Richterstuhle der Kritik herab spendet man ein kühles Lob, mit vornehmer Ueberlegenheit sieht man auf kleine wie große Erscheinungen der Litteratur herab. Vilmar — es ist wahr, Vorzug und Fehler verbinden sich bei ihm — steht mitten in den Dingen; er empfindet unmittelbar Zuneigung und Misbehagen und teilt dieses unmittelbare Gefühl auch dem Leser mit. Seine Schwächen sollen keineswegs geleugnet werden, aber ein Vorzug eignet ihm wol auch in besonderem Grade vor manchen andern Litteraturgeschichten: aus Vilmars Schriften gewinnt ihr Leser Liebe zur nationalen Litteratur.

Ueber manche Perioden und Vorgänge unserer Litteraturgeschichte haben wir seit Vilmars Tode ganz neue Aufschlüße erhalten. Für die „Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert" hat Wilhelm Scherer im 12. Hefte der „Quellen und Forschungen" (Straßburg 1875) sehr wesentliche neue Gesichtspunkte aufgestellt. Ueber die Sturm und Drangperiode würde nach der Erschließung der Quellen, wie sie jetzt vorliegen, wol auch Vilmar selber viel günstiger urteilen. Die Aehnlichkeit mit den Tendenzen des jungen, in Wahrheit sehr undeutschen Deutschland (Heine, Laube, Gutzkow), welche Vilmars Urteil über die Sturm- und Drangperiode trübte, hat sich doch als eine sehr geringe und durchaus oberflächliche erwiesen. Vilmar hat aber, was jetzt ziemlich vergeßen ist, auch in philologischen Einzelnuntersuchungen seiner Zeit durchaus

tüchtiges geleistet. So hat er z. B. als der erste in das sehr ver-worrene Handschriftenverhältnis der Weltchronik des Rudolf von Ems Licht gebracht [1]). Jakob Grimm schrieb ihm am 9. April 1839 nach Empfang der Abhandlung: „Wir sind Ihnen alle Dank schuldig für die schöne und klare Entwirrung des Verhältnißes zwischen Rudolfs von Ems „Weltchronik" und deren Fortsetzungen und Interpolationen" und forderte Vilmar in der Folge mehrmals auf, doch „eine voll-ständige, in vielem Betracht erwünschte Ausgabe des echten Werkes" zu unternehmen, während Wilhelm Grimm in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (I, 65. 22. April 1839, in den kleineren Schriften II, 481—483) über diese Arbeit das Urteil fällte: „Die ganze, schon durch Herbeischaffung der wichtigeren Handschriften schwierige Untersuchung ist gründlich, mit Scharfsinn und Geschick geführt, und gewährt klare Ergebniße. Es ist hier wieder ein Beispiel, wie genaue, keine Einzelnheit verschmähende Arbeit erst zur wahren Erkenntnis auch der allgemeineren Verhältniße leitet. Mit Geist und freiem Blick bezeichnet der Verfasser die Stelle welche dem einen festen Plan verfolgenden Gedichte in der Geschichte der Poesie zukommt, und siegreich bekämpft er das ungerechte zum Teil auf falschen Voraussetzungen beruhende Urteil, das Gervinus über den nicht ausgezeichneten, aber sinnvollen und achtungswerten Dichter ausgesprochen hat". Vilmars Artikel über Johann Fischart in der Enzyklopädie von Ersch und Gruber im Vereine mit seinen kleinen Beiträgen zur Litteratur Johann Fischarts, zuerst 1846, dann um-gearbeitet und bereichert 1865 erschienen, dürfen noch immer unter den hervorragendsten Arbeiten über Fischart genannt werden. Die zuerst 1845 als Gymnasialprogramm, dann 1862 selbstständig aus-gegebene Abhandlung „Deutsche Altertümer im Heliand" liefert den Beweis, welch eindringende Studien Vilmar seiner Litteraturgeschichte

1) Die Rezensionen und Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems mit Auszügen aus den noch ungedruckten Teilen beider Bearbeitungen Von Dr. A. F. C. Vilmar, Gymnasialdirektor. Marburg 1839. 80 S. 4°.

vorangehen ließ. Jakob Grimm nannte in einem Briefe an Vilmar die Abhandlung über den Heliand eine ihm „willkommene Zusendung; ich habe“, schrieb er, „die übrigen Exemplare an lauter Würdige ausgeteilt und ich zweifle nicht, daß Ihre Schrift überall mit Beifall aufgenommen sein wird. Die Leute wundern sich, daß aus einem alten Gedicht so viel erbeutet werden kann. Otfried würde nicht so viel austragen, er ist magerer und zehrt nicht so von alten Erinnerungen, dafür hat er mehr Gefühl für seine Zeit und die Franken, während der namenlose Dichter des Heliand auch an seine Sachsen gar nicht denkt. Der fränkische Dichter ist gedankenreicher, obschon seine Gedanken weder tief noch hoch gehen.“ Und wenn Vilmars Anfangsgründe der deutschen Grammatik, um fortwirken zu können, auch einer gründlichen Neubearbeitung bedürfen, in seinem „Idiotikon von Kurhessen“ (1867), zu dessen Ausarbeitung ihn nach einer ersten mitgeteilten Probe Jakob Grimm antrieb, tritt er uns als tüchtiger Sprachforscher, auf Schmellers Wegen wandelnd, entgegen. Jakob Grimm aber erteilte ihm in einem Briefe vom 5. Dezember 1840 das Lob, für sein deutsches Wörterbuch „sonsther kaum willkommenere Beiträge als durch Ihre Sorgfalt erhalten“ zu haben.

Was man auch an Vilmar tadeln mag, in der nicht kleinen Schar von Verfassern deutscher Litteraturgeschichten wird ihm immer ein Ehrenplatz eingeräumt werden müssen: Ein scharf, ja herb und schroff ausgeprägter Charakter, der leidenschaftliche Vorkämpfer einer einseitigen kirchlichen Richtung, welche auch sein litterarisches Urteil und politisches Verhalten bestimmte, verbindet er warme Liebe zur vaterländischen Litteratur mit gründlichen philologisch-historischen Kenntnißen unserer Sprache und ihrer Werke. In einer Sammlung litterarhistorischer Charakterköpfe dürfte sein Bildnis nicht fehlen. Seine Auffassung der historischen Entwickelung ist keine vorurteilslose, das ist wahr. Dafür hat er aber das nicht zu unterschätzende Verdienst, Teilnahme für unsere Nationallitteratur in Kreisen geweckt und ge-

fördert zu haben, die sich ohne Vilmars Wirken völlig abweisend ihr gegenüber verhalten hätten. Unrichtig und ungerecht ist das verletzende Urteil, welches Vilmar über Goethes römische Elegien fällt; dafür spricht er aber einsichtsvoller als mancher freidenkende Litterarhistoriker über die Wahlverwandtschaften, und nicht vergessen darf ihm die Vorbemerkung zu den Vorträgen seines Sohnes (Otto Vilmar, zum Verständniße Goethes. Marburg 1860) werden, daß Goethes Dichtungen aus den christlichen Kreisen nicht verbannt werden können noch dürfen, daß sie vielmehr denselben auf das Nächste angehören. Man wird gerade diese Worte Vilmars den Anschauungen mancher Kreise gegenüber auch noch in unsern Tagen nicht nachdrücklich genug hervorheben können. Es ist leider Tatsache, daß ein in augenblicklichem Mismute in Italien epigrammatisch gefaßtes Wort Goethes stets gegen ihn geltend gemacht wird, während es nur äußerst wenigen bekannt ist, daß eben dieser Goethe in einem großen, episch-didaktischen, religiösen Gedichte die das Kreuz verherrlichenden Stanzen gedichtet:

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht.
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder,
Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt ....

Noch immer stehen der richtigen Würdigung gerade Goethes so mannigfache Vorurteile entgegen, daß Vilmar noch fortwährend eine lohnenswerte Aufgabe zu erfüllen hat, die eben auch nur er erfüllen kann. Und so ist denn auch in der neuen Ausgabe vorliegen der Aufsätze Vilmars Eigenart treu gewahrt worden. Nur an einigen wenigen Stellen wurde Vilmars Text geändert, wo er jetzt ganz veraltete Werke noch als brauchbare litterarische Hilfsmittel anführt, oder eine rein sachliche Richtigstellung unvermeidlich war. Vilmars Ansichten und Urteile

blieben unverändert, es sei denn, daß drei- oder viermal einer von Vilmar angeführten Briefstelle eine anders lautende zur Seite gestellt wurde, ein Streben nach objektiver Darstellung, das man dem Herausgeber hoffentlich nicht als Entgegensetzen der eigenen gegen Vilmars Ansichten zur Last legen wird, denn von solchem Tadel glaube ich mich frei erhalten zu haben. Wenn ich dagegen die Hinweise auf die einschlägige ältere und neuere Litteratur etwas umfangreicher gab, so glaube ich damit Vilmars Absicht nicht zuwider gehandelt zu haben. Die Litteraturgeschichte hat in den sechzehn Jahren, die, seit Piderit vorliegende Sammlung zum erstenmale herausgegeben hat, verstrichen sind, sich mächtig entwickelt. Die stärker hervortretende philologische Auffassung macht eine genauere und umfassendere Berücksichtigung der Ausgaben, Untersuchungen, Biographien u. s. w. nötig. Irgend welche Vollständigkeit konnte dabei freilich nicht beabsichtigt werden; von wichtigerem ist in den litterarischen Nachträgen, wie ich hoffe, nichts übersehen worden. Alle Zusätze des Herausgebers sind nach dem von Ernst Martin in seiner Ausgabe von W. Wackernagels Litteraturgeschichte gegebenen Beispiele in eckige Klammern [ ] gesetzt worden. Das fortlaufende Lesen ist dadurch der früheren Ausgabe gegenüber kaum erschwert, weil die von Vilmar sehr beliebte, häufige Einschaltung der Sätze durch Klammern ( ) dafür meistens beseitigt worden ist. Eine äußerliche Sichtbarmachung der Zusätze, einer mehr mühevollen als dankbaren Arbeit, war unerläßlich, um jedem das Seine zu lassen.

Sind diese meine Nachträge zu Vilmars Arbeit vielleicht nicht jedem ganz nach seinem Ermessen geraten, so wird dagegen eine andere Vermehrung, wie diese neue Auflage sie bringt, von allen Freunden Vilmars um so freudiger begrüßt werden. Den vierzehn Lebensbildern der ersten Auflage sind drei neue (Thümmel, Simrock, Schmeller) hinzugefügt worden, gleich den früheren ursprünglich in Wageners Staats- und Gesellschafts-Lexikon veröffentlicht. Dem etwas knapp gehaltenen Artikel über Simrock habe ich zwar allerdings wieder

größere Zusätze beigefügt. Der biographische Aufsatz über Schmeller dagegen ist von Vilmar selber augenscheinlich mit besonderer Vorliebe ausgearbeitet worden. Auf der Germanistenversammlung zu Frankfurt sind sich Schmeller und Vilmar persönlich nahe getreten und auch in seinen eigenen Arbeiten fühlte sich Vilmar dem Schöpfer der Dialektforschung verbunden. Im Briefwechsel zwischen Weigand und Schmeller wird öfters Vilmar als eines Mitstrebenden gedacht und im Vorwort zu seinem hessischen Idiotikon hat Vilmar selbst das „unerreichbare Vorbild Schmellers" gefeiert. Das Jahr 1885 hat die Säkularfeier der Geburt der zwei größten deutschen Sprachforscher, Jakob Grimms und Andreas Schmellers, herbeigeführt. Nur der größere von ihnen ist nach Verdienst gefeiert worden. In der bayerischen Hauptstadt, in der Schmeller alle seine unsterblichen Werke schuf, hat man sich zu keiner öffentlichen Feier des Mannes aufgerafft, von dem Jakob Grimm erklärte, einen besseren habe Bayern nicht aufzuweisen. Auch zum hundertjährigen Geburtstag hat die Veröffentlichung der längst unerläßlichen, von Schmeller selbst bereits druckfertig hinterlassenen Sammlung seiner kleinen Schriften, deren Fehlen nachgerade als eine Schande zu bezeichnen ist, nicht stattgefunden. Um so mehr freut es mich, den schönen Aufsatz der Vergessenheit entreißen zu können, in welchem Vilmar, der Verfasser des hessischen Wörterbuches, dem großen Verfasser des bayerischen Wörterbuches in wärmster Weise den Ausdruck seiner Bewunderung zollte. Als eine Festgabe zur Säkularfeier Schmellers mag der Aufsatz denn in dieser Sammlung miterscheinen. Mögen die „Lebensbilder" aufs neue zeugen von dem lebendigen Reichtum, den unsere deutsche Litteratur, von welchem Standpunkte aus man sie auch betrachten mag, in sich hegt und dem, der sich ihr liebevoll naht, erfrischend spendet.

Marburg i. H., am hundertjährigen Geburtstage Schmellers.

Max Koch.

I. Litteraturgeschichtliche Uebersicht.

1. Altdeutsche Sprache und Litteratur.

Wenn wir „Sprache" und „Litteratur" zugleich unter der Bezeichnung „altdeutsch" befassen, so geschieht dieß mehr dem Sprachgebrauch des gemeinen Lebens zufolge, als nach wissenschaftlichen Grundsätzen, wie denn in der Wißenschaft die Bezeichnung „altdeutsch" bereits fast ganz obsolet geworden ist, weil sie allzu Vieles und allzu Verschiedenes unter sich befaßt. Jedenfalls bezeichnet „altdeutsche Sprache" einen anderen Zeitraum als „altdeutsche Litteratur". Diejenige Sprache, welche wir gegenwärtig reden und der „altdeutschen" Sprache entgegen setzen, beginnt bereits mit dem 16. Jahrhundert, genauer mit Luthers Bibelübersetzung (1522 bis 1534); die Formen des Stils und besonders des Verses aber, deren wir uns jetzt bedienen, sind um ein Jahrhundert jünger, als die Sprache, und datiren erst von Martin Opitz (1624).

Wie man unter „deutscher Sprache" im Allgemeinen nicht nur die im eigentlichen Sinne sogenannte deutsche Sprache, sondern auch die mit dieser Sprache stammverwandten [germanischen] Sprachen: das Dänische, Schwedische, Isländische, Friesische, Holländische, Flämische und die Mischsprache der Engländer zu begreifen hat, so versteht man unter „altdeutscher Sprache" im weitesten Sinn auch diejenigen Sprachen, welche die bezeichneten Volksstämme vor dem 16., beziehungsweise 15. und 14. Jahrhundert gesprochen haben, also auch das Altnordische, die Sprache der Edda, das Angelsächsische, das Mittelniederländische — altniederländische Sprachdenkmäler existieren nicht. Im

engeren Sinne aber wird man unter altdeutscher Sprache, wenn man sich dieser Bezeichnung noch bedienen will, die Vorgänger unsers jetzigen Idioms [in den verschiedenen Sprachperioden], und zwar sowol der sogenannten hochdeutschen, als der sogenannten [nieder-] (platt-) deutschen Sprache zu verstehen haben, mithin einerseits das Gothische, das Althochdeutsche und das Mittelhochdeutsche, andererseits das Altsächsische.

Die **gothische** Sprache wurde sowol von den Westgothen und Ostgothen, als auch, etwa nur mit geringen dialektischen Verschiedenheiten, von den Skiren, den Rugiern, Herulern und andern deutschen Völkerschaften, welche bis zum 5. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung auftreten, geredet und bis zum 9. Jahrhundert, von den Westgothen in Spanien wahrscheinlich weit länger, verstanden. Noch im 16. Jahrhundert redeten nach dem unverwerflichen [?] Zeugnisse des Angerius Busbeck die Bergbewohner der Krim eine Sprache, welche wesentlich gothische Elemente unverkennbar bewahrt hatte[?]. An schriftlichen Denkmälern der gothischen Sprache besitzen wir einen Theil der Bibelübersetzung des westgothischen Bischofs Ulfila, gewöhnlich Ulfilas genannt, einen Rest einer Erklärung des Evangeliums des Johannes, [ein Fragmenteines gothischen Kalenders, Urkunden] und einige andere kleinere und zerstreute Ueberbleibsel. Von jener Bibelübersetzung sind, so viel wir bis jetzt wissen, nur die vier Evangelien und die dreizehn paulinischen Briefe, so wie einige geringe Reste aus den Büchern des Esra und Nehemia erhalten worden. Die Evangelien haben wir, obwol nicht vollständig, in einer prächtigen, am Schluß des 5. oder im Anfange des 6. Jahrhunderts in Italien geschriebenen Handschrift, welche durch irgend einen Zufall in die Abtei Werden gekommen war, von da vor dem Jahre 1599 in die Sammlung des Kaisers Rudolf II. nach Prag und von hier im Jahre 1648 nach der Eroberung von Prag durch Königsmark nach Stockholm gebracht worden ist; nach Holland verkauft, kaufte sie der Graf de la Gardie wieder und schenkte sie nach Upsala, wo sie, als s. g. silberner Kodex, sich noch jetzt befindet. Bekanntlich wurde sie kurz vor dem Jahre 1569 durch den Geometer und Geographen Arnold Mercator entdeckt, aus dessen Aufzeichnungen Goropius Becanus 1569 die erste Probe gothischer Sprachreste, das Vater unser [und einige kleine Fragmente der Bibelübersetzung] veröffentlichte und Bonaventura Vulcanius 1597 sein kleines Buch De literis et lingua Getarum sive

Gothorum zusammenstellte. Im Jahre 1665 wurde die ganze Handschrift von Franz Junius zu Dordrecht, dann 1671 von Stiernhielm zu Stockholm, 1750 von Lye zu Oxford und endlich 1805 von Zahn zu Weißenfels herausgegeben. Alle diese Herausgeber sahen gleich den Entdeckern der Handschrift in derselben nichts mehr, als eine antiquarische und höchstens philologische Merkwürdigkeit; daß in der gothischen Sprache das Fundament der deutschen Sprache liege, erkannte Niemand, und im Ganzen kam man über eine dürftige und unklare Nachweisung einer gewissen Verwandtschaft der gothischen Sprache mit der heutigen deutschen Sprache nicht hinaus. Nur der holländische Grammatiker Lambert Ten Kate (Aenleiding tot de kennisse von het verhevene deel der Nederduitsche sprake etc.: 1723. 4. 2 Bde.) zeigt eine bestimmte Ahnung von der Bedeutung des Gothischen für das Verständnis der deutschen Sprache und erst einhundert Jahre später zeigte Jakob Grimm (Deutsche Grammatik 1819. 1826. 1831. 1837. — der erste Band umgearbeitet 1822 und abermals 1840; [ein neuer Abdruck des ersten und zweiten Bandes mit nachgelassenen Zusätzen, vermehrt 1870 und 1878 von Wilhelm Scherer herausgegeben),] — daß ein wißenschaftliches Verständnis der deutschen Sprache ohne genaue Kenntnis der gothischen Sprache unmöglich sei. Im Jahre 1756 entdeckte Abt Knittel in einem codex rescriptus zu Wolfenbüttel das 11. bis 15. Kapitel des Römerbriefes. Kaum hatte J. Grimm seinen Weg einer wirklich wißenschaftlichen, einer historischen Grammatik eröffnet, so trat die Entdeckung von Resten der gothischen Uebersetzung der paulinischen Briefe und alttestamentlichen Stücke hervor; dieselben fanden sich in Mailänder, aus dem Kloster Bobbio stammenden Handschriften des 6. Jahrhunderts, welche im 9. Jahrhundert abgebimst und überschrieben worden waren, und wurden von dem nachmaligen Kardinal [Angelo] Mai und dem Grafen Castiglioni vom Jahre 1819 an succeſſiv herausgegeben. Ebendaselbst fand sich ein Theil eines gothischen Kalenders und einer Auslegung des Evangelii Johannis. Seitdem ist die gesamte gothische Bibelübersetzung, so weit dieselbe noch vorhanden ist, durch v. d. Gabelenz und Löbe 1848—1846, und 1855—1857 durch Maßmann, welcher auch 1834 die oben erwähnte Erklärung des Evangelium des Johannes veröffentlicht hatte, herausgegeben worden. Auch der codex argenteus wurde 1854, [der codex Carolinus, die Skeireins und die Ambrosianischen Fragmente des Matthäusevangelium 1861 durch Andreas]

Uppström, [das übrige 1868 durch seinen Sohn Wilhelm Uppström] neu herausgegeben, und neuerdings ist eine kostbare photographische Nachbildung desselben unternommen worden. Wörterbücher des Gothischen finden sich sämtlichen Ausgaben des codex argenteus, so wie den Gesamtausgaben von Löbe und Maßmann, beigegeben; außerdem erschien 1848 ein besonderes, sehr genau gearbeitetes, vollständiges, gothisches Glossar von Ernst Schulze. Die von Hickes 1689 zu Oxford herausgegebene, so wie die der Zahn'schen Ausgabe (1805) angehängte, von Fulda verfaßte gothische Grammatik ist jetzt nicht mehr nennenswerth; grundlegend und zugleich erschöpfend ist allein J. Grimms Grammatik, wenngleich dieselbe, soweit sie vor der Publikation der neueren Entdeckungen gothischer Sprachreste erschienen ist, nicht sämtliche gramatische Formen hat berücksichtigen können. Die der Ausgabe von v. d. Gabelentz und Löbe beigefügte Grammatik ist sehr vollständig, leidet aber an einigen erheblichen, durch die unberechtigte Voreingenommenheit des Verfassers gegen Grimms Grammatik erzeugten Fehlern. Die brauchbarste Ausgabe aller Reste des Gothischen mit Grammatik und Wörterbuch ist von Pastor [Friedrich Ludwig] Stamm (Paderborn, 1858. 8.; [7. Aufl. besorgt von Moritz Heyne, Paderborn 1878,] neben welcher E. Bernhardt, „Wufila" (Halle 1875) mit besonderem Lobe zu erwähnen ist. Die Zahl der einzelnen Untersuchungen über die der gothischen Bibel zu Grunde liegende Textvorlage, wie über die in ihr vorliegenden grammatikalischen Fragen ist eine ständig anschwellende. Der neueren Forschung gelang es auch festzustellen, daß keineswegs alle auf uns gekommene Bibelfragmente von einem und demselben Verfasser herrühren können.]

Die **althochdeutsche** Sprache und Litteratur kann begreiflicher Weise hier nur in einer oberflächlichen Uebersicht besprochen werden. Der Name „althochdeutsch" ist von J. Grimm 1819 derjenigen Sprachperiode, welche vom 7. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts reicht, und derjenigen Sprache, welche in jener Periode am Kaiserhofe und in Oberdeutschland herrschte, gegeben und seitdem allgemein adoptirt worden; früher nannte man, wenn man ja eine solche Unterscheidung der älteren Sprache von derjenigen, welche im 13. Jahrhundert herrschte, erkannte oder eigentlich nur ahnte, die althochdeutsche Sprache „altfränkisch". Die Bezeichnung „hochdeutsch" wurde ursprünglich in demselben Sinne gebraucht, wie gegenwärtig „oberdeutsch" gesagt wird,

und dem Hochdeutschen das Niederdeutsche, d. h. sowol das sogenannte Plattdeutsche wie das Holländische gegenübergestellt, wiewol der vorher genannte Ten Kate sein nederduitsch lediglich für das Holländische in Anspruch nahm, wie dieser Gebrauch z. B. in Fischarts Werken (1570—1580) an zahlreichen Stellen zu Tage tritt. Später wurde „hochdeutsch" erst vorzugsweise, dann ausschließlich für die allgemeine Umgangs- und Büchersprache gebraucht, weil für diese das hochdeutsche Idiom wenigstens der Hauptsache nach zur Herrschaft gelangte, und nicht mehr dem Niederdeutschen, sondern den Dialekten gegenüberstellt.

Die althochdeutsche Sprache ist eine nach bestimmten, aus der Natur der Sprache fließenden Regeln entstandene Sprachniedersetzung, zum Theil ältere Formen enthaltend, als das Gothische; befaßt übrigens mehrere Dialekte unter sich, und zeigt, da ihre [drei] Perioden einen Zeitraum von vollen fünf Jahrhunderten umschließen, auch sonst manche Verschiedenheiten im Vergleich der ältesten Denkmäler mit den spätesten. Der hauptsächlichste Unterschied liegt in der älteren Zeit darin, ob die althochdeutschen Dialekte die Lautverschiebung aus dem Gothischen (daß gothische Tenuis althochdeutsche Aspirata, goth. Media ahd. Tenuis, goth. Aspirata ahd. Media wird) vollständig — nur mit Uebernehmen der Aspiration — durchführen, oder ob sie theilweise auf der gothischen Lautstufe stehen bleiben; zu den ersteren gehören die im 7. und 8. Jahrhundert in St. Gallen geschriebenen Stücke, welche man als streng althochdeutsch bezeichnet [R. Henning, über die St. Gallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karls des Großen. Straßburg 1874 als 3. Heft der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker"], zu den andern [des Rheinfranken] Otfrieds Evangelienharmomie.

An Dichtungen aus dieser Periode sind uns aufbehalten, und zwar an weltlichen [aus vorkarolingisch heidnischer Zeit ein Züricher Milchsegen, ein Bienensegen aus dem Kloster Lorsch, vier] Zaubersprüche zwei zu Merseburg 1841 von G. Waitz, zwei 1857 in Wien von Karajan entdeckt, [Spottverse vom Eber, und der weitaus wertvollste Ueberrest]: das Hildebrandslied, welches jedoch [auch vereinzelnte] niederdeutsche Sprachelemente enthält, [sämtlich] alliterierend; [die zahlreiche Litteratur über dies unschätzbare Fragment altgermanischer Epik ist in der zweiten Auflage von C. W. M. Greins kritischer Ausgabe und Uebersetzung (Kassel 1880) verzeichnet.] Aus dem 8.—9. Jahrhundert [der Karolinger- und Ottonenzeit sind uns aufbehalten an weltlichen

Dichtungen]: das Ludwigslied [auf den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt, noch vor dem August 882 gedichtet] in Reimen; das halb lateinische Gedicht auf Otto des Großen [Versöhnung mit seinem Bruder Heinrich. Deutsche Heldensage, wenn auch in Virgilischen Hexametern behandelt der von Viktor Scheffel übersetzte Waltharius von Ekkehard I. († 973 zu St. Gallen) und Ekkehard IV. († 1036) gedichtet und bearbeitet, und der aus dem bayerischen Kloster Tegernsee stammende Roman Ruodlieb, welcher neben seinen lateinischen auch den ältesten deutschen Hexameter enthält (Lateinische Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts herausgegeben von Jak. Grimm und Andr. Schmeller Göttingen 1838. — „Ruodlieb, der älteste Roman des Mittelalters nebst Epigrammen" herausgegeben von Fr. Seiler, Halle 1882.)] An geistlichen: [ein Gedicht auf] den heil. Georg, [ein strophisches Gedicht] [der Heiland und] die Samariterin [und ein Lobgesang auf den heil. Petrus, Freisinger Gebete] u. a.; das Wessobrunner Gebet, (aus dem 8. Jahrh.), und Otfrids [von Weißenburg] Evangelienharmonie, „Krist" genannt, aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, das erste größere Reimwerk der deutschen Sprache [herausgegeben von E. G. Graff Königsberg 1831 und O. Erdmann, Halle 1882], und Merigarto [um 1070 gedichtet], das Fragment einer Weltbeschreibung oder einer Schöpfungsgeschichte. Die Prosa dieser Periode ist geistlich und gelehrt; unter die merkwürdigeren Erzeugnisse derselben gehört eine Uebersetzung des Traktats des Isidor von Sevilla de nativitate domini, die Uebersetzung der Benediktusregel durch den St. Galler Mönch Kero, so wie einige Homilien (de vocatione gentium), und ein Fragment einer Uebersetzung des Evangelium Matthäus aus dem 8. Jahrhundert; aus dem 9. Jahrhundert stammt eine Interlinearversion von 26 lateinischen Hymnen, so wie eine Uebersetzung der s. g. Tatianischen Evangelienharmonie; desgleichen eine Anzahl von Gebetsformeln (Uebersetzung des Vater Unser), Beichtformeln, Beichtermahnungen (exhortatio ad plebem christianam); aus dem 10.—11. Jahrhundert sind die Uebersetzungen und Umschreibungen der Psalmen von dem St. Galler Mönch Notker III. Labeo [Teutonikus], des aristotelischen Organons, des Boëthius, des Marcianus Capella, theils von eben diesem Notker, theils vielleicht von seinen Zeit- und Klostergenossen, [unter denen er Schule machte. Auf der Uebergangsscheide des Althochdeutschen steht] die Umschreibung des

hohen Liedes von dem Abt Williram zu Ebersberg [gest. 1085], endlich eine Uebersetzung des 1. und 2. Buches Mosis (zum Theil), und ein Physiologus (reda umbe diu tier) vorhanden. Dazu kommen noch [einige weltliche Stücke, vor allen der berühmte, auch für die Geschichte der romanischen Sprachen so wichtige Straßburger Schwur der Könige und Völker von 842 und] eine sehr große Anzahl von Glossen, theils als eine Art von Wörterbüchern, theils als interlineare Erklärung einzelner Wörter der Bibel, in den Werken des Isidor, Prudentius u. v. a.; unter diesen Glossen ist das Vocabularium S. Galli, als das älteste althochdeutsche, noch dem 7. Jahrhundert angehörige Sprachdenkmal besonders hervorzuheben. [Von den althochdeutschen Glossen besitzen wir nunmehr eine für das ganze Sprachstudium höchst wichtige Sammlung, deren erster Band „Glossen zu biblischen Schriften" (Berlin 1879) von E. Sievers und El. Steinmeyer, der zweite (1882) „Glossen zu nichtbiblischen Schriften", von Steinmeyer allein bearbeitet worden ist. Die übrigen Sprach- und Litteraturreste der althochdeutschen Zeit findet man am vollständigsten in der zuerst 1864 von K. Müllenhoff und W. Scherer herausgegebenen Sammlung: „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.—XII. Jahrhundert" (2. Ausgabe, Berlin 1873), sowie in Wilhelm Wackernagels „deutschem Lesebuch", das in vielfachen Auflagen zahlreiche Verbreitung gefunden, enthalten. Des weiteren ist zu vergleichen die „Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert" von W. Scherer, Straßburg 1875, als 12. Heft der Quellen und Forschungen.]

Die althochdeutschen Sprachreste fanden geringe Beachtung; nicht genug, daß sie seit dem 12. Jahrhundert gänzlich vergessen in den Bibliotheken lagen, auch die Ausgaben, welche am Ende des 16. Jahrhunderts von zweien der hervorragendsten unter ihnen besorgt wurden; der Evangelienharmonie des Otfried, welche [der Arzt] Achilles Pirmin Gassar und [der Theologe] Matthias Flacius Illyricus 1571 herausgaben, und der Paraphrase des hohen Liedes durch Williram, welche [1528 Meinrad Molther und nach ihm] 1598 Paul Merula veröffentlichte, fanden, obgleich die Ausgabe des Williram zweimal, 1628 und 1631, wiederholt wurde, fast gar keine Berücksichtigung, jedenfalls eine unvergleichbar geringere, als dem doch auch nicht nach Gebühr beachteten Evangelienbuche des Ulfila gewidmet wurde. Durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch sucht man bei-

nahe völlig vergebens nach einer Spur, daß diese gedruckten Bücher nur irgendwie bekannt gewesen wären; wie viel weniger waren die ungedruckten Bücher jener ohnehin vergeßenen Zeit bekannt! Nicht viel beßeres Schicksal hatten mehr als hundert Jahre später die Bemühungen von Palthen in Greifswald, welcher den Traktat des Isidor und die Tatianische Evangelienharmonie 1706 herausgab, so wie von Schilter und Scherz in Straßburg, welche in ihrem Thesaurus, 1721 u. flg., die Benediktusregel des Kero u. a. herausgaben und Otfrids Evangelienharmonie wieder abdruckten, auch ein, freilich zugleich auch mittelhochdeutsches Wörterbuch, als dritten Theil des Thesaurus, hinzugaben. Es fehlte an aller direkten Vermittlung mit den Zeitgedanken und Zeitbestrebungen — man wußte mit diesen Dingen eben nichts anzufangen, hielt sie für Kuriositäten und difficiles nugae, ja für eigentliche barbara, und so fielen selbst die gründlichsten und fleißigsten Arbeiten, zu welchen ganz besonders die Erläuterungen von Scherz zum Otfrid gehören, ganz wirkungslos zu Boden. Die Fremdländerei und die Abwendung von dem wirklichen Leben hatten zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß eine thätige Theilnahme für das Vaterländische hätte Boden gewinnen können.

Gleichzeitig mit der Gipfelung der althochdeutschen Litteratur, welche im 9. Jahrhundert eintrat, und durch Otfrids Reimwerk repräsentirt wird, tritt die letzte und höchste, für unsere Kenntnis freilich auch einzige Blüte der altsächsischen Litteratur ein. Während die althochdeutsche Alliteration im 9. Jahrhundert sichtlich nicht allein im Sinken, sondern im Absterben begriffen ist, und die Sprache sich im Reim ein neues Dichtungsmittel schuf, erzeugte die altsächsische Poesie noch in den alten Formen der Alliteration eins der bedeutendsten Dichtungswerke unserer Nation, die altsächsische Evangelienharmonie, gewöhnlich Heliand genannt, ein christliches Epos, oder vielmehr das einzige christliche Epos, welches vorhanden ist. Die große Bedeutung dieses Gedichtes ahnete aus den geringen Bruchstücken, welche in dem Thesaurus von Hickes (Oxford 1703 f.) enthalten waren, [zuerst] Klopstock, [welcher sich durch H. P. Sturz eine Abschrift der sächsischen Dichtung zu verschaffen wußte, die er „mit einer fast ganz wörtlichen Uebersetzung und mit kurzen, aber bedeutenden Anmerkungen herauszugeben" gedachte]; erst 1830 wurde es von Schmeller herausgegeben, [der 1840 als zweiten Band ein Glossarium Saxonicum folgen ließ], und hat in der neuesten Zeit rege Theilnahme

gefunden. [Heliand, mit ausführlichem Glossar herausgegeben von M. Heyne, Paderborn 1866; eine durch Anmerkungen auch für nicht gelehrte Leser das Verständnis ermöglichende Ausgabe besorgte Heinrich Rückert als 4. Band der „Deutschen Dichtungen des Mittelalters“ Leipzig 1876. Eine große kritische Ausgabe in streng wissenschaftlichem Sinne veranstaltete E. Sievers, Halle 1878. Die besten von den vielen Uebersetzungen der altsächsischen Messiade verdanken wir K. Simrock (1866, 3. Aufl. 1882). Ein großes Verdienst um die Erklärung des Werkes erwarb sich Vilmar selber, der 1845 (2. Aufl. 1862 Marburg, Elwertsche Buchhandlung) seine Untersuchung veröffentlichte, „Deutsche Altertümer im Hêliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte, Beiträge zur Erklärung des altsächsischen Heliand und zur inneren Geschichte zur Einführung des Christentums in Deutschland“. — Abgesehen von dem großen herrlichen Epos sind von altsächsischen Sprachdenkmälern nur wenige Trümmer auf uns gekommen; einige Beschwörungen, eine Beichtformel, eine Heberolle, Glossen, das Bruchstück eines Psalmenkommentars aus dem 10. Jahrhundert und einige niederdeutsche Psalmen aus der Karolingerzeit. Diese „kleineren altniederdeutschen Denkmäler“ hat M. Heyne „mit ausführlichem Glossar“ herausgegeben (2. Aufl. Paderborn 1877).]

Die **mittelhochdeutsche** Sprach- und Litteraturperiode wurde, nachdem zuerst durch Bodmer eine allgemeinere Bekanntschaft mit derselben vorbereitet worden war, nach der seltsam ungenauen Ausdrucksweise Bodmers längere Zeit hindurch „der schwäbische Zeitpunkt“ genannt. Die jetzt allgemein herrschende Bezeichnung „mittelhochdeutsch“ rührt, gleich wie der Name „althochdeutsch“, von Jakob Grimm her. Der Beginn dieser Periode fällt in die Mitte des 12. Jahrhunderts, ihre Blüte hat sie vom Ende des 12. bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunders hinein, oder auch bis zum Schluße desselben; das 14. Jahrhundert, wenigstens die zweite Hälfte desselben, und das 15. stellen den Verfall der Sprache und der Dichtkunst mitunter in abschreckenden Formen dar. Die Blütezeit der mittelhochdeutschen Sprache und Litteratur aber ist mit einem so großen und unverkennbaren Glanze der poetischen Stoffe und Formen umgeben und fällt zugleich mit der Zeit der Hohenstaufen so genau nicht allein äußerlich zusammen, sondern ist durch die Hohenstaufen innerlich zum größten Theile so bestimmt bedingt, daß das wegwerfende Urteil über die Hohenstaufen, welches in der neuesten Zeit in manchen Kreisen herrschend zu werden

beginnt, wol schwerlich als ein umsichtiges und von allen Seiten erwogens Urteil wird gelten dürfen.

Die Sprache dieses Zeitraumes ist die Tochter der althochdeutschen Sprache, und wenn sie dieser ihrer Mutter an Fülle und Tiefe der Laute nicht gleich kommt, doch eine ungemein wohlklingende, maßvolle und gefügige Sprache; vor unserer jetzigen Sprache hat sie den bedeutenden Vorzug einer genauen Messung und Behandlung des Tones, welche Fähigkeit unserer jetzigen Sprache bekanntlich fast gänzlich abgeht, so daß sie eben durch diesen Mangel für Nichtdeutsche, Italiener zumal und Spanier, so schwer zu erlernen und in der That so wenig wohlklingend ist; das Uebermaß von tonlosen Silben, welches unsere jetzige Sprache besitzt, und welches zum grösten Theile daher rührt, daß wir keine kurzen Stammsilben mehr anerkennen, wenigstens zu sprechen im Stande sind, nimmt unserer Sprache alle Musik, während die mittelhochdeutsche Sprache den größten Theil derjenigen Silben, welchen wir jetzt als tonlos behandeln, als stumm behandelte und sich somit von denselben zu befreien vermochte. Nehmen wir hierzu den Versaccent (die Hebungen), welcher uns gänzlich verloren gegangen ist — da wir im Verse nur eine eintönige Abwechslung zwischen Hebung und Senkung (noch immer von Unkundigen als „Länge" und „Kürze" bezeichnet) besitzen — so werden wir in der mittelhochdeutschen Poesiesprache wol ohne alle Frage ein, uns freilich jetzt unerreichbares, Muster deutscher Dichtersprache anzuerkennen haben, und wenn dieß zugestanden wird, so möchte nicht geleugnet werden können, daß es kein besseres Mittel gebe, unser Sprachgefühl lebendig zu erhalten und vor gänzlicher Verflachung und Versumpfung zu bewahren, als eine ernstliche Beschäftigung mit der Poesie des 13. Jahrhunderts. Wer einen Iwein Hartmanns von der Aue, oder gar einen Parcival Wolframs von Eschenbach gut zu lesen im Stande ist, der wird auch unsere jetzige Sprache mit Feinheit und Nachdruck, mit Feuer und Maß in gleichem Grade zu behandeln verstehen und sehr bald die Art und Weise, wie in unserer Zeit meistens gesprochen, vorgelesen und deklamiert wird, völlig unerträglich finden, vollends aber die Sprachbildung, welche man noch immer in nur allzuweiten Kreisen aus dem Französischsprechen oder gar aus dem Englischsprechen schöpfen zu können meint, als eine Misbildung unbedingt verwerfen; durch die aus diesen Sprachen vorzugsweise oder allein geschöpfte Sprechweise lernen wir unsere jetzige Sprache nur noch tonloser sprechen, als dieß schon geschieht:

ihnen fehlt in noch höherem Grade der Tonwechsel, die Seele der Sprache, als derselbe unserer jetzigen Sprache fehlt, und welchen wir für letztere wenigstens bis zu einer gewissen Stufe durch Uebung des Mittelhochdeutschen wiederzuerlangen mit vollem Grunde hoffen dürfen. Wie diese Uebung anzustellen sei, ist Sache der Schulen (Gymnasien, Realschulen); es möge möge bemerkt werden, daß dieselbe nicht anders mit Erfolg werde angestellt werden können, als wenn die Elemente der gothischen und althochdeutschen Buchstabenlehre vorausgegangen sind. [Vilmar selbst hat als zweiten Theil seiner „Anfangsgründe der deutschen Grammatik" (1. Lautlehre und Flexionslehre — 3. Wortbildungslehre) „die deutsche Verskunst nach ihrer geschichtlichen Entwickelung" darzustellen gesucht; aus Vilmars Nachlaß herausgegeben von C. W. M. Grein, Marburg, Elwertsche Buchhandlung 1870.]

Von weit größerer Bedeutung für unsere Zeit und für die Zukunft, als die Form, ist der Inhalt der mittelhochdeutschen Litteratur. Nächst Homer, vorausgesetzt, daß derselbe in verständiger Weise behandelt wird, ist nichts so geeignet, den Geschmack an Redensarten, Effektmachereien und überhaupt an der ganzen Leerheit einer schillernden Rhetorik von Grund aus zu verleiden, als unser nationales Epos (Nibelungen, Gudrun); aber freilich ist gerade dieser Umstand das Hindernis aller allgemeinen und nachhaltigen Betheiligung an diesen nationalen Dichtungen. Dazu kommt, daß dieselben nicht blos das ästhetische Wohlgefallen, sondern, und zwar mit großem Nachdruck, die Gesinnung in Anspruch nehmen —, eine Eigenschaft, durch welche sie schon vorlängst bei der großen Anzahl derer, welche nur ungern ihren Charakter in Anspruch genommen sehen, Anstoß und Widerwillen erregt haben. Indeß vor Allem müssen wir geltend machen, daß ohne eingehendes Verständnis des vaterländischen Epos, und zwar dießmal in seinem weitesten Umfange gefaßt, nicht blos auf Nibelungen und Gudrun beschränkt, ein Verständnis des deutschen Volkslebens eine Unmöglichkeit ist; — um ein ganz spezielles Beispiel hervorzuheben, kann die Grundlage für einen gesunden Geschmack in der Hymnologie allein durch eine genaue Kenntnis unseres Epos gelegt werden. Freilich wird diese Kenntnis nicht, wie man jetzt in fast bedenklicher Weise zu thun anfängt, durch eine bloße litterargeschichtliche Beschäftigung mit diesen Gegenständen erreicht, auch nicht bloß etwa in der Schule erlangt, wenn gleich von letzterer mit der größten Bestimmtheit gefordert werden muß, daß sie die Fundamente für diese Kenntnis

legen soll. Daß indes nicht bloß die volksmäßige epische Dichtung, sondern auch das Kunstepos in seinen bedeutenderen Erscheinungen, Parcival, [des Pfaffen Konrads] Rolandslied, Lamprechts Alexander, und die ältere Lyrik ähnliche Bedeutung für unsere Zeit und Zukunft haben können, möge nur angedeutet werden. Ueberall werden wir aus der theorisierenden Unwahrheit, in welche wir tief verstrickt sind, durch jene ältere Poesie zur poetischen Wahrheit zurückgeführt.

So gänzlich vergeßen, wie die gothischen und althochdeutschen Sprachreste, war freilich die mittelhochdeutsche Litteratur in den letztvergangenen Jahrhunderten nicht, aber das Bewußtsein von ihrer Bedeutung war in nicht höherem Grade vorhanden, als es von jenen älteren Litteraturperioden vorhanden war, und gerade das Beste, das Epos, war gänzlich verschüttet. Boners Fabeln waren ja das erste deutsche Buch, welches gedruckt wurde (Bamberg, 1461), und 1477 wurde der Parcival und [der jüngere] Titurel, darnach noch im 15. Jahrh. auch Mehreres, aber gerade das Unbedeutendste, durch die Presse vervielfältigt; von dem Epos rettete sich fast nichts als das sogenannte Heldenbuch und die verwandten Einzelsagen, welche je mehr und mehr während des 16. Jahrh. der Verachtung anheimfielen. Als M. Goldast 1612 in seinem Werke Paraenetici veteres den König Tirol und den Winsbeke, Opitz 1639 das Annolied herausgab, galten diese Dinge für nichts anderes als für gelehrte Kuriositäten, und kaum viel beßer wurden die bereits vorher erwähnten Bestrebungen von Schilter und Scherz angesehen, in deren Thesaurus u. a. das Rolandslied [des Paffen Konrad] und Stricker's Bearbeitung desselben erschienen. Eine allgemeinere Anregung, aber freilich ziemlich verschwommener und unklarer Art gaben [Gottsched und ihm folgend] seit dem Jahr 1748 Bodmer für die Kenntnis der mittelhochdeutschen Litteratur und für die Beschäftigung mit derselben (Proben der alten schwäbischen Poesie des dreyzehnten Jahrh. 1748. Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. 1757. Chrimhildens Rache, und die Klage; zwey Heldengedichte. Aus dem schwaebischen Zeitpunkte. Samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Josaphat. Darzu kömmt ein Glossarium. Zyrich, 1757. Sammlung von Minnesingern aus dem schwaebischen Zeitpunkte. CXL Dichter enthaltend, durch Ruedger Manessen, weiland des Rathes des uralten Zyrich. 4. 1758—1759. 2 Bände); worauf später 1784 die Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte aus Bodmers

Abschriften durch Müller folgte (das Nibelungenlied, [Heinrich von] Veldeks Eneide u. e. a. in zwei Bänden, wozu ein dritter unvollendeter gehört [Johannes Crueger, „die erste Gesamtausgabe der Nibelungen“, Frankfurt 1884] und woran sich ähnliche unkritische Editionen und Bestrebungen anschloßen, welche indes [nur sehr langsam] allgemeine Theinahme fanden (Schütze, Casparson, Gräter). Für das Nibelungenlied und das volksmäßige, zum Theil auch das kunstmäßige Epos wirkte dann später Friedrich Heinrich von der Hagen († 1856) mit unermüdeter Thätigkeit und großem Erfolge, wenn gleich sein Standpunkt, allerdings ein höherer als der Standpunkt Bodmers, Müllers und Casparsons, der Hauptsache nach auf dem Boden der alten Unkritik und Verschwommenheit verharrte. Erst Bernhard Joseph Docen († 1828) und dann die Brüder Grimm, Benecke († 1844) und Lachmann († 1851) gaben dem Studium der älteren deutschen Sprache, zumal Jakob Grimm [† 1863] durch sein bereits oben genanntes unsterbliches Werk, die deutsche Grammatik, einen festen wissenschaftlichen Boden, auf welchem dann Schmeller († 1852), H. Hoffmann von Fallersleben [† 1874], Maßmann [† 1874], Graff († 1841), W. Wackernagel [† 1869], Koberstein [† 1870,] Simrock [† 1876], M. Haupt [† 1874] und eine nicht geringere Anzahl Jüngerer, v. Keller [† 1883], Sommer († 1868), Zarncke, Zacher, v. Karajan [† 1873], F. Pfeiffer († 1868), K. Bartsch u. A. mit großem und zum Theil glänzendem Erfolge weiter gebaut haben. Der Frh. v. Laßberg († 1855) dagegen zog es vor, auf dem alten Bodmerischen Standpunkt stehen zu bleiben. Die Aufgabe, welche der Mitwelt und Nachwelt durch die Forschungen dieser Männer gestellt ist, wird die sein, die Resultate derselben nicht abermals in der Bücherwelt verkommen zu lassen, wie es im Anfange des 17. und 18. Jahrh. geschehen ist, sondern diese Ergebnisse in das wirkliche Leben einzuführen. [Rudolf von Raumer „Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland“, München 1870; hierzu ergänzend Reinhold Bechstein, „Die germanische Philologie, vorzugsweise in Deutschland seit 1870; ein encyklopädischer Ueberblick“. Leipzig 1883. — Auf Grundlage der Arbeit Hoffmanns von Fallersleben (1836) arbeitete K. v. Bahder seine Zusammenstellung aus „Die deutsche Philologie im Grundriß“ Paderborn 1883.]

Die Geschichte der älteren deutschen Litteratur, welche in Erdwin Julius Koch's Kompendium der deutschen Litteraturgeschichte (zuerst

1790—95, dann 1895—98) enthalten ist, muß jetzt für völlig unbrauchbar erklärt werden; grundlegend, aber freilich jetzt bei weitem nicht mehr genügend, war der 1812 von von der Hagen und Büsching herausgegebene litterarische Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16. Jahrhundert; anregend, wenn gleich auf einem älteren Standpunkt stehend, sind Wachlers Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur 1818 (2. Aufl. 1834). Sehr gründlich, wenn gleich dem [ursprünglichen] Titel nach nur für den Schulunterricht bestimmt, aber den Gesichtskreis der Schule weit überschreitend und nachdrücklichst zu empfehlen, ist Kobersteins Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur [1827; 6. Auflage besorgt von Karl Bartsch in drei Bänden, Leipzig 1885]. Streng wißenschaftlich und [seiner Zeit] die Forschungen abschließend ist Wilhelm Wackernagels Geschichte der deutschen Litteratur, 1848 bis 1853 [zwei Bände, 2. Aufl. besorgt von Ernst Martin, Basel 1879—1885], und eine ungemein fleißige und reichhaltige Arbeit ist Karl Gödeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung [aus den Quellen (1859—1881, Hannover und Dresden III Bde.); von einer „zweiten ganz neu bearbeiteten Auflage" dieses trefflichen, wirklich nie genug zu lobenden Werkes, das für jedes ernste Studium der deutschen Litteratur die unentbehrliche Grundlage liefert, hat Karl Gödeke 1884 (Dresden) den ersten Band herausgegeben.] Dazu kommt die bekannte Litteraturgeschichte von Gg. Gottfried Gervinus, welche nur mit allzuviel fremden Maßstäben an die Beurteilung der älteren Litteraturwerke geht und sich meist nur raisonnierend verhält [zuerst in zwei Bänden als „Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen" (Leipzig 1835—1836) später in fünf Bänden als „Geschichte der deutschen Dichtung"; 5. Aufl. besorgt von Karl Bartsch (Leipz. 1871) herausgegeben], sowie die Geschichte der deutschen Nationallitteratur von Vilmar, ursprünglich Vorlesungen [„Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur", Marburg, Elwertsche Universitäts-Buchhandlung. Die 12. vermehrte Auflage von 1868 „Geschichte der deutschen Nationallitteratur" ist die letzte von Vilmar selbst besorgte. Die 13.—21. mit „Anmerkungen" bereicherte Auflage besorgten der Reihe nach Altmann, Dittmar, Philipp Wackernagel und Karl Gödecke; die 22. Auflage wird, fortgeführt durch eine Litteraturgeschichte der neueren Zeit, von Adolf Stern herausgegeben], welche auf neuerem Standpunkte ungefähr das vorher genannte

Werk von Wachler vertritt. — Geschichte der deutschen Litteratur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. [1853—1859; 5. Aufl. Leipzig, 1869—1870 in 3 Bänden, ein 4. Bd. 1872, ein 5., der Jos. Kürschner zum Verfasser hat, in Vorbereitung. — Geschichte der deutschen Litteratur von W. Scherer Berlin 1883; 3. Aufl. 1885. — Eine „Geschichte der altdeutschen Poesie“ enthalten die beiden ersten der acht Bände von Uhland's „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ Stuttgart 1865—1872].

Noch bleibt übrig, die Wörterbücher zu erwähnen, welche den althochdeutschen oder mittelhochdeutschen Sprachschatz ganz oder theilweise darzustellen bestimmt sind — die gothischen Wörterbücher sind vorher angeführt worden. Für das Althochdeutsche oder Mittelhochdeutsche ist das als dritter Theil des Schilter'schen Thesaurus 1728 erschienene Glossarium ad scriptores linguae francicae et alemannicae veteris bestimmt, indes für die Gegenwart nicht mehr ausreichend. Für das Althochdeutsche ist eine reiche, wol fast vollständige Wörtersammlung, der „Althochdeutsche Sprachschatz“, von E. G. Graff, 6 Bände 4., 1834—1842, nach Graffs Tode durch Maßmann vollendet und mit einem Index (gedrängtes ahd. Wörterbuch) 1846 versehen, durch welchen das von Graff nach wunderlichen Vorurteilen angelegte Werk erst brauchbar geworden ist. Für das Mittelhochdeutsche sind C. G. Haltau's Glossarium germanicum medii aevi 1758, besonders für die Rechtsausdrücke wichtig, und J. G. Scherzii Glossarium germanicum medii aevi potissimum dialecti suevicae ed. J. J. Oberlin, 1781[—1784], sehr zu beachten. [Mit Benutzung von Beneckes Nachlaß — dessen Wörterbuch zu Hartmanns Iwein (Göttingen 1833, 2. Aufl. 1874) noch immer eine Grundlage für das Studium des Mittelhochdeutschen bildet — ist ein treffliches,] mittelhochdeutsches Wörterbuch von W. Müller u. Fr. Zarncke 1854—1861 [hergestellt worden. Als Supplement zu demselben bietet sich das mittelhochdeutsche Handwörterbuch von Matthias Lexer dar (Leipz. 1872—1878), dessen „mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch mit grammatischer Einleitung (2. Auflage. Leipzig 1881) dem Freunde der älteren deutschen Litteratur als vorzüglichstes Hilfsmittel neben W. Wackernagels „althochdeutschem Wörterbuch“ (5. Aufl., besorgt von M. Rieger, Basel 1878) nicht warm genug empfohlen werden kann.] Von großer Wichtigkeit ist J. A. Schmellers Bayerisches Wörterbuch [Stuttg. 1827—1837], in welchem die Idiotismen überall auf die ältere Sprache zurückgeführt

sind, so daß dieses Werk eine weit über seine nächste Bestimmung, worin es ein schwer zu erreichendes Muster ist, hinausgehende Bedeutung hat.] Eine zweite, mit Schmellers eigenen Nachträgen vermehrte Ausgabe der vier Teile besorgte G. K. Frommann in zwei Bänden, München, 1872—1877. Nachdem Lexer für seinen Kärnthner Heimathsdialekt 1862 ähnliches wie Schmeller für den bayrischen zu leisten unternommen, begann 1881 die antiquarische Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes ein groß angelegtes „Wörterbuch der Schweizerischen Sprache" erscheinen zu lassen. Unter der Redaktion von Fr. Staub und L. Tobler sind von dem „Schweizerischen Idiotikon" bis jetzt acht Hefte (Frauenfeld) erschienen. Ein Schwäbisches Idiotikon, für das A. v. Keller langjährige Vorarbeiten gemacht, wird von Hermann Fischer der Vollendung entgegengeführt. Nicht vergessen darf hier werden, daß Vilmar selber nach Schmellers „unerreichbarem Vorbilde" ein „Idiotikon von Kurhessen" (Marburg, Elwert'sche Verlags-Buchhandlung 1867; neue Ausgabe 1883) zusammenstellte, welches auch das sachliche Gebiet berührte und „die heimische Sprache in ihrem lexikalischen Gehalt als Ausdruck des Lebens und der Sitte des Volkes kennen lernen und lieb gewinnen wollte".]

Endlich möge noch auf Jakob Grimms Geschichte der deutschen Sprache (1848, 2 Bände, [4. Auflage Leipzig 1880; vgl. auch W. Scherer, „zur Geschichte der deutschen Sprache", 2. Aufl. Berlin 1878] hingewiesen werden, welches [geniale, aber unter allen Schriften Grimms am meisten anfechtbare] Werk eigentlich nur der wissenschaftlichen Sprachforschung dienen will, indes auch von denen, welche nicht zum Fache gehören, mit Vortheil und größerer Leichtigkeit gelesen werden kann, als seine Grammatik, welche nicht zum Lesen, sondern zum Nacharbeiten und Mitforschen bestimmt ist. [Nicht minder für alle Gebildeten, welche ein warmes Herz für ihre Muttersprache haben, als für den Sprachforscher ist Friedrich Kluge's „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache" (3. Aufl. Straßburg 1884) in der That ein Wörterbuch für das deutsche Haus, ein in seiner Art einzig dastehendes Hilfsmittel, dessen Trefflichkeit rasch allgemein die verdiente Anerkennung gefunden hat. [Ueber das Wörterbuch der Brüder Grimm s. unten.]

---

2. Die deutsche Litteratur des 12.—15. Jahrhunderts*).

Die deutsche Litteratur des 12.—15. Jahrhunderts, deren Blütezeit in das letzte Jahrzehent des 12. und in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt, hat ihre Bedeutung teils in dem Epos, teils in der Lyrik, während das Drama, welches sich auch bei den Griechen nicht gleichzeitig mit dem Epos entwickelt hat, erst am Ende des gedachten Zeitraums auftritt und gleichen Rang mit den beiden anderen Dichtungsarten weitaus nicht in Anspruch nehmen kann. Das Epos zerfällt in das eigentliche Epos (Volksepos) und das Kunstepos, an welches letztere sich mehrere Nebenformen (Erzählung, Legende, Beispiel, d. h. in unserem jetzigen Sprachgebrauch: Fabel, Aventiure, d. h. Scherzgedicht, Schwank u. a.) anschließen.

Das Volksepos ruhet auf allgemeinen Volksanschauungen und Volkserlebnissen, ist mithin seinem Stoffe nach unerfindbar und unnachahmlich, hinsichtlich seiner Form, des poetischen Stils, einfach und schmucklos. Der Versbau ist strophisch. Vertreten wird dasselbe im ersten Range durch das Lied von den Nibelungen (der Nibelungen Not) und durch das Lied von Kudrun, sodann durch eine Reihe verwandter Dichtungen, wie Otnit (Ortnit), Hugdietrich und Wolfdietrich, Ecken Ausfahrt, der Rosengarten, Walther und Hiltgunt, Alpharts Tod, die Rabenschlacht. Durch die Erzählung und den Gesang der Volkssänger, fahrenden Leute, Spielleute, nach dem Aussterben des Epos Marktsänger und Bänkelsänger genannt, wurden die meisten dieser Epopöen durch eine Reihe von Generationen fortgetragen, zum Teil auch fortgebildet, nicht selten freilich zugleich verunstaltet, bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo die Volkstradition abstarb und mit dem Ende dieses Jahrhunderts erlosch.

[*) Gegen Vilmars Autorschaft dieses Artikels wurden zwar Zweifel erhoben, konnten indessen nicht soweit begründet werden, daß eine genügende Veranlassung vorhanden gewesen wäre, im Widerspruch mit Piderits bestimmter Angabe den Aufsatz von der Sammlung auszuschließen.]

Das Kunstepos wurzelt auf fremdländischen Stoffen, ruhet auf der Erfindung und hat seinen Vorzug in der zierlichen und reinlichen Darstellung. Hierher gehört im ersten Rang der Parcival des Wolfram von Eschenbach, dessen Titurel und Wilhelm von Oranse (beide unvollendet), sodann kommen hierher die Artuspoesien (Hartmanns von der Aue Iwein, [Erek] u. A., Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isold,) [die trojanischen Poesien (von Heinrich von Veldecke, Konrad von Würzburg u. A.),] die Alexanderpoesieen (von Lamprecht, Rudolf von Ems u. A.), die Rolandspoesieen und Anderes. Diese Poesie, wesentlich eine höfische, erhielt sich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts; im 16. ist sie bereits erloschen und gegen Ende des 16. Jahrhunderts vergessen. Der Erzählungen (Maeren), Legenden, Beispiele und Aventiuren ist eine sehr große Anzahl vorhanden, und diese Nebenform des Kunstepos, aus welcher sich in späterer Zeit der sogenannte Roman unter Einwirkung romanischer Einflüsse bildete, wurde noch im 16. Jahrhundert gepflegt, starb aber mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts gleichfalls aus. Die Form des [deutschen wie französischen] Kunstepos ist die der kurzen Reimpaare.

Als eine besondere Art des Epos muß das Tierepos bezeichnet werden [das Hauptwerk über dasselbe ist Jak. Grimms umfangreiche Einleitung zu seiner Ausgabe des „Reinhart Fuchs“ (Berlin 1834); neuere Arbeiten von Ernst Voigt u. A.], welches aus der allerältesten Zeit stammt, am Ende des 12. Jahrhunderts, aus Nordfrankreich nach Deutschland zurückkehrend, eine ansprechende Einkleidung fand und am Ende des 12. Jahrhunderts in niederdeutsche Sprache umgegoßen als Reineke Vos bis jetzt allgemein bekannt geblieben ist [und durch Goethes neuhochdeutsche Uebertragung die weiteste Verbreitung gefunden hat], wenn auch das 16. Jahrhundert mit dieser eigentümlichen Dichtung nichts weiter anzufangen wußte, als sie in das Lateinische zu übersetzen. Eine Art Nachahmung des Tierepos ist der [unter dem bestimmenden Einfluße der Homerischen „Batrachomyochamie“ abgefaßte] Froschmeuseler des Georg Rollenhagen aus dem 16. Jahrhundert.

Die Lyrik des Zeitraums vom 12. bis 15. Jahrhundert ist im 12. und 13. Jahrhundert wesentlich Kunstlyrik und höfische Poesie, und wird ihrem überwiegenden Inhalte nach Minnepoesie genannt. Durch zarte Darstellung und feine Schilderung ist sie ausgezeichnet, dem Inhalte nach nur bei einigen der hervorragendsten Dichter, wie

Walther von der Vogelweide, von höherer Bedeutung [Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide von W. Wilmanns, Bonn 1882]; im Ganzen repräsentiert sie in der gefälligsten Weise eine höchst anmutige Jugendlichkeit.

Im 14. und 15. Jahrhundert wendet sich die Lyrik einerseits der Volksmäßigkeit zu und bereitet das Volkslied [s. S. 20 u. folg.] des ausgehenden 15. und des 16. Jahrhunderts vor; andererseits verfällt sie der gelehrten Künstlichkeit und läuft in den Meistergesang des ausgehenden 15. und des 16. Jahrhunderts aus. [Jak. Grimm, „über den altdeutschen Meistergesang" Göttingen 1811.] Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts stirbt auch die Tradition der alten Lyrik aus, wenn sich gleich der Meistergesang bis in das gegenwärtige Jahrhundert bürgerlich ehrbar, aber verknöchert, erhalten hat. Das Volkslied aus der sogenannten gebildeten Welt verbannt, erhielt sein Dasein dagegen, unbeachtet von der herrschenden Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts durch mündliche Tradition, bis ihm die romantische Schule, Herder folgend, wieder die verdiente Geltung eroberte.

---

3. Deutsche Litteratur von Luther bis Bodmer.

Wenn man die neuere deutsche Litteratur mit Luther beginnen läßt, so kann dieß nur in sofern für richtig gelten, als man ausschließlich auf die Sprache Rücksicht nimmt, welcher allerdings von Luther im Gegensatz gegen die bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts übliche altdeutsche Sprache [auf Grundlage der kursächsischen Kanzleisprache] ein neuer Charakter aufgeprägt wurde, derselbe, den unsere Schrift- und Umgangs-Sprache noch gegenwärtig trägt. Die übrigen Formen der Litteratur und vollends die Stoffe der Litteratur blieben dagegen bis auf Opitz die alten, und eine in Stoff und Form neue Litteratur-Periode Deutschlands kann erst als mit Martin Opitz eingetreten geschichtlich gerechtfertigt werden.

Die Sprache, welche von Luther eingeführt wurde, war das Hochdeutsche — worunter man bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts in richtigem Sprachgebrauch nur das Oberdeutsche, im Gegensatz gegen das Niederdeutsche, d. h. das Sächsische oder später sogenannte Plattdeutsche und das Holländische, verstand — jedoch mit sehr zahlreichen Einmischungen niederdeutscher Elemente, Wörter und Flexionen, zum Teil auch syntaktischer Formen. Diese neue Sprache wurde später, als eine ihrer Beschaffenheit nach höhere, Hochdeutsch genannt, und ihr nun wieder Alles, was Provinzialismus war, nicht nur, und nicht nur das Niederdeutsche, nunmehr „Plattdeutsch" genannt, sondern auch ihre eigene Mutter, welche nunmehr den Namen oberdeutsche Sprache (Mundart) erhielt, gegenüber gestellt.

Die Stoffe der Litteratur der älteren Zeit zogen sich durch das ganze sechszehnte Jahrhundert hin, wenn gleich, was die alten Sagen und das Epos betrifft, in stets zunehmender Verkümmerung, an welcher sie schon im 15. Jahrhundert gelitten hatten. Das Nibelungenlied war gänzlich, Parcival fast gänzlich vergeßen, und der Minnegesang war zum Meistergesang herabgesunken; das Heldenbuch, eine im 15. Jahrhundert verfertigte Umdichtung vom Otnit, vom Hug- und Wolf-Dietrich, vom Rosengarten und Laurin, vor 1491 bereits gedruckt, wurde noch mehrmals aufgelegt und, wie es scheint vorzugsweise vom Adel gelesen; im Uebrigen hatten sich die alten Sagen in die Gestalt von sogenannten Volksbüchern — zum Teil dieselben, welche noch jetzt umgehen, und von [Ludwig Tieck, Gustav Schwab, Karl] Simrock u. A. erneuert herausgegeben worden sind — verzwergt. Ein Fortschritt der Bearbeitung dieser epischen Stoffe, als Dramen, fand nicht statt, wenn auch Hans Sachs [, er war der erste, welcher sich an eine Dramatisirung des Nibelungenstoffes wagte; im September 1557 schrieb er seine „Tragedi der hürnen Seufrid", zum erstenmal nach der Handschrift des Dichters herausgegeben 1880 als 29. Heft der Hallischen Neudrucke] und später Jakob Ayrer dieß, freilich mit unzulänglichen Mitteln, versuchten. Im Anfange des 17. Jahrhunderts war diese ganze ältere Litteratur vergessen, als wäre sie niemals vorhanden gewesen. Nur

das Volkslied,

aus dem 15. Jahrhundert stammend, erhielt sich nicht bloß, sondern nahm noch einen bedeutenden Aufschwung.

Volkslied bedeutet, wenn der Begriff nicht willkürlich und in unzulässiger Weise ausgedehnt wird, ein lyrisches — für den Gesang bestimmtes, singbares und gesungenes — Produkt der Poesie, welches entweder Thatsachen zum Gegenstande hat, die dem ganzen Volke bekannt sind und Interesse abgewonnen haben, oder Zustände, namentlich auch Seelenzustände, darstellt, welche im ganzen Volke in gleicher Weise vorhanden sind. Es liegt ihm unter allen Umständen eine Erfahrung zu Grunde, welche allerdings zunächst die Erfahrung eines Individuums sein kann, die jedoch so beschaffen ist, daß ein Jeder, welcher demselben Volksstamm angehört, dieselbe entweder schon gemacht hat oder sofort nachzuerleben im Stande ist.

In diesen Hauptzügen, welche das Volkslied mit dem Epos gemein hat, wie denn letzteres unzweifelhaft auf dem Volksgesange beruhet und Volksgesang im strengsten Sinne ist, sind die Volkslieder sonst sehr verschiedener Nationen einander gleich oder doch sehr ähnlich: der Deutschen, Niederländer und Engländer mit einbegriffen, der Slaven und Bretonen. Am nächsten kommt den Volksliedern dieser Nationen das ältere spanische Lied, die Romanze [und die schottische Ballade]. Die französischen Chansons und die italienischen Balladen und Ritornelle bewahren zwar auch noch eine gewisse Verwandtschaft mit dem, was wir Volkslied nennen, wenigstens in so weit denselben eine Thatsache als Hintergrund dient, gehören aber wesentlich der Kunstlyrik an, welche einen bestimmten Gegensatz gegen die Volkslyrik bildet. [Neuerdings ist durch die Sammlungen von M. Haupt „französische Volkslieder" (Leipzig 1877) und K. Bartsch „alte französische Volkslieder übersetzt nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts" (Heidelberg 1882) der Bestand einer echten Volkslyrik auch für Frankreich erwiesen worden.]

Indeß verlangt die Bezeichnung „Volk", welche wir diesen Liedern geben, noch eine nähere Bestimmung, insbesondere in Beziehung auf die deutschen Volkslieder, wie dieselben vom 14. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert gedichtet und gesungen worden sind und in dieser Weise zum Teil noch jetzt fortdauern. Die Bezeichnung „Volkslied" ist erst seit Herders Zeit [— die beiden Sammlungen seiner „Volkslieder", denen Joh. v. Müller später den Titel] „Stimmen der Völker in Liedern" [gab, erschienen 1778 und 1779 —] in Gang gebracht worden; als diese Lieder gedichtet wurden, war diese Bezeichnung nicht nur nicht vorhanden, sie war unmöglich. Es gehören nämlich diese

Lieder hinsichtlich ihrer Entstehung zunächst bestimmten Lebenskreisen, Volksschichten, an, sind nicht etwa nur für dieselben gedichtet, sondern aus denselben hervorgegangen, sprechen die fröhliche Lust und den tapfern Mut, die innige Liebe und das bittere Leid dieser Kreise unvermittelt, in größter Einfachheit und in vollster Wahrheit aus, und es ist dieses Aussprechen oder Aussingen aus tiefstem Bedürfnis hervorgequollen, wie alle Erzeugnisse wahrer Kunst nicht aus Willkür und Absicht, sondern aus tiefem Bedürfnis der Menschennatur hervorgehen. Des Einstimmens und Mitsingens der Lebensgenoßen ist der Dichter, richtiger Sänger, dieser Kreise gewis. Er singt ja nur, was in allen Herzen eben so lebt, wie in dem seinigen, und er ist nicht mehr, will auch nicht mehr sein, als der Mund der Genossenschaft, welcher er angehört, woher es kommt, daß wir von den meisten und zwar gerade den besten Volksliedern einen Verfaßer nicht kennen. Diese Kreise oder Lebensgenossenschaften sind die Landsknechte, die Reiter im Dienste des Adels, die Bergleute, die Jäger und endlich die fröhlichen Geselligkeitskreise der sogenannten Mittelstände, zumal des mittleren Bürgerstandes, zum Teil auch des Bauernstandes. So gab es denn wie gesagt, keine „Volkslieder“, sondern nur Landsknechtslieder, Reiterlieder, Bergreihen und „gute Gesellenliedlein“, unter welche letztere Rubrik die Trinklieder, Mailieder, Tanzlieder und Liebeslieder fallen. Diese Schichten des Volkes aber hat man sich nachgerade gewöhnt, eigens als „das Volk“, im Gegensatze gegen die regierende und die gelehrte Welt zu bezeichnen nnd es rührt aus dieser Gewöhnung zunächst die Benennung Volkslied her.

Indeß hat diese Benennung auch in so fern eine gewisse Berechtigung, als die hier in Rede stehenden Lieder, wenn auch innerhalb einer bestimmten Lebensgenoßenschaft entstanden, doch auch in den übrigen parallelen Kreisen Eingang fanden und gesungen wurden — gewisse Grundanschauungen, gewisse allgemeine Lebenserfahrungen und Sitten waren allen jenen vorhergenannten Kreisen gemein — das ganze Volk, in dem eben bezeichneten Sinne, sang sie und selbst die regierenden Kreise, Fürsten und Adel hatten Teilnahme für dieselben. Ja, in den ersten Zeiten der sogenannten „Wiedererweckung der Wißenschaften“ waren Einzelne unter den modernen Humanisten dem Volksliede geneigt [— Ulrich von Huttens Dichtung „Ich habs gewagt mit Sinnen“ gehört nach jeder Richtung hin dem Volksliede an —], nicht in den späteren, in welchen die lateinisch-griechische Gelehrsamkeit

sich verachtend von dem Volksliede abwendete, ja sich feindselig ihm gegenüberstellte.

Daß nun unsere Lieder solchen nicht durch Wahl und Willkür gebildeten, sondern durch die gegebene Ordnung der Dinge zusammengeschloßenen Kreisen angehörten und daß sie mithin auf dem nicht nur sicheren, sondern zufriedenen und fröhlichen Bewußtsein der Schranken des Lebens beruhen, das verleiht ihnen ihre konkrete Anschaulichkeit, ihre einfache Wahrheit und ihre unbefangene Einfalt. Ein bestimmtes, formloses Publikum ist nicht die Zuhörerschaft der Sänger des Volksliedes; sie sangen nicht aufs Geratewol, ob sie Einstimmende und Mitsingende da oder dort vielleicht fänden — ihre Zuhörerschaft bestand aus Miteinstimmenden und Mitsingenden, deren sie zum Voraus gewis waren. Unter solchen Umständen begreift es sich, daß — da nur zu Einverstandenen und mit ihnen gesungen wurde — Vieles in diesen Liedern sich von selbst verstand, Vieles nicht erzählt zu werden brauchte, ja nicht erzählt werden konnte, weil die Gegenstände bekannt waren und die Teilnahme für dieselbe bereits vorhanden, nicht erst zu erwecken war. Deshalb erscheinen uns viele, ja die meisten Volkslieder sprunghaft, voll der kühnsten, ja überkühnen Uebergänge, und nach unseren jetzigen Begriffen lückenhaft. Man ist, um die Volkslieder zu verstehen, darauf gewiesen, „zwischen den Zeilen zu lesen", wie wir jetzt — von einem andern Gebiete hergenommen — zu sagen pflegen; richtiger aber ist es so auszudrücken: es wird von dem Epos und ebenso von dem Volksliede an den Hörer die Forderung gestellt und kann an ihn, als Einverstandenen, gestellt werden, daß er mitdichte. Wenn ein jetziger Leser des Volksliedes ein bloßer Leser bleiben will; wenn er, ohne die Fähigkeit und den Willen des Mitdichtens, sich an das Lesen desselben begiebt, so wird ihm dasselbe nicht nur ein bloßes Buch, sondern auch ein unlebendiges, ein verschlossenes Buch bleiben, während das Volkslied an sich nichts weniger als ein Buch, sondern eher das gerade Gegenteil eines Buches ist. Die Erfahrung lehrt auch, daß diejenigen, welche jene Forderung ablehnen oder welchen die Fähigkeit des Mitdichtens in der That fehlt, von dem Epos — herab vom Homer bis zur Kudrun und zum Rosengarten — so wenig wie von dem Volksliede angesprochen, im Gegenteil wol von diesen Dichtungen unangenehm affiziert, mitunter heftig abgestoßen werden.

Es begreift sich auch weiter, daß dem Volksliede Alles, was Schilderung, Ausmalung, rhetorische Figur — Alles, was auch in der entferntesten Beziehung Pointe, Hinwirkung auf den Effekt, Tendenz und was sonst der Art ist, genannt werden kann — gänzlich fehle. So viel nun auch durch die Abwesenheit dieser subjektivistischen Mittel die Volkslieder an Kraft und Wahrheit im Allgemeinen gewinnen, so muß doch anerkannt werden, daß durch diese oft mit der äußersten Strenge festgehaltene Objektivität, zusammengenommen mit jener sprunghaften, die Kenntnis der Begebenheiten bei dem Hörer voraussetzenden Erzählungsweise, manchen historischen Volksliedern, zumal manchen unter denen, welche der älteren Zeit angehören, eine merkliche Trockenheit, selbst eine gewisse Härte mitgeteilt wird, und einzelne sogar Einbuße an der Verständlichkeit leiden.

Die Blüte des deutschen Volksliedes reicht von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis fast zum Ausgange des 16. Jahrhunderts. Einzelne historische Volkslieder höheren Alters haben sich erhalten, und es ist allerdings zu vermuten, daß Volkspoesien, unsern Volksliedern analog, auch neben der alles beherrschenden Kunstlyrik, dem Minnegesang, im 12. bis 13. Jahrhundert mögen gedichtet und gesungen worden sein, wie dieß eben jene Reste anzudeuten scheinen, nur können wir außer diesen geringen Ueberbleibseln nichts derart litterarisch aufweisen. Fortgedauert muß aber der uralte epische Volksgesang haben, wie der Umstand unwiderssprechlich beweist, daß das Hildebrandslied des 8. Jahrhunderts am Schlusse des 15. ganz die Gestalt unserer Volkslieder annehmen konnte, mit denen es überhaupt die Grundlage gemein hat. Ob diese Lieder, welche nach Angabe der Limburger Chronik in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts allgemein gesungen und „gepfiffen" worden sind, Volkslieder in dem Sinne, welchen wir mit dieser Bezeichnung verbinden, mithin der Kunstlyrik entgegengesetzt gewesen sind, läßt sich nicht bestimmen; vermutlich gehörten dieselben der Mittelgattung zwischen Kunstlyrik und Volkslyrik an, von deren Vorhandensein in jener Zeit z. B. die Lieder Oswalds von Wolkenstein Zeugnis ablegen. Denn allgemein gesungene Lieder an und für sich können so wenig in jener Zeit ohne Weiteres als Volkslieder gelten, wie die meisten im dreißigjährigen Kriege verfertigten Lieder, oder wie in unserer Zeit Kotzebues „Es kann ja nicht immer so bleiben" oder Usteris „Freut Euch des Lebens" Volkslieder sind.

Die Heimat der historischen Volkslieder ist das ganze Deutschland mit Inbegriff der Niederlande [, seine nach Inhalt und Umfang bedeutendste Entwickelung aber hat das historische Volkslied in der Schweiz erlebt (Schweizerische Volkslieder, 2 Bde., herausgegeben von L. Tobler, Frauenfeld 1882 und 1884)]; die übrigen Zweige des Volksliedes sind vorzüglich, wenn auch nicht ausschließlich, in West- und Südwestdeutschland zu Hause gewesen, wo, namentlich im östlichen Rheingebiet, von der Aarmündung bis zur Sieg oder Ruhr, die Dichtung des Volksliedes, wenn auch jetzt nur noch sehr vereinzelnt, bis auf den heutigen Tag geübt wird.

Die Litteratur des Volksliedes ist nichts weniger als arm. Die meisten Volkslieder wurden Anfangs — abgesehen von der gewis sehr großen Zahl, welche niemals niedergeschrieben worden sind — auf einzelne Blätter, die sogenannten „fliegenden Blätter“, gedruckt, es sind uns davon zahlreiche Drucke einzelner Lieder überliefert, aber es gab auch schon zeitig kleine Sammlungen, denen seit 1540 eine sehr ansehnliche und mit jedem Jahrzehnt sich mehrende Zahl größerer Sammlungen folgte, von denen die meisten mit Musiknoten versehen sind. Mit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts werden diese Sammlungen äußerst zahlreich, enthalten indes auch schon Nachahmungen des ächten Volksliedes, welchen Hoffmann von Fallersleben den passenden Namen „Gesellschaftslieder“ gegeben hat und in denen das Aussterben auch dieser Lyrik vorbedeutet war. Die älteste dieser Sammlungen ist die von Erhart Oeglin 1512, eine der hervorragendsten die von Georg Forster [1539 und] 1540 unter dem Titel „Ein Auszug guter alter und neuer Teutscher Liedlein“ herausgegebene. Indes gehören doch alle diese Einzelndrucke und Liederbücher jetzt zu den litterarischen Seltenheiten.

Die dichterische Bedeutung des Volksliedes, welche während des 17. Jahrhunderts und in den ersten zwei Dritteln des 18. Jahrhunderts gänzlich verkannt war, so daß das Volkslied sogar in tiefster Verachtung lag, ist erst von Herder, Goethe, J. G. Jacobi und dann von der romantischen Schule wieder erkannt worden. Merkwürdig ist es, daß eine Handlung, in welcher der herkömmlichen Verachtung des Volksliedes ihr sprechendster Ausdruck gegeben und der aufkeimende Geschmack für dasselbe durch eine handgreifliche Verhöhnung im Entstehen vernichtet werden sollte, zur Förderung der Kenntnis des wirklichen Volksliedes und zur Förderung des richtigen Geschmackes das

Meiste beigetragen hat. Der Buchhändler Nicolai nämlich, welchem, wie so manches andere Gute, auch die Naturpoesie ein Gräuel war, gab 1777 und 1778 zwei kleine Sedezbändchen heraus: „Eyn feyner kleyner Almanach Vol schönerr echterr lyblicher Volckslyder, lustigerr Reyen vnndt kleglicherr Mordgeschichten, gesungen von Gabryel Wunderlich, weyl. Benkelsengernn tzu Dessaw, heraußgegebenn von Danyel Seuberlich, Schusternn, tzu Ritzmück ann der Elbe. Berlynn vnndt Stettynn, verlegts Friedrich Nicolai." Die meisten der in diesen zwei kleinen Almanachen mitgeteilten Lieder waren jedoch echt, nämlich gröstenteils aus den 1547 gedruckten Bergreihen entnommen, und so war denn Nicolais Gabe in einem ganz anderen Sinne eine willkommene und sehr nützliche Gabe, als er sie dargeboten haben wollte. In einem Punkte hatte jedoch Nicolai Recht. Er richtete sein Büchlein, den Vorreden zufolge, auch gegen die Karrikaturen des Volksliedes, welche in den Balladen, „verfeinerten Volksliedern", Löwens, Schiebelers [Gleims] und Bürgers damals an das Licht kamen, und teils in abgeschmackter Weise das Volkslied nachäfften, teils durch platte Burlesken auch gute Stoffe, wie dieselben in der englischen Sammlung von Percy [Reliques of ancient English Poetry 1765] bereits vorlagen, in widriger Weise verzerrten.

Von allgemeiner Wirkung war erst die Sammlung von Achim von Arnim und Klemens Brentano: „Des Knaben Wunderhorn" 1806—1808, in welcher zwar wenig ganz Echtes, manches Nachgeahmte und vieles stark Veränderte sich findet, aber mit sicherem poetischem Takt das dichterisch Wirksame des alten Volksliedes hervorgehoben und zusammengestellt war [; Goethe, dem die Sammlung gewidmet war, urteilte in der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung, dieses Büchlein sollte von Rechtswegen in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel liegen]. Bald darauf (1817) folgte die urkundliche Sammlung von Josef Görres: „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek" und eine, zugleich den Dialekt repräsentierende, aus dem Munde des Volkes geschöpfte Sammlung von Joh. Georg Meinert: „Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländlchens." [Nach Vollständigkeit strebte v. Erlach in seiner fünfbändigen Sammlung „die Volkslieder der Deutschen" (Mannheim 1834—1837).] Eine vortrefflich Sammlung veranstaltete Uhland: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder." 1844 und 1845. Zwei Bände. Freilich

enthält auch sie bei Weitem nicht Alles, aber sie zu übertreffen wird schwer halten; es folgten ihr manche Sammlungen, welche teils urkundliche Texte wie Uhland, teils veränderte, teils aus der Ueberlieferung entnommene Rezensionen aufnahmen, wie z. B. die von Fr. L. Mittler. Alte Sammlungen sind diplomatisch treu abgedruckt worden von Bergmann (das Ambraser Liederbuch) und Schade (Bergreihen). Ferner sind zu nennen die Sammlungen historischer Volkslieder von Soltau (1836) und Hildebrand (1856), von [Oskar L. Bernhard] Wolff, [E. L.] Rocholz, [Ph. M.] Körner [, v. Ditfurth]. In den Sammlungen haben indes auch Reimstücke Aufnahme gefunden, welche nichts weniger als Lieder sind, und noch mehr gilt dieß[1]) von der neuesten Sammlung des Freiherrn Rochus von Liliencron: „Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert" [4 Bände und Nachtrag Leipzig 1865—1869], in deren erstem sich eine nicht geringe Anzahl niemals zum Singen bestimmter, in Reimpaaren abgefaßter Sprüche, und unter diesen mehr als ein äußerst geringfügiges Stück, findet. Hier verliert die Bezeichnung Volkslied fast alle zuständige Bedeutung. [Eine ganz neue und im höchsten Grade dankenswerte Bereicherung der Kenntniß des altdeutschen Volksliedes hat v. Liliencron neuerdings gegeben, indem er in Jos. Kürschners „Deutscher Nationallitteratur" (Stuttgart 1885) eine Sammlung von Liedern zusammenstellte, von denen sich nachweisen läßt, daß sie um 1530 gesungen wurden, um so zu zeigen, „wie an einem der Höhepunkte dieser Entwickelung des Volksliedes gesungen worden sei". Die Melodien der Lieder sind hier im mehrstimmigem Satz auf zwei Systemen in Diskant- und Baßschlüssel gegeben. Die Zahl der Sammlungen von Volksliedern ans den verschiedensten deutschen Gauen und in den verschiedensten Dialekten ist eine überaus große. Besonders durch ihre „kultur-historisch-ethnographische Einleitung" wertvoll ist Otto Böckels Sammlung „Deutsche Volkslieder aus Oberhessen" (Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1885).] An einer kritischen Litteraturgeschichte des Volksliedes, sogar des eigens und im engeren Sinne deutschen, fehlt es noch; Uhland hatte eine solche in Aussicht gestellt und wäre

[1]) Vilmar selber hat später diesen Tadel auf den ersten Band von Liliencron's Werk eingeschränkt und der musterhaften Arbeit des trefflichen Sammlers, der neben Uhland das Beste in wissenschaftlicher Behandlung des Volksliedes geleistet, die gebührende Anerkennung nicht vorenthalten.]

bis jetzt der Einzige gewesen, welcher eine solche hätte liefern können, hat aber das Verheißene nicht ausgeführt [; erst der dritte und vierte Band, der aus seinem Nachlaß von Pfeiffer und Holland herausgegebenen „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", brachte 1866 und 1869 eine „Abhandlung über die deutschen Volkslieder" und „Anmerkungen zu den Volksliedern"]. Das Buch von Talvj (Frau Robinson, geb. von Jacob): „Versuch einer Charakteristik der Volkslieder der germanischen Nationen" (1840) steht, bei der damals noch nicht zureichenden Kenntnis von den einschlagenden Stoffen, zu sehr auf dem Standpunkt der Vogelperspektive, und wird deshalb gerade dem eigens deutschen Volksliede am wenigsten gerecht. [Vilmar selbst hat 1867 ein „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes" herausgegeben (3. Aufl. besorgt von O. Böckel, Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1885). — Gustav Meyer „zur Kenntniß des Volksliedes" in der Sammlung seiner „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde" (Berlin 1885).]

Abzweigungen des Volksliedes sind die Balladen, ursprünglich italienische Tanzlieder; der Name wurde von den Engländern für die Umkleidung ihrer Volkslieder adoptiert und von da nach Deutschland übergeführt, und Romanzen, spanische Bezeichnung des dortigen Volksliedes. Beide Benennungen sind ohne Beachtung des Ursprungs derselben mit höchst ungenauem Sprachgebrauch bei uns eingeführt worden, woher es kam, daß damals, um 1770, Ballade und Romanze für ein und dasselbe Gedicht gebraucht wurde, und z. B. Bürger von seiner Lenore schreiben konnte, „er habe eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestöbert" Man verstand im Allgemeinen unter beiden Benennungen „verfeinerte Volkslieder", d. h. strophisch abgefaßte, im Stile der modernen Kunstpoesie gehaltene Erzählungen, und es ist platte schulmeisterliche Willkür, einen wesentlichen Unterschied zwischen den modernen deutschen Balladen und Romanzen aufstellen zu wollen, wozu weder Goethes noch Schillers diese Namen führende Dichtungen irgend berechtigen.

Die bedeutendste Abzweigung aber, welche das Volkslied des 16. Jahrhunderts hervortrieb, war

das evangelische Kirchenlied

ohne Widerspruch nicht allein die glänzendste Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Poesie im 16. Jahrhundert, sondern auch eine

der glänzendsten auf dem Gesamtgebiete dieser Poesie. Die von der Opitzischen Dichtung in manchen äußern Dingen teilweise abhängige, innerlich völlig unabhängige Dichtung des evangelischen Kirchenliedes das einzig wirklich bedeutende, zum Teil sogar großartige litterarische Produkt dieser Periode wird vertreten durch die bekannten Namen des Johann Heermann [1585—1647], Paul Gerhard [1606—1676], Martin Rinckart [1585—1649,] Georg Neumark [1619—1681] u. A. Gegen das Ende des Jahrhunderts wurde jedoch das Kirchenlied von dem Stil der zweiten schlesischen Schule infizirt und ging damit seinem Verfall entgegen. [Eine eigne, umfassende Abhandlung Vilmars über diesen Gegenstand findet sich in dem von K. W. Piderit (Frankfurt 1869) herausgegebenem Buche: Luther, Melanchthon, Zwingli, nebst einem Anhang: Das evangelische Kirchenlied von A. F. C. Vilmar. Aus der übrigen ungemein reichen Litteratur über das Kirchenlied und seine Entwickelung hebe ich nur die zwei Schriften heraus: Hoffmann von Fallersleben „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit“ (Breslau 1832; 3. Aufl. Hannover 1861) und Philipp Wackernagel „Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Mit Berücksichtigung der deutschen geistlichen Liederdichtung im weitern Sinne und der lateinischen kirchlichen Dichtung“ 5 Bde. Leipzig 1864—1877.]

Das geistliche [Mysterien-] Drama [, an dessen Stelle in der Reformationszeit die bis ins 18. Jahrhundert hinein sich erhaltende Komödie alttestamentlichen Inhalts trat,] starb nachgerade völlig aus, das weltliche erfuhr fast nur durch Hans Sachs [, Jakob Ayrer und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig] eine Pflege, die man in dem engen Kreise, in welchem sich der Dichter bewegte, zwar vollständig anerkennen, aber als eine würdige und vollständige Repräsentation eines wirklichen Dramas nicht betrachten kann; nur eine niedere Form desselben, die schon im 15. Jahrhundert reichlich vertretenen Fastnachtsspiele (Schwänke), verdient, ihren Vorgängern gegenüber, bei H. Sachs entschiedenes Lob. [Die Fastnachtspiele von Hans Sachs werden seit 1885 von Edmund Goetze in den Hallischen Neudrucken herausgegeben, während die vorangehenden unflätigen „Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert“ von A. v. Keller in der Bibliothek des Stuttgarter litterarischen Vereins (Bd. 28—30 und 46) herausgegeben worden sind.]

Die erzählende Poesie wird wiederum vorzugsweise durch Hans Sachs [5. November 1494—19. Januar 1576], später durch Fischart, vertreten; die Stoffe sind zum Teil die alten, oder denselben analog, doch mischt Hans Sachs auch schon gelehrte Stoffe ein.

Außerdem ist dieses Jahrhundert nicht allein bedeutend, sondern das eigentlich allein bedeutende auf dem Gebiete der Satire; in den Anfang dieser Periode fallen außer Sebastian Brand [† 1521], dessen „Narrenschiff" noch dem 15. Jahrhundert angehört, [Erasmus mit seinem Encomion Moriae (Lob der Torheit), Hutten mit seinen Lukianischen Dialogen, die berühmten Dunkelmännerbriefe,] Thomas Murner mit seiner „Narrenbeschwörung", seiner „Schelmenzunft" und vor allem mit seinem „großen lutherischen Narren", wobei jedoch zu bemerken ist, daß Murner [gest. um 1536] auch hinsichtlich der Sprache noch der alten Zeit angehört; in die zweite Hälfte des Jahrhunderts (1570—1589) gehört Johann Fischart, der größte Satiriker unserer Nation, mit seiner „Affenteuerlichen ungeheuerlichen Geschichtschrift" 1575 (1582 als „Affenteuerliche Naupengeheuerliche Geschichtsklitterung"), einer das Original weit überbietenden Bearbeitung eines Teils des Gargantua von Rabelais; — ferner mit seiner „Aller Praktik Großmutter" (1572), seinem „Flöhatz Weibertratz" [beide als 2. und 5. Heft der Halleschen Neudrucke 1876 und 1877 herausgegeben] seinem „Jesuiterhütlein" (1580) und andern Satiren gegen Zustände der katholischen Kirche, unter welchen sein „Binenkorb des H. Römischen Imenschwarms" (1579), eine das Original weit überbietende Bearbeitung und großenteils sehr gelungene Uebersetzung von Philipp Marnix v. Aldegonde's „De Byencorff der H. Roomsche Kerke" den ersten Rang einnimmt. [Zur Litteratur Johann Fischarts, Kleine Beiträge von A. F. C. Vilmar, 2. umgestaltete nnd stark vermehrte Auflage, Frankfurt 1865. Fischartstudien des Freiherrn K. Hartwig, Gregor v. Meusebach herausgegeben von C. Wendeler, Halle 1879. — Johann Fischarts sämtliche Dichtungen herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinr. Kurz, 3 Bde. Leipzig 1867; in einer einbändigen Auswahl von K. Gödeke 1880.]

Die Formen der Poesie blieben, abgesehen von der Sprache, die alten; in der erzählenden Poesie die sogenannten kurzen Reimpaare, in der Lyrik der dreiteilige Strophenbau nebst dem sogenannten Hildebrandston — Umkleidung der Nibelungenstrophe in acht Zeilen, welche abwechselnd klingen oder stumpf reimen —; außerdem einfache, objektive,

künstlichen Schmuck verschmähende Darstellung, welche nichts anders als Ausdruck der innern Wahrheit des Angeschauten und Erlebten erstrebt und fast durchgängig vollständig erreicht. Indes war hinsichtlich der kurzen Reimpaare durch die neue Sprache ein Konflikt mit dem alten Versbau entstanden; die neue Sprache erlaubte die alten Elisionen Synkopen, Verschleifungen u. s. w. nicht mehr, und hatte den Hauptton — die Anwendung der Hebung — auf die Stammsilbe des Wortes ausschließlich beschränkt; hierdurch wurden die nur für die alte Sprache, nur für die Qualität der Silben, nur für die Zahl der Hebungen berechneten alten Reimpaare in der neuen Sprache, welche dahin gedrängt war, die Silben zu zählen, unbrauchbar, und es nehmen sich deshalb diese Verse z. B. bei Hans Sachs [W. Sommer, „Die Metrik des Hans Sachs", Halle 1882] ungemein steif und holperig aus, so daß man jetzt wohl einsieht, daß eine Ausgleichung des Verses mit der Sprache unmöglich ausbleiben konnte, hiermit zugleich aber auch diese ältere poetische Form dem Untergange verfallen mußte [und folgenden Generationen, welche die alten Kunstgesetze dieser verwilderten Versart nicht mehr ahnten, als Knittelverse verächtlich wurde, bis der junge Goethe den Vers des „wirklich meisterlichen Dichters" wieder zu Ehren brachte].

Diese Umgestaltung der Form, zugleich aber freilich auch eine Umgestaltung des Stoffes der deutschen Poesie trat mit den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts ein, und es ist dieselbe an den Namen des Schlesiers Martin Opitz [von Boberfeld] (geb. 1597, gest. 1639) gebunden, welcher über ein Jahrhundert [Von Opitz bis Klopstock, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung von K. Lemcke. Leipzig 1882], in seltsamer Verkennung der wirklichen Verhältnisse und dennoch nicht unrichtig „der Vater der deutschen Poesie" genannt worden ist. Er war es wirklich, aber freilich nicht der deutschen Poesie, sondern einer sehr verkehrten Art von Poesie, möge man den Stoff oder die Darstellung in das Auge faßen, und nur hinsichtlich der eben angedeuteten Umgestaltung der Verbildung muß seine Vaterschaft noch bis auf den heutigen Tag anerkannt werden. Die aus dem sogenannten „Wiedererwachen der Wißenschaft" im 15. Jahrhundert, d. h. dem Wiederbekanntwerden der griechischen und römischen Litteratur, hervorgegangene Nachahmung der Formen der, zumal spätern, römischen Dichtung, die sogenannte, weil lediglich aus Floskeln bestehende, lateinische Poesie, welche im 16. Jahrhundert in den Konrad Celtes, Eobanus Hessus,

Georg Sabinus u. a. geblüht hatte und als unerläßliches Bildungselement seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die gesamte Kulturwelt tyrannisch beherrschte, diese Versmacherei drang nunmehr auch in die deutsche Dichtung ein, um das wesentlich deutsche Element in derselben zu vernichten. Dazu kam das gegen das Ende des 16. Jahrhunderts sehr allgemein beliebte Buhlen mit den Lebens- und Dichtungsanschauungen der Franzosen, welche in diesen beiden Beziehungen damals nicht minder als jetzt in einem polarischen Gegensatz zu den deutschen Anschauungen vom Leben, den politischen, kirchlichen und sozialen, und von der Dichtung standen. Es wurde nunmehr die deutsche Dichtung, im schneidendsten Widerspruch mit dem, was sie ihrer Natur nach, als deutsche Dichtung, nur sein kann und seit acht Jahrhunderten gewesen war, unwahr, und dieser unwahren Poesie Vater ist Opitz. Der Dichter hatte sich, nach den ausdrücklichen Erklärungen dieses „Vaters“ lediglich in eine beliebige Stimmung — nicht etwa wirklich zu versetzen, sondern nur — als versetzt zu denken, und dann mit beliebigen Bildern, vor Allem mit den Figuren der griechisch-römischen Mythologie, sodann mit künstlichen Epitheten, zur Ausschmückung dieser erlogenen Stimmung beliebig, nach Anleitung jedoch seiner Muster römischen und französischen Ursprungs, zu spielen. [Opitz trug seine Lehre zuerst in einer lateinischen Schrift „Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae“ vor, die keine Beachtung fand, dann 1624 mit ungeheurem Erfolge in der Schrift „Martini Opitzii Buch von der deutschen Poeterey, In welchem alle jhre Eigenschaft vnd Zuegehör gründtlich erzehlet, vnd mit Exempeln außgeführet wird“ (von W. Braune als 1. Heft der Halleschen Neudrucke 1876 wieder herausgegeben).] So hat Opitz „gedichtet“, so hat die nach ihm genannte Schule ein volles Jahrhundert gedichtet, und dieser Bann ist erst von Bodmer [oder vielmehr von dem von Bodmers Lehren angeregten Klopstock, denn Bodmer selbst verehrte Opitz noch als den größten deutschen Poeten] gebrochen worden. Auf der Ueberwindung der Opitzischen Richtung wurzelt unsere zweite Blüteperiode, nur daß die Versbildung, welche Opitz aufstellte, als Grundlage unserer poetischen Sprache beibehalten wurde und beibehalten werden mußte, weil sie auf einer inneren Notwendigkeit beruhte. Opitz führte zur Herstellung dieser neuen Versbildung den Alexandriner ein, diese langweilige Versart, welche erst mit dem völligen Untergang der von ihm gegründeten Schule ausstarb, und die er allerdings mit dem

Geschick handhabte, welches zur Gründung einer Schule erforderlich ist [ausgewählte Dichtungen von Martin Opitz, herausgegeben von Jul. Tittmann, Leipzig 1869]; man vergleiche seine Alexandriner nur mit den stolpernden Alexandrinern seines Genossen Kaspar Barth in dessen „Phönix" (1626).

Daß die Stoffe einer solchen Poesie nur sehr unbedeutend sein konnten, versteht sich hiernach leicht von selbst; indes wurde, wiederum großenteils von den Franzosen erborgt, noch ein besonders futiler Stoff aufgenommen, welcher die ganze Opitzische Periode kennzeichnet: die [von Opitz selber freilich bekämpfte, in seiner Schule aber wuchernde] Gelegenheitsdichtung, mit welcher einmal alle Großen, sodann aber auch alle Kleinen an ihren Ehrentagen, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen, nicht eigentlich angesungen, sondern nur angeverselt und angereimelt [und angebettelt] wurden. Es kann hier nicht die Absicht sein, diese armselige Poesie, etwa gar mittelst einer Charakteristik ihrer einzelnen Träger, im Besonderen darzustellen; nur das wollen wir bemerken, daß die bedeutendsten Dichter und Prosaiker, welche als unmittelbare Nachfolger von Opitz anzusehen sind, wie Paul Flemming [1609—1640], Andreas Gryphius, Andreas Tscherning [1611—1659], Johann Michael Moscherosch [1601—1669], Simon Dach [, der Dichter des Aennchens von Tharau 1605—1659], Heinrich Albert [1604—1668] und Andere, die Glieder der sogenannten ersten schlesischen Schule, unbedeutend sind, wo sie ganz auf der Opitzischen Linie bleiben, beßer aber und zum Teil bedeutend, so wie und so weit sie von dieser Linie abweichen.

Außerdem wird diese klägliche unpoetische Periode, dieses Zeitalter der gemachten Verse, bestimmt genug bezeichnet durch die Sprachgesellschaften, welche in Nachahmung der italienischen Akademieen, namentlich der Crusca, an mehreren Orten entstanden, mit großen Ansprüchen, vielmehr mit großer Aufgeblähtheit, auftraten und mit dem Ende des Jahrhunderts erloschen — mit Ausnahme jedoch einer derselben, welche noch jetzt existiert, der der Pegnitzschäfer, des pegnesischen Blumenordens, in Nürnberg; [J. Tittmann „die Nürnberger Dichterschule. Beitrag zur deutschen Litteratur- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts" Göttingen 1847]. Die älteste und eigentlich den Stamm aller übrigen ähnlichen Genossenschaften dieser Art bildende Sprachgesellschaft war die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden, von dem Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen 1617 gestiftet;

nach diesem Muster bildete sich die eben bezeichnete Nürnberger Gesellschaft, gestiftet von Harsdörffer und Klai, die deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft des Philipp v. Zesen, der Elbschwanenorden des Joh. Rist zu Wedel in Holstein (Stormarn), die aufrichtige Tannengesellschaft in Straßburg, deren späte Nachgeburt, das Kleeblatt (der Klee) 1674, die jüngste und kläglichste unter diesen Gesellschaften war. Diese Sprachgesellschaften haben in der Dichtung nicht nur nichts geleistet, sondern als solche kaum etwas Nennenswertes produziert, eine deutsche Sprachforschung aber teils selbst getrieben, teils angebahnt, welche kaum verkehrter sein konnte und zumal in der Etymologie das Möglichste an Unsinn leistete. Sie stellten sich sämmtlich an und wollten dafür gehalten sein, als leisteten sie das Ungemeine und als beruhe auf ihnen das ganze deutsche Sprachleben, wußten aber selbst sehr wohl, daß sie weder etwas leisteten noch verstanden, der [1855 von G. Krause] herausgegebene „Erzschrein“ des Palmenordens giebt dafür reichliche Belege [1879 hat Krause noch einmal „Stiftung und Würksamkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft nach den Quellen“ geschildert, zu vergleichen ist auch F. W. Barthold „Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft“ Berlin 1848]; sie repräsentieren mithin ganz eigentlich die Unwahrheit dieser ganzen Periode.

Die selbstständigen Schriftsteller sind nur in geringer Zahl vorhanden; es gehören dahin [Friedrich v. Logau 1604—1655, der beste deutsche Epigrammatiker, der plattdeutsche Satiriker Johann Lauremberg 1590—1658], Friedrich v. Spee [1591—1635], Johann Balthasar Schuppius [1610—1661], Johann Scheffler (Angelus Silesius) [1624—1677] und der Verfaßer des Simplicissimus, Christoph v. Grimmelshausen [1625?—1676], jedoch nur hinsichtlich dieses merkwürdigen Buches; was Grimmelshausen sonst geschrieben hat, ist völlig Opitzisch, und selbst das letzte Buch des Simplicissimus trägt diesen Charakter [F. Antoine „Étude sur le Simplicissimus de Grimmelshausen“ Paris 1882].

Die sogenannte zweite schlesische Schule ist eine konsequente Fortbildung der von Opitz in die deutsche Dichtung eingeführten Elemente. Aus den „sinnreichen Beiwörtern“, auf welche Opitz einen guten Teil seiner Poesie stützte, d. h. aus den willkürlich gewählten, künstlich aufgeschrobenen Ephiteten, folgte naturgemäß Ueberladung mit grob sinnlichen, plump zufahrenden, grell übertreibenden Bezeichnungen — und diese Dichtungsart, als deren Repräsentanten Christian

Hoffmann von Hoffmannswaldau [1618—1679], Daniel Casper von Lohenstein [1635—1683; Beiträge zum Leben und Dichten D. C. v. Lohenstein von Konrad Müller, Breslau 1882] und Christian Mühlpfort gelten können, fand — zum Teil leider auch wegen ihrer anstößigen Schlüpfrigkeit, welche, wie damals fast alles, gleichfalls von den Fremden [, vor allen dem italienischen Dichter Marino] gelernt war, aber auch aus jener grellen Buntmalerei sich wie von selbst ergab — seit 1670 ungemeinen Beifall, erhielt sich auch bis in die dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts in ziemlich zahlreichen Nachschößlingen: Henrici, unter dem Namen Picander, Corvinus, unter dem Namen Amaranthes u. A., und in hohem Ansehehen, so daß noch ein Albrecht von Haller seine Jugendgedichte nach Lohensteinischen Mustern formte.

Im Zusammenhang mit dieser Dichtungsart stand auch das Drama, als dessen Vater der oben genannte Andreas Gryphius [2. Oktober 1616—16. Juli 1664] galt, weil er die willkürliche Erfindung, im Gegensatz gegen die gegebenen altnationalen Stoffe, wie sie das griechische Drama als Muster für das Drama überhaupt, und wie sie auch teilweise Shakespeare hat, als Stoff des deutschen Dramas in Gang brachte; — ein Fehler, woran unser Drama noch jetzt leidet. Doch wurde über Gryphius, dessen Lustspieldichtung, Horribilicribrifax, Peter Squenz [als 3. und 6. Heft der Hallischen Neudrucke wieder abgedruckt], das verliebte Gespenst [, Gesangspiel und die geliebte Dornrose, Scherzspiel, mit Einleitung herausgegeben von Herm. Palm Breslau 1855], Nachfolge verdient hätte und verhältnismäßig damals als Muster dienen konnte, bald hinweggeschritten, und die willkürlichste, oft sinnloseste Erfindung machte sich in einer Anzahl von Haupt- und Staats-Aktionen, zumal aber in widerwärtigen Spektakelstücken, albernen Possen und inhaltsleeren Opern breit. [Das Theater nämlich hatte sich nach dem Vorbilde der englischen Komödianten selbständig weiter ausgebildet unter einseitiger Leitung der Schauspieler. Die dramatischen Dichter schreiben nur für die Lektüre oder das Schultheater, um die in Rohheit verkommene Bühne kümmerten sich die gelehrten Poeten nicht; erst Gottsched hat den seit dem Ende des 16. Jahrhunderts unterbrochenen Zusammenhang zwischen Bühne und Dichtung wieder hergestellt. — R. Genée, „Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels“, Berlin 1882.]

Neben dieser Richtung ging jedoch eine andere her, welche zwar das gerade Gegenteil von ihr war, indessen auf demselben Boden der Opitzischen Dichtung entstanden war, wie die sogenannte zweite schlesische Schule. [L. Fulda, „Die Gegner der zweiten Schlesischen Schule" 39. Bd. von Kürschners „Deutscher Nationallitteratur".] Diese andere Richtung kultivirte besonders die abstrakte, lehrhafte, nackt beschreibende, dürr verständige Behandlung der Poesie, zu welcher in der von der Anschauung sich abwendenden und der Reflexion sich untergebenden Opitzischen Dichtungsart reichliche Veranlassung gegeben war. Die Zahl der hierher gehörigen Dichter ist nicht gering; als ihr Haupt pflegt man den Schulrektor zu Zittau, Christian Weise, [1642—1708], einen monströsen Vielschreiber, zu nennen und teilweise trägt er auch die vorher bemerkten Eigenschaften, hin und wieder bis zur platten Albernheit, an sich, namentlich da, wo er es darauf abgesehen hat, die deutsche Dichtkunst zu lehren — denn daß das Dichten gelehrt und gelernt werden könne, ja müße, darüber war seit Opitz, [der selber freilich die Notwendigkeit des angeborenen Ingenium betont hatte,] eigentlich nirgends ein Zweifel, so wenig wie man daran zweifelte, daß man die lateinische Dichtkunst lehren und lernen könne und müße. Indeß ist doch Weise in manchen Punkten erfindungsreicher und maßvoller als die meisten seiner Zeitgenossen [; in seinen Dramen, die er für sein Schultheater schrieb, zeigt sich eine nicht unbedeutende Begabung, so daß Lessing Shakespearesche Züge an seinem Masaniello rühmen konnte. Hermann Palm „Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts" Breslau 1877]. Auf dieser Linie liegen denn z. B. [Canitz,] Neukirch, Besser, König und eine nicht ganz geringe Schaar untergeordneter Personen.

Eine eigentümliche, freilich die zweite schlesische Schule nicht verläugnende Erscheinung war Johann Christian Günther († 1723); in ihm ist, was fast ein Jahrhundert lang zum großen Teil, seit fünfzig Jahren völlig vermißt worden war, vorhanden: Wahrheit der Anschauung und Empfindung mit zum Teil sehr glücklichem Ausdruck [; eine Auswahl aus seinen Gedichten herausgegeben von J. Tittmann, Leipzig 1874 und von L. Fulda als 28. Bd. in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur"].

Gegen Ende dieses Jahrhunderts bildete sich denn auch [hauptsächlich unter französischen Einwirkungen] nach mancherlei Versuchen (Philipps v. Zesen Rosamunde) nnd Nachahmungen (Zesens

Sophonisbe u. dergl.) derjenige Litteraturzweig aus, welcher **Roman** genannt wird [F. Bobertag „Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland" Berlin 1881—1884] und in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts schon in sehr zahlreichen Werken, vor Allem in den Robinsonaden [, als deren bedeutendste die treffliche Rahmenerzählung „die Insel Felsenburg" zu rühmen ist,] und Aventüriers, sich darlegt. Die Vertreter desselben sind **Eberhard Werner Happel** mit seinen Geschichtsromanen, der Herzog **Anton Ulrich von Braunschweig** mit seiner „Römischen Oktavia", **Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen** mit seiner, vollständigst der zweiten schlesischen Schule angehörigen „Asiatischen Banise" 1688 [nebst Proben aus der Romanprosa des 17. und 18. Jahrhunderts" von Bobertag als 37. Bd. in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur" herausgegeben], und das bereits genannte zweite Haupt der zweiten schlesischen Schule selbst, D. C. v. **Lohenstein**, mit seinem ungeheuren, aus zwei Quartanten bestehenden Roman „Arminius und Thusnelda" (1689). Der Inhalt aller hierher zu rechnenden Werke ist teils die willkürlichste, oft seltsame, ja ungeheuerliche völlig sinnlose Erfindung, teils wie in Happels Romanen durchweg, in der Oktavia und im Arminius zum großen Teil wirkliche Geschichte in freilich zum Teil nicht minder seltsamer Einkleidung. Gegen beide zuletzt genannte Richtungen, die Hoffmannswaldau-Lohensteinische und die Weisische, trat **Johann Christoph Gottsched** [2. Februar 1700—12. Dezember 1766; Th. W. Danzel „Gottsched und seine Zeit" Leipzig 1848] auf. In der Negative mit ihm übereinstimmend, aber ausgerüstet mit der dichterischen Anschauung, welche Gottsched fehlte, stand, Anfangs neben ihm, seit 1740 ihm gegenüber **Johann Jakob Bodmer**, mit welchem die Vorbereitung zu der zweiten Blüteperiode der deutschen Dichtung beginnt. [Histoire des Doctrines littéraires et esthétiques en Allemagne par E. Grucker Paris 1883.]

II. Biographieen.

1. Johann Jakob Bodmer.

Johann Jakob Bodmer war geboren zu Greifensee bei Zürich am 19. Juli 1698, [nachdem er ohne Neigung in Italien als Kaufmann einige Jahre thätig gewesen, in Zürich historischen und litterarischen Studien lebend] seit 1725 Professor der helvetischen Geschichte [und Politik] in Zürich, seit 1737 Mitglied des großen Rates daselbst, welche Stellen er bis zum Jahre 1775 bekleidete, und starb am 2. Januar 1783. Seine Bedeutung für die deutsche Poesie war im vorigen Jahrhundert vom ersten Range, und es ist die Zeit vielleicht nicht fern, in welcher auf ihn, als auf ein unausweichliches Vorbild in der Beurteilung und dem Verständnisse dessen, was wahre Poesie ist, mit dem größten Nachdruck abermals wird hingewiesen werden müssen [?]. Schon in den Aufsätzen, welche sich von ihm in der Zeitschrift: „Die Discourse der Mahlern" (1721—1722) finden, spricht sich dieses Verständnis, wenn auch noch in den unbeholfenen Formen, in denen sich die „Discourse" überhaupt bewegten, doch in der bestimmtesten Weise und genau mit demselben Inhalt aus, welcher sich in seinen späteren Schriften: „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie [und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen" Zürich 1740 und „Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter" 1741] findet, und welchem endlich Goethe durch die Aeußerung, welcher er im Götz [von Berlichingen, Schlußszene des ersten Aufzugs] dem Franz in den Mund legt, die für alle nachfolgenden Geschlechter mustergültige Form gab. Er stellte die Regel auf (Discourse 2, 39): „Die künstlichste Ode ist die in welcher die Kunst verborgen ist, und in welcher der Poet, ohne sich an die Regeln einer methodischen Chria zu binden, keine Ordnung folget, als diejenige, welche ihm seine poetische Hitze und der Enthusiasmus an die Hand giebet, ich verstehe die äußerste Passion, mit welcher er für die Materie seines Gedichtes angefüllt ist;" eine Regel, deren Aus-

führung die Abhandlung vom Wunderbaren größtenteils gewidmet ist, und sprach sich über die Bedeutung der Dichterpersönlichkeiten unter anderm (Krit. Abh. vom Wunderb. S. 10) dahin aus: „Dergleichen außerordentliche Männer sind an ihren eigenen stark gezeichneten Merkmälern leicht zu erkennen, zumal sie die gemeine Bahn verlassen und sich von dem gemeinen Hauffen der Menschen in ihren Gedanken, Urteilen, Lebens-Regeln und Thaten weit entfernen und absondern; insonderheit aber ist ihren Werken das Siegel einer durchdringenden Gewalt auf die Gemüter aufgedrücket, welcher man sich nicht erwehren kann. Wenn wir dergleichen wahrnehmen, soll uns die Bescheidenheit lehren, daß wir mehr unserm eigenen Urteil als dieser großen Männer mistrauen, nnd lieber bey uns eine Unwißenheit der ersten Grundsätze, nach welchen sie handeln, als bei ihnen einen Fehler wider dieselben voraussetzen."

Durch diese Prinzipien [, die sein treuer Genosse bei allen diesen Arbeiten, der geistig bedeutendere, aber weniger rührige Joh. Jak. Breitinger in seiner „kritischen Dichtkunst" (2 Bde.) und der „kritischen Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse", zu welch beiden Werken Bodmer Vorreden schrieb, (Zürich 1740) systematisch darlegte,] trat Bodmer in unversöhnlichen Konflikt nicht nur mit den Ausläufern der Opitzischen Schule, sondern auch mit dieser selbst [vgl. „Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer" als 12. Heft der Heilbronner Neudrucke 1883 von Jak. Bächthold herausgegeben] und mit der aus Frankreich erborgten regelrichtigen Mittelmäßigkeit Gottscheds. Diesem letztern, so wie den Vertretern der französischen Auffassung der Dichtkunst, mußten, und müßen in der Hauptsache noch bis auf diesen Tag, diese Grundsätze in tiefster Seele zuwider sein; daß sie aber in dem Kampfe mit Gottsched seit 1740 siegten und [durch Klopstock praktisch] zur Geltung kamen, das und nichts anderes ist der Beginn des zweiten Blütenalters unserer Poesie. Der Herold dieses Zeitalters war Bodmer, und diesen Ruhm wird ihm kein neugottschedsches, kein französierendes Zeitalter, welches freilich wiederkehren kann, zu rauben im Stande sein.

Das Bewußtsein von dem, was wahre Poesie ist, entwickelte sich bei Bodmer zum großen Teile an der englischen Litteratur, zuerst am Spectator Addisons (seit 1711) dessen Nachahmer eben jene „Discourse der Mahlern" sein sollten und jedenfalls in einer weit bedeutenderen Weise waren, als eine gleichzeitig in Leipzig auftauchende

Nachahmung der englischen Zeitschrift. Sodann aber hatte Miltons verlorenes Paradies den größten Einfluß auf diese Entwickelung, wie denn die bereits erwähnte, 1740 erschienene Schrift „kritische Abhandlung vom Wunderbaren in der Poesie“ eine „Analyse des Milton'schen Gedichtes ist, was auch der Titel [„in einer Verteidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlorenen Paradiese“] ausdrücklich angiebt. Durch Bodmer wurde die Bekanntschaft mit der englischen Poesie in Deutschland angebahnt, Bodmer übersetzte [1724 Miltons verlornes Paradies, das 1732 zum erstenmale, dann bis 1780 in immer aufs neue umgearbeiteten Auflagen gedruckt wurde,] 1737 auch Butlers Hudibras, und diese Anbahnung der Bekanntschaft mit einer stammverwandten Dichtungsweise, im Gegensatz gegen die, der deutschen Seele für alle Zeit fremde Dichtung der Franzosen muß mit zu Bodmers Verdiensten gezählt werden, wenn gleich die Einwirkung der englischen Poesie später auch nachteilig auf die Entwickelung der deutschen Dichtung einwirkte, und Bodmer selbst in seinen späteren Jahren kaum noch auf die englische Dichtung Rücksicht nahm. [Ueber die Beziehungen der englischen Litteratur znr deutschen im 18. Jahrhundert von Max Koch, Leipzig 1883].

Dagegen ist es Bodmer nicht hoch genug anzurechnen, daß er, so zu sagen auf den ersten Blick, Verständnis für die ältere deutsche Poesie hatte, welche damals, trotz der früheren Versuche von Goldast, Schilter und Scherz, [wie der Bodmer unmittelbar vorangehenden Hinweise Gottscheds] völlig ungekannt und, soweit sie gekannt war, verachtet war. Abgesehen von der erzählenden (Fabel-) Poesie Boners, für welche gleichzeitig auch Gellert ein gewisses Verständnis zeigte, gilt dieß von der mittelhochdeutschen Lyrik, der Minnepoesie und von dem mittelhochdeutschen Epos, dem Nibelungenliede. Beide Dichtungen sind von Bodmer — man kann geradezu sagen: entdeckt worden [Joh. Crueger „der Entdecker der Nibelungen“ Frankfurt 1883]. Die Bedeutung der Minnepoesie ahnte Bodmer aus den doch im Ganzen nur dürftigen Zitaten bei Goldast [. Schon 1743 verfaßte er gemeinsam mit Breitinger die Abhandlung „von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischem Hause“,] und ruhete nicht eher, als bis ihm die Pariser Liederhandschrift, von ihm: Maneßische Handschrift genannt, durch Schöpflins Vermittelung nach Zürich verabfolgt wurde. Im Jahre 1748 gab er die „Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts. Aus der

Maneßschen Sammlung" und in den Jahren 1758—1759 den Inhalt der Pariser Liederhandschrift selbst „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte. CXL Dichter enthaltend". 2 Bde. 4." heraus. Zwischen diese beiden Veröffentlichungen fällt die Ausgabe von Boners Fabeln „Fabeln aus den Zeiten der Minnesingern" 1757 und die erste Publikation des damals noch von Niemandem gekannten Nibelungenliedes; Bodmer gab den zweiten Teil desselben nebst der Klage nach der von ihm entdeckten Hohenemser Handschrift 1757 unter dem Titel: Chrimhilden Rache und die Klage [; zwei Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte. Samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Josaphat. Dazu kommt ein Glossarium] in Quart heraus. Daß Bodmers sprachliches und historisches Verständnis von diesen Dichtungen ein vollständiges und richtiges gewesen sei, wird Niemand behaupten — in dieser Beziehung reichte er an Scherz und Schilter nicht hinan; [wenn er auch 1746 in den „kritischen Briefen" einsichtsvoll „von den Vorteilen der Schwäbischen Sprache, in welcher die Minnesinger geschrieben haben", handelte] aber sein dichterisches Verständnis [„von der Artigkeit in den Gedanken und Vorstellungen der Minnesinger" 1746] und zwar gerade für die Nibelungen, muß für jene Zeit, in welcher man von dem Verständnisse der epischen Poesie, und eben auch des Homer, noch weit entfernt war, in der That überraschen. So erkennt er an (Chrimhilden Rache S. VII.), daß die Beschreibungen der Kämpfe im Nibelungenlied keine andere Vergleichung, als mit den analogen Darstellungen in der Ilias zulassen, und giebt am Schlusse des zu Chrimhilden Rache gehörigen Wörterbuchs (S. 63—64) eine Charakteristik der Sprache und der Darstellungsweise dieses Epos, welche das Wesentliche des volksmäßigen Epos mit der größten Genauigkeit trifft, von der damaligen Welt aber kaum oder gar nicht verstanden wurde. [Seine hexametrischen Bearbeitungen aus dem Parcival (1753) und aus der Rache der Schwester (1767) können freilich nicht als gelungen gelten.]

Auch für andere spätere Erzeugnisse der deutschen Poesie hatte Bodmer Sinn, und oft ein sehr sicheres und feines Gefühl, wie es in jener Zeit geradezu einzig war, z. B. für Fischarts Komik und Satire (in den kritischen Lobgedichten 1747). [Die beste kritische Opitzausgabe, welche wir überhaupt besitzen, wurde 1745 von Bodmer und Breitinger begonnen, wenn auch leider nicht über den ersten Band, welcher auch das Annolied brachte, hinausgeführt.]

Als Dichter aber ist er unbedeutend; er wurde wol eigentlich erst durch Klopstocks Messias, in welchem er mit Recht seine dichterischen Anschauungen realisirt sah, zum Dichten oder vielmehr nur zum Nachahmen angeregt. Erst im Jahre 1750 trat er mit seinem „Noah“ hervor, den er nachher öfter vermehrt und verändert, seit 1765 unter dem Titel „die Noachide“ und in letzter Redaktion 1781 herausgab. Wenn auch dieses Gedicht den wegwerfenden und verachtenden Ton, mit welchen es von den Litteratoren gewöhnlich verurteilt wird, nicht verdient, da es manche gelungene Schilderungen, hin und wieder auch gute dichterische Grundgedanken enthält und aus einer ganzen, wahren Gesinnung hervorgegangen ist [— der junge Wieland schrieb 1753 eine „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichtes: der Noah“, und J. G. Sulzer 1754 „Gedanken über den vorzüglichen Wert der epischen Gedichte des Herrn Bodmers“—], so wird ihm doch die Verurteilung nicht erspart werden können: es besteht eben nur aus Schilderungen, aus zum Teil weichlichen, zum Teil ermüdenden Kleinmalereien. Noch weniger kann seine Syndflut (1751, 1755, 1767), und wiederum weit weniger können seine Patriarchaden (Jakob und Joseph [, Joseph und Zulika, die gefallene Zilla, Colombona] u. a.) gelobt werden — die letzteren sind einfach langweilig.

Seit dem Jahre 1760 versuchte er sich auch an dem Trauerspiel, mit wo möglich noch unglücklicherem Erfolge, als an den Patriarchaden; die Stoffe seiner Dramen waren teils antike (Patroklus, Cicero u. v. a.), teils vaterländische (Karl v. Burgund [eine eigentümliche Uebersetzung von Aeschylos „Persern“, in der Burgunder und Schweizer an die Stelle von Medern und Hellenen treten (neu herausgegeben 1883 als 9. Heft der Heilbronner Neudrucke)], Tell, Geßler u. v. a..).

Trotz dieser jedenfalls geringfügigen, meist sogar verunglückten Produktionen behielt Bodmer einen richtigen Blick für die Irrtümer, welche auf dem neuen, von ihm eroberten und zubereiteten Boden der Dichtung emporsproßten, wenn auch die Erfolge, welche er in der Bekämpfung dieser Irrtümer erreichte, begreiflicher Weise dem über die Gottsched'sche Dichtungsweise erlangten Siege nicht gleich kamen. So traf er der Lessing'schen Fabeltheorie gegenüber in der That wenigstens teilweise des Richtige, freilich, ohne darum zu einer vollständigen Theorie der Fabel zu gelangen, was damals unmöglich war, weil man von einem Tierepos noch nichts wußte, und selbst die Bekämpfung der Emilia Galotti durch einen allerdings verunglückten Pendanten zur

Emilia (**Odoardo Galotti**, 1776) beweist einen Instinkt für die Schwäche des Lessing'schen Stückes. Ebenso sah er die Schwächen der biblischen Dramen **Klopstocks** und des Ugolino Gerstenbergs sehr wohl ein — ohne jedoch, wie er 1769 und 1776 versuchte, etwas Beßeres an die Stelle setzen zu können. Am treffendsten bekämpfte er die Anakreontiker (von den Grazien des Kleinen, 1769). Wenn also auch seine dichterischen Produktionen, welche gröstenteils dem letzten Viertel seines Lebens angehören, verworfen werden müßen, so wird man doch nicht ohne Ungerechtigkeit im Allgemeinen behaupten dürfen, Bodmer habe sich überlebt. Verständnis und Urteil für das, was wahre Poesie war, hat ihm, im Ganzen völlig ungetrübt und unvermindert, [— für die Leistungen der „Sturm- und Drangperiode fehlte ihm freilich jeder Maßstab, wie die Urteile beweisen, welche Crueger unter dem Titel „Bodmer über Goethe 1773 - 1782" im 5. Bde. des Goethejahrbuchs aus Bodmers ungedrucktem Nachlasse veröffentlicht hat —] zweiundsechzig Jahre lang zur Seite gestanden. [J. K. Mörikofer „die Schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts" Leipzig 1861; J. Crueger „Joh. Christoph Gottsched und die Schweizer J. J. Bodmer und J. J. Breitinger" 1883 als 42. Bd. von Jos. Kürschners „deutscher Nationallitteratur". — W. Körte „Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner" Berlin 1804". Stäudlin „Briefe berühmter und edler Deutscher an Bodmer" Stuttg. 1794.]

---

2. Christoph Martin Wieland.

Christoph Martin Wieland, der gewöhnlich als das dritte Haupt der älteren Gruppe unserer klassischen Litteraturwelt neben Klopstock und Lessing geltende, nicht selten aber auch neben Goethe und Schiller genannte Dichter, wurde geboren am 5. September 1733 in Oberholzheim, einem zu dem Gebiete der damaligen freien Reichsstadt Biberach gehörigen Dorfe, wo sein Vater Pfarrer war. Schon im Jahre 1734 jedoch wurde letzterer Pfarrer in Biberach selbst, und so kam es, daß Wieland stets Biberach als seine Vaterstadt bezeichnete, und auch noch jetzt in gangbaren litterarischen Handbüchern als in

Biberach geboren aufgeführt wird. Der äußerst talentvolle und frühreife Knabe erhielt sehr guten Unterricht und eine ernst christliche Erziehung; zur Förderung der letzteren wurde er, noch nicht vierzehnjährig, von seinem Vater in das Institut zu Kloster Bergen bei Magdeburg gebracht [„Ein Schulheft Chr. M. Wielands“ aus dieser Zeit hat R. Hoche „nach dem Original“ herausgegeben Leipzig 1865], welches damals als eine den christlichen Glauben in freilich meist pietistischen Formen sorgfältig pflegende Anstalt einen weitverbreiteten Ruf hatte. Hier, wo Wieland zwei Jahre, 1747—1749, zubrachte, soll er bereits durch das Lesen der Schriften Xenophons [und heimliche Lektüre Bayle's und Voltaire's] in die schwersten Zweifel geraten sein, und sollen dieselben durch die Unterweisung in der Wolfischen Philosophie, die er während eines einjährigen Aufenthaltes in Erfurt (1749—1750) genoß, genährt worden sein, so daß, als er sich den Sommer 1750 über im Vaterhause aufhielt, in ihm eine unklare Gährung der verschiedenartigsten geistigen Elemente stattfand, von denen keins die andern zu bewältigen im Stande war. In diesen letzterwähnten Aufenthalt fällt auch seine leidenschaftliche Jugendliebe zu der geistreichen Sophie Guttermann aus Augsburg, der als Frau von Laroche bekannten Schriftstellerin, Großmutter von Klemens und Bettina Brentano [; Wielands Briefe an Sophie la Roche, herausgegeben von Franz Horn, Berlin 1820]. Vom Herbst 1750 bis in den Sommer 1752 studierte Wieland in Tübingen, dem Namen nach Jurisprudenz; eigentlich beschäftigte er sich nur mit vielseitiger Lektüre und poetischen Produktionen. Sein Ideal war damals Klopstock als reiner Tugendmensch, als Dichter aber zog ihn in höherem Grade Bodmer an, welchem er durch seine Poesieen, namentlich durch sein Lehrgedicht „Die Natur der Dinge“ bekannt geworden war, und der ihn zu sich einlud. [Das Antilukrezische Lehrgedicht wurde mit einer Vorrede Gg. Fr. Meiers 1752 herausgegeben, wogegen die vier Gesänge des in Nachahmung Klopstocks 1751 gedichteten Epos „Hermann“ erst 1882 durch Franz Muncker im 6. Hefte der Heilbronner Neudrucke veröffentlich worden sind.] In Folge einer Einladung Bodmers verweilte Wieland fast sechs Jahre (1752—1758) in Zürich, und zwar von 1754 an als Hauslehrer bei einem Züricher Patrizier, Grebel. Während dieser Zeit soll, namentlich durch den Schmerz über die Verheiratung jener Sophie Guttermann mit dem Hofrath v. Laroche, die christliche Stimmung bei ihm herrschend geworden sein, wiewohl diese Stimmung zuließ, daß er sich mit dem

größten Eifer auf das Studium des [Shaftesbury und] Plato, vielmehr des Platonismus, warf. Genug, aus dieser Periode stammen seine „Empfindungen eines Christen“ [1755], sein „Hymnen auf [die Allgegenwart und Gerechtigkeit] Gottes“ [1756], seine „Sympathieen“ [1758], sein biblisches Epos „der geprüfte Abraham“ (eine Bodmeriade) [und seine „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde“ 1753] und seine berüchtigt gewordene Zuschrift an Sack in Berlin, in welcher er in der unangemessendsten Kritik gegen den Dichter Uz sich ergieng. [1752]. Gleichwol hielt auch diese Stimmung nicht lange vor; seit 1755 wurde er wieder lebenslustiger, warf sich wieder auf das Lehrgedicht, nunmehr das aus der Antike entlehnte (Cyrus, [ein Fragment in fünf Gesängen 1759]) und gieng 1759 nach Bern als Hauslehrer zu dem dortigen Patrizier Sinner. Hier entspann sich ein Liebesverhältnis zwischen ihm und der geistreichen, aus Rousseaus Lebensgeschichte bekannten Julie Bondeli, welche zu heiraten er ernstlich entschlossen war; doch löste sich dieses Verhältnis, gewiß zu Wielands Glück, nach Jahresfrist in Folge einer nicht ganz unberechtigten Eifersucht der Julie wieder auf. [J. B. Schädelin „Julie Bondeli, die Freundin Rousseaus und Wielands“, Bern 1838. E. Bodemann J. v. Bondeli und ihr Freundeskreis: Wieland, Rousseau“ u. a. Hannover 1874.] Im Anfange des Jahres 1760 wurde Wieland in den Stadtrat seiner Vaterstadt Biberach gewählt, und folgte diesem Rufe, wenn schon ungern; bald nach seiner Ankunft daselbst wurde er provisorisch, seit 1764 definitiv, zum Kanzleidirektor, d. h. Stadtschreiber von Biberach gewählt und versah dieses Amt neun Jahre lang, bis zum Jahr 1769.

Bis zu diesem Zeitpunkt [Ueber Wielands Jugend W. Scherer im Anzeiger der Haupt'schen Zeitschrift für deutsches Altertum I, 25 und XX, 355; vgl. dazu W. Creizenachs Widerlegung in Zarnckes lit. Centralblatt 1875 Nr. 44] macht Wielands Persönlichkeit den Eindruck eines begabten, aber völlig haltlos, jedem Einfluße von außen hingegebenen, jungen Mannes, welcher außerdem von diesen Einwirkungen nur sehr äußerlich berührt wird, so daß er unstät von einem Extrem in das andere überspringt. In Biberach bildete er sich zu dem aus, was er geworden und geblieben ist: zum „Gesellschaftsdichter“, wie man ihn genannt hat, zum Poeten der „Aufklärung“ und der „allgemeinen Herrschaft der Vernunft“ zum Dichter des Eudämonismus im schärfsten Sinne dieses Wortes. Bewirkt wurde diese Ausbildung

Wielands, welche zugleich teilweise eine Umbildung war, durch den Verkehr, in welchen er mit dem benachbarten gräflich Stadion'schen Hause zu Warthausen trat [„Chr. M. Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz" von L. F. Ofterdinger, Heilbronn 1877]. Hierher hatte sich im Jahre 1762 der hochbejahrte bisherige kurfürstlich Mainzische Minister Friedrich Graf Stadion, zurückgezogen, und in seiner Umgebung befand sich auch v. Laroche, damals Mainzischer Hofrat, nebst seiner Frau. Das Haus des Grafen Stadion, und in demselben nicht am wenigsten Laroche, repräsentirte auf das Vollständigste die gesamte soziale und litterarische Kultur der Zeit Ludwigs XV. mit aller Eleganz, Leichtfertigkeit, Frivolität und Gottlosigkeit der damaligen höheren Stände in Frankreich. Hier lernte Wieland nach seiner eigenen Aeußerung erst die „gute Gesellschaft" und deren feinen Ton, hier lernte er „das Leben" kennen; „Warthausen wurde sein Parnaß". Die Zustände dieses „Parnasses" sagten dem innersten Wesen Wielands zu, brachten dasselbe zur Entwickelung und Vollkommenheit, und es darf nicht gesagt werden, Wieland habe die Elemente seiner Dichtung, welche von nun an für dieselbe bestimmend wurden, in Warthausen nur äußerlich überkommen; gerade im Gegenteil war Alles, was er bisher produziert hatte, nur das Ergebnis äußerer, auf ihn nur flüchtig und als Stimmung wirkender Einflüße; es hält sogar nicht allzu schwer, die Keime dieser seiner späteren Entwickelung wenigstens zum großen Teil in seinem früheren Leben und Dichten zu entdecken. Während seines Aufenthalts in Biberach (1765) verheiratete sich Wieland im starken Gegensatz gegen seine frühere Neigung zu geistreichen und teilweise exzentrischen Mädchen — mit einer völlig poesielosen, hausbackenen Augsburgerin, die nicht er gewählt hatte, sondern die für ihn gewählt worden war. Er hat mit ihr eine vierunddreißigjährige, sehr glückliche Ehe geführt. Sein prosaisches gemütliches Hausleben, das man oft patriarchalisch genannt hat, stand überhaupt mit seiner Dichtungsweise in einem Gegensatze, welchen man man mitunter seltsam genannt hat, ohne daß gleichwol derselbe wirklich seltsam war.

Als das Warthauser Leben mit dem Tode des Grafen Friedrich Stadion († Nov. 1768, 77 Jahre alt) zu Ende ging, wurde Wieland von dem bekannten Gönner der Aufklärung, dem Kurfürsten von Mainz Emmrich Joseph von Breidbach-Bürresheim, im Anfange des Jahres 1769 als Professor der Philosophie nach Erfurt berufen, wo

er drei Jahre verweilte, keineswegs aber — wie man vorausgesetzt hatte — seines bereits erlangten Ruhmes unthätig pflegte, sondern durch Vorlesungen eine nicht unbedeutende Thätigkeit entfaltete.

Im Jahre 1772 berief ihn die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar zum Lehrer der Prinzen Karl August, des nachherigen Großherzogs, und Konstantin. Nachdem diese Funktion mit dem Regierungsantritt des Herzogs Karl August 1774 ihren Abschluß gefunden hatte, lebte Wieland mit dem Titel eines Kurmainzischen Regierungsrats und eines Sachsen-Weimarischen Hofrats als Weimarischer Pensionär in Weimar, nur daß er 1798 bis 1803 auf seinem, von dem Ertrage des Honorars für die Ausgabe seiner sämtlichen Werke erkauften Gute Osmanstädt bei Weimar wohnte, welches Gut er jedoch, da dessen Bewirtschaftung völlig mislang, wieder zu verkaufen genötigt war. Im Jahre 1808 hatte er, gleich Goethe, eine lange Unterredung mit Napoleon, welche zu ihrer Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangte und in Folge deren Napoleon ihn mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirte. Er starb im achtzigsten Lebensjahre am 20. Januar 1813 zu Weimar und liegt in Osmanstädt begraben. [Goethe hielt ihm am 18. Februar in der Loge die Gedächtnißrede, welche eine so lebensvolle, gelungene Charakteristik des Dichters und Menschen Wielands bietet (in der Hempel'schen Goetheausgabe XXXVII, 2, 54).]

Wieland hat lange Zeit eines sehr hohen und weit verbreiteten Ruhmes sich zu erfreuen gehabt und ist als einer der klassischen Dichter unserer Nation angesehen worden; indes ist schon die Bezeichnung, mit welcher ihn seine eigenen Verehrer versehen haben, die des „Gesellschaftsdichters", geeignet, diesen Ruhm auf sein richtiges Maß zurückzuführen: er war der Dichter der französierten Gesellschaftswelt während des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts, und in dieser allerdings sehr breiten und auch teilweise tiefen Schicht unserer gebildeten Welt wurzelt, genau besehen, sein Ruhm fast ausschließlich. [Doch rühmte Schiller Wielands tüchtiges Deutschtum, das durch sein französelndes Außenwesen nur verdeckt sei und Goethe sagte 1825 zu Eckermann: „Wielanden verdankt das ganze obere Deutschland seinen Stil. Es hat viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sich gehörig auszudrücken, ist nicht das geringste."] Als diese französierte Gesellschaft und der oberflächliche, lockere und frivole Ton derselben mit dem Anfange dieses Jahrhunderts abnahm und mit dem dritten Dezennium

desselben völlig verschwand, nahm auch der Geschmack für Wielands Dichtungen ab und verschwand endlich nicht allein völlig, sondern gab einem nicht unberechtigten Widerwillen gegen dieselben Raum. Das definitive litterarische Todesurteil über Wieland sprach die romantische Schule aus und hat es zum Teil selbst vollstreckt — neben dem Geschmack für Tieck war irgend ein Geschmack an Wieland gänzlich unmöglich. Heut zu Tage finden wir nur wenige seiner Werke überhaupt nur lesbar, und die große Mehrzahl derselben wird nur im litterarhistorischen Interesse noch gelesen. Von diesem Standpunkte aus kann man denselben eine gewisse Anerkennung gewähren, — sie stellen wirklich die Stimmungen, Neigungen und Gewöhnungen der damaligen französisch gebildeten Kulturwelt in anschaulicher Weise dar, — doch gewährt man diese Anerkennung nur, indem man gleichzeitig die Gesellschaft, für welche sie geschrieben wurden, und deren Neigungen sie dienen wollten und wirklich dienten, um so entschiedener zu verurteilen sich bestimmt sieht.

Ist der ein Dichter, welcher die Tiefen des menschlichen Herzens aufschließt, welcher das tiefste Leid und die höchste Freude der Menschenseele darzustellen und zu erwecken versteht, welcher in den wechselnden Bildern des bunten Lebens den tiefen Ernst des Bleibenden und Ewigen uns erkennen läßt, — nur der, welcher wahr empfindet und uns selbst wahr empfinden lehrt, so müßten wir Wieland das Prädikat eines Dichters im eigentlichen Sinne gänzlich versagen. Seine Dichtungen spielen nur auf der äußersten Oberfläche der Seele ein leichtes und zweckloses, zielloses Spiel; Leid und Freude sind in ihnen nur den kleinlichsten Gegenständen zugewendet, meist aber gleichsam nur gemaltes Leid und gemalte Freude, nicht wirkliches Leid, wirkliche Lust, — sie sind in den meisten Fällen unwahr, und, was schlimmer ist, sie wollen in Wielands Dichtungen unwahr sein, sie ironisieren sich selbst.

Verschärft wird dieses Urteil noch, wenn man sich die Stoffe dieser Dichtungen ansieht. Ein Teil derselben ist dem griechischen Altertum entlehnt (Agathon, Musarion, Die Grazien, Alkeste, Araspes und Panthea, Die Abderiten, Pereginus Proteus, Aristipp u. A. [, F. Bobertag „Wielands Romane. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Prosadichtung" Breslau 1871]), aber es ist nichts weniger als das wirkliche athenische Griechentum, welches in diesen Werken dargestellt wird, sondern es ist die eudämonistische Lebens-

klugheit des Zeitalters der Herrschaft des „gesunden Menschenverstandes" und vor Allem der damaligen in Fäulnis versinkenden „gebildeten" Stände in Frankreich, die wir zu sehen bekommen, nur mit griechischen Gewändern notdürftig bekleidet, oder richtiger, nur mit griechischen Namen benannt. Die „Geschichte des Agathon" (zuerst 1766—1767), das Werk, durch welches Wieland seinen Ruhm begründete [und das er selbst als sein Lieblingswerk bezeichnete], und welches man noch im ersten Dezennium dieses Jahrhunderts schlechterdings gelesen haben mußte, wenn man in den betreffenden Kreisen für „gebildet" gelten wollte, hat es darauf abgesehen, „Kopf und Herz in Einverständnis zu bringen" und die unermüdlich wiederholte, unvertilgbare, ja bis fast in unsere Tage hineinreichende Salbaderei vom Widerstreit und von der Ausgleichung des „Kopfes und Herzens" hat im Agathon ihre Hauptquelle. Dieses Einverständnis soll nun „durch unerschütterliche Gründung eines Gedankensystems über das, was die wesentlichste Angelegenheit des moralischen Menschen ausmacht", zu Stande gebracht werden, es besteht aber das „unerschütterliche Gedankensystem" in einem allerdings geläufigen und glatten, aber haltlosen und leeren Räsonnement oder vielmehr Geplauder über das — um es mit dem rechten Namen zu nennen — was nützlich und was schädlich ist, wie darin die Moral und die Weisheit überhaupt der Aufklärungsperiode bestand. Daß übrigens Wieland im „Agathon" und in seinem späteren Werke: „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen", 1800—1802 sich selbst geschildert habe, ist ohne Mühe zu erkennen, wenn er es auch nicht deutlich genug gesagt hätte. Durch den Agathon und die verwandten die eudämonistische Lebensklugheit predigenden Schriften erwarb sich Wieland den Namen des „Popularphilosophen", und mit Recht, denn das, was man in jener Zeit Philosophie nannte, bestand in der That in dem dürftigen Kompendium von angeblicher Psychologie und verfeinerter Eigensucht, welches Wieland mit Geschick zu kommentieren und an den Mann zu bringen wußte. Seine Misgestaltung des Griechentums hat bekanntlich hinsichtlich der Alkeste Goethe in seiner vortrefflichen Farce „Götter, Helden und Wieland" nach Verdienst gezüchtigt [; während er von Wielands „Musarion" rühmte, in ihr habe er „das Antike lebendig und neu wiederzusehen" geglaubt]. Nachahmer auf dieser Bahn fand Wieland in den Verfaßern der zahlreichen „philosophischen Romane", welche jetzt längst vergessen sind, in der Darstellung aber sehr weit hinter Wieland zurückblieben.

Eine zweite, nicht minder zahlreiche Reihe von Schriften Wielands hat die Nachahmung romanischer Erzählungen, namentlich französischer Feenmärchen, deren Schauplatz in den Orient verlegt zu werden pflegte, zum Gegenstand. Dahin gehört die Nachahmung des Don Quixote: „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva. Eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht" (1764), welches Werk zu seiner Zeit große Anerkennung fand, aber unter Wielands Werken doch ziemlich auf der untersten Stufe steht; Erfindung und Darstellung erinnern lebhaft an die Asiatische Banise. Dahin gehört weiter „der neue Amadis" (1771), eine Art Nachahmung des Tristram Shandy, aber noch weit formloser als das Original; dahin „Idris, ein heroisch-komisches Gedicht" (1768), „Gandalin oder Liebe um Liebe" (1776), „Pervonte oder die Wünsche" (1778), „Geron der Adeliche" (1777), nach der altfranzösischen Erzählung Giron le courtoys; immerhin noch eine der erträglicheren Nachahmungen [über die Quellen dieser kleinen epischen Erzählungen hat Reinhold Köhler im 3. und 5. Bande von Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte Untersuchungen veröffentlicht], und endlich Oberon (1780), die berühmteste Schöpfung Wielands, aber ein phantastisches Gebilde, welches indes durch farbenreiche Darstellung, die freilich oft in das Geschmückte verfällt, und dnrch ein gewisses Maßhalten sich vor den übrigen Werken Wielands hervorhebt [; das Quellenverhältniß von Wielands Oberon von Max Koch. Marburg, Elwert'sche Verlagshandlung 1879].

In diesen und in den zahlreichen übrigen, derselben Gattung angehörigen kleineren und größeren Werken herrscht nun die bereits erwähnte Selbstironie fast unbedingt, so daß schon dadurch ein reines poetisches Wolgefallen an Stoff und Form der Dichtung gänzlich unmöglich gemacht wird; ja es sind dieselben nicht einmal für die bloße Unterhaltung geeignet, weil diese Selbstironie in hohem Grade ermüdet. Nachahmungen dieser Selbstironie stellen die verunglückten, aber zu ihrer Zeit in Ansehen stehenden Balladen Löwens, Schiebelers, Bürgers dar, auch müssen hierher nicht wenige der Humoristen niederen Ranges [s. unten Thümmel] gezählt werden; freilich sind letztere noch weit platter in ihren Darstellungen, als Wieland, welcher doch auch der Plattheit oft genug verfällt.

Alle diese Schriften sind mehr oder minder mit schalkhaften Anspielungen, launigen wol oder übel gelungenen Einfällen und Scherzen

durchwebt, welche man ehedem für Satiren nahm, und deshalb Wieland für einen hervorragenden („gutmütigen") Satiriker erklärte. Daß diese Dinge noch sehr weit ab von der Satire liegen, bedarf keiner Bemerkung, indeß hat sich Wieland allerdings auch einmal in der wirklichen Satire versucht, in den „Abderiten" (1774 zuerst, im deutschen Merkur): die griechische Einkleidung aber, in der vorher bemerkten Manier gehalten, schwächt schon das auch wirklich Satirische allzu sehr ab, und zudem sind die Gegenstände der Satire kleinlich, ja winzig, Rabeners satirischen Objekten vollkommen parallel [; B. Seuffert „Wielands Abderiten" Berlin 1878]. Weit eher kann man die Komik in seinen „komischen Erzählungen" (Schach Lolo u. dgl.) anerkennen.

Im Drama hat sich Wieland wenig und mit geringem Geschick versucht; aus seiner früheren Zeit stammen „Lady Johanna Gray" (1758), nicht viel beßer, als aus dem gleichnamigen Trauerspiel des Engländers Rowe abgeschrieben [, wie Lessing in seiner Kritik in den Berliner Litteraturbriefen, die für Wieland geradezu erziehend war, nachgewiesen], „Klementine von Porretta" (in Bern verfaßt, 1760); aus der späteren Zeit [das lyrische Drama „die Wahl des Herkules" (1773),] das Singspiel „Rosemunde" (1779), die schon genannte Alkeste [u. a.].

Unter Wielands didaktischen Schriften ist zunächst zu nennen: „Der goldene Spiegel, oder die Könige von Scheschian" (1772) nebst den „Lehren des weisen Danischmend" (Geschichte des Philosophen D.), welche eine Fortsetzung des goldenen Spiegels bilden. Diese, in den oben berührten französischen Orientalismus eingekleideten politischen Diatriben repräsentieren vollständig die kindische Regierungsweisheit der Aufklärungsperiode, und stellen spezifisch den Josephinismus dar, auf dessen Verherrlichung oder Einführung sie sogar eigens angelegt sind. [Allein trotz aller Schwächen war Wieland unter unsern Klassikern doch der einzige, welcher, wie v. Treitschke hervorhebt, den Wendungen der Tagespolitik mit reger Teilnahme folgte; er hat als Lehrer Karl Augusts in diesem Verständniß für den Staat erweckt.] Sodann dürfen nicht übergangen werden die „Gedanken über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen" (1788), welche das ordinärste Aufkläricht enthalten, ähnlich wie die „Euthanasia" (1805, veranlaßt durch das freilich alberne Buch von Wötzel „Die wirkliche Erscheinung meiner Gattin nach ihrem Tode"). Von christlichem Glauben findet sich bei Wieland nichts, oder doch kaum der kümmer-

lichste Rest; derselbe war für ihn, den „deutschen Voltaire", ein überwundener Standpunkt. Verachtende Seitenblicke auf Christentum und Kirche finden sich ziemlich häufig in seinen Schriften. Indes hat Wieland auf dem didaktischen Gebiete auch manches noch jetzt ganz Lesbare, ja einzelnes wirklich Gute geschrieben; zu dem ersteren sind die gegen Rousseaus Cynismus gerichteten Abhandlungen zu rechnen, zu dem andern die „Aufsätze über die französische Revolution" (1789), und die „Gespräche unter vier Augen" [1799], desselben Inhalts wie die Aufsätze; sodann auch die sehr wol gelungene Zurückweisung von Adelungs geschmacksrichterlichen Prätensionen in der Abhandlung: „Ueber die Frage, was ist Hochdeutsch" (1782 im deutschen Merkur).

Es ist endlich noch ein Zug in Wielands litterarischem Charakter zu erwähnen, welcher fast seine sämtlichen Schriften durchzieht, und sehr vielen allein das Dasein gegeben hat; Wieland ist ein ausgeprägter Erotiker. Nicht, daß er das eigentümlichste Gebiet der Erotik, die Lyrik, kultivirt hätte — es fehlte ihm an aller und jeder Begabung für die Lyrik, auch hat er kaum jemals etwas gedichtet, was überhaupt für den Gesang bestimmt gewesen wäre, als die Stücke in der Rosemunde — aber er ist ein Beschreiber, ein Ausmaler der Liebe und ihrer Zustände, wie Keiner vor ihm, und — wir müßen hinzufügen: glücklicher Weise — Keiner nach ihm. Sein bevorzugtes Dichterobjekt ist die Liebe in jeder Gestalt: die sinnliche in grober und in verfeinerter Form, so wie die sogenannte platonische Liebe — eine Bezeichnung, welche durch Wieland eigentlich in Kurs gekommen ist. Freilich hat er die Tiefe der wahren Liebe auch in seinen besten Darstellungen niemals ermeßen, kaum jemals berührt, und wo er es thut, sitzt ihm sofort der Schalksnarr, die Ironie, im Nacken. Leider aber gehört Wieland in bevorzugter Weise zu denen, welche, weit ärger, weil verführerischer als weiland die Lohenstein, Hoffmannswaldau, Henrici u. s. w. die französische Frivolität des sinnlichen Geschlechtslebens in unsere Litteratur einführten. [Wieland selbst hat sich gegen diese von verschiedenen Gegnern, ja auch von Freunden erhobenen Anklagen geschickt verteidigt in den „Unterredungen zwischen W. und dem Pfarrer zu . ." (1775 im deutschen Merkur).] Die schlimmsten Erzeugnisse stammen aus dem Anfange seines Biberach-Warthauser Lebens, wie die scheußliche „Nadine" [, eine Erzählung in Prior's Manier] (1762), „Diana und Endymion" (1762) u. dgl., manche aber, wie der ekelhafte „Kombabus" (1771) sind doch spätern Ursprungs, und ganz fehlen

schlüpfrige Darstellungen oder Andeutungen seit 1762 fast in keinem seiner Werke. Deshalb wandte sich der edlere Teil der deutschen Dichterwelt (der Hainbund) und des deutschen Publikums sehr zeitig mit dem tiefsten und berechtigsten Widerwillen von diesem Dichter der entnervenden Schamlosigkeit ab. Schwerlich hat Wieland jemals eine bestimmte Einsicht in das Unwürdige dieser seiner Darstellungen bekommen, denn er rühmte sich, zuerst das auf Deutsch gesagt zu haben, von dem man bisher gemeint hatte, es laße sich nur auf Französisch sagen, und daß diese lüsternen Schilderungen seinem Wesen vollständig entsprachen, beweist der Umstand, daß gerade diese Obszönitäten zu den formgerechtesten und geschicktesten unter seinen Darstellungen gehören. Es kommen deshalb auf seine Rechnung alle die nur zu verführerischen und verderblichen Obszönitäten, welche von Thümmels „Inokulation der Liebe“ bis zu den „Natürlichkeiten der sinnlicheu und empfindsamen Liebe“ und bis zu dem verrufenen Althing (Fischer) und seinem Gelichter sich hinziehen; er erschrak freilich vor diesem Gesindel, welches sich als seine Söhne rühmte, aber es waren darum nicht minder seine Söhne.

Was Wieland für die deutsche Litteratur wirklich Ersprießliches geleistet hat, besteht darin, daß er eine Leichtigkeit, Gefügigkeit und Geschmeidigkeit des Stiles und der Darstellung überhaupt zur Erscheinung und Geltung brachte, wie dieselbe vor ihm entschieden nicht vorhanden war, und wie sie alle seine Zeitgenossen, selbst Goethe und Herder nicht ausgenommen, von ihm gelernt, dann in vollendeterer Form selbst erzeugt und auf uns übergeführt haben. Allerdings hat sein Stil neben jener Gefügigkeit und Leichtigkeit etwas Nachlässiges, selbst in seinen früheren Schriften, später etwas Weitschweifiges nnd Schlottriges. Schlimmer indeß ist es in dieser Beziehung um seine gebundene Rede, als um seine Prosa bestellt, wiewol das treffend tadelnde Xenion Schillers

[Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.]

nur seiner Prosa gilt. Rechnet man Wieland auch um seiner Prosa willen zu den Klassikern, um der Verse willen kann er zu ihnen nicht gezählt werden. Wielands Versmaße haben eine völlig regellose Willkür zu ihrer Regel, und wenn er auch seinen Gedichten das angebliche Versschema vordrucken läßt, so bindet er sich doch selbst nicht daran, wo er aber sich daran bindet, haben seine Verse etwas so Unsicheres,

Schwankendes, Holpriges, daß sie auf das Aeußerste ermüden. Die das Maß noch am erträglichsten enthaltenden Verse sind die des Oberon [; von ihm urteilte Goethe in einem Briefe an Lavater (3. Juli 1780), er werde, „so lang Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebet und bewundert werden"]; die übrigen nehmen sich, wo sie am besten lauten, eigentlich nicht anders aus, als wie Mädchengeplauder. Eingeführt aber hat Wieland, wenn gleich in der ihm eigenen entstellenden Weise, die Ottave Rime (Stanzen), in welchen Idris [und Zenide] abgefaßt ist, und fortgeführt hat er für den Dialog den von Elias Schegel zuerst gebrauchten fünffüßigen reimlosen Jambus [A. Sauer „über den fünffüßigen Jambus vor Lessings Nathan" Wien 1878]. Seine Reime sind zum größten Teil wahrhaft entsetzlich. Außerdem muß gegen Wieland als Klassiker der sehr erhebliche Umstand geltend gemacht werden, daß ihm die Fähigkeit der poetischen Erfindung gänzlich abging, daß er nichts weniger als ein schaffendes Dichteringenium war; alle seine Werke, höchstens mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, enthalten geborgte Stoffe und sind oft geradezu Nachahmungen — dieß gilt eben schon vom Agathon, welcher auf einer Nachbildung und Ausspinnung des Jon des Euripides beruht. Wieland besaß eine ungemein ausgebreitete Belesenheit, und die Fähigkeit, aus seiner Lektüre von allen Seiten her Stoff herbeizuschaffen; daher rühren nicht allein seine, den von einander entlegensten Gebieten abgeborgten Nachahmungen, sondern auch die wahrhaft ungeheure Menge von Anspielungen historischer, litterarischer philologischer Art, mit denen seine Schriften angefüllt sind, und welche dann durch zugegebene Anmerkungen, oft ziemlich umfangreiche, in Opitzischer Weise erläutert wurden. Um dieser vielseitigen Belesenheit willen galt Wieland bei dem ihn bewundernden Teile seiner Zeitgenossen für einen eminent gelehrten Mann; doch was eigentlich die Gelehrsamkeit ausmacht: Gründlichkeit, ging ihm durchgängig ab.

Das Unternehmen, durch welches Wieland lange Zeit ein sehr ausgedehntes Geschmacksrichtertum ausübte, war sein Deutscher Merkur — auch eine Nachahmung des Mercure de France. Derselbe erschien in jährlich vier Bänden von 1773—1789, mithin in 68 Bänden, und im Merkur erschienen, seiner beim Beginne des Unternehmens gegebenen Zusage gemäß, die meisten seiner Dichtungen seit 1773 zuerst. Dann folgte der Neue deutsche Merkur von 1790—1810 in 84 Bänden, den er mit Reinhold und Böttiger redi-

gierte, doch war Wieland bei demselben nur bis zum Jahre 1795. beteiligt. Von 1796—1801 gab er dann das „Attische Museum" und von 1802—1810 mit Hottinger und Jakobs das „Neue attische Museum" heraus. In dem litterarischen Verkehr, in welchen Wieland hauptsächlich durch den Merkur eintrat, zeigte er sich äußerst tolerant; er wußte sich sogut mit allen, auch den heterogensten Ingenien zu vertragen, daß er mit Niemanden in eine ernstliche litterarische oder persönliche Fehde geraten ist; freilich hängt diese Verträglichkeit, die sogar mit Herder vortrefflich auszukommen wußte, mit seiner Kernlosigkeit und Unselbstständigkeit zusammen.

Schließlich möge noch seiner Uebersetzungen gedacht werden. Wieland ist der erste Uebersetzer des Shakespeare, und wenn auch seine Uebersetzung — sie erschien 1762—1768 in acht Bänden — von unserem Standpunkte aus als eine gänzlich verunglückte bezeichnet werden muß, so wird es ihm doch [, wie sowohl Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie, als auch Goethe zu verschiedenen Malen mit Nachdruck hervorgehoben haben,] zum Verdienste angerechnet werden müßen, uns den seither völlig unbekannten Briten nur überhaupt zugänglich gemacht zu haben. Ferner hat er die Briefe des Horaz (1782) und dessen Satiren (1786) übersetzt, eine Arbeit, welcher eine gewisse Anerkennung nicht versagt werden kann. Den größten Ruhm erntete seine Uebersetzung des ihm sehr homogenen Lukian ein (1788—1789, sechs Bände), und einen nicht unverdienten. Von weit geringerem Werte ist seine [von F. D. Gräter nach Wielands Tode zu Ende geführte] Uebersetzung der Briefe Cicero's (1808—1821, sieben Bände). —

Wielands eigene Werke wurden (abgesehen von einer Sammlung prosaischer Schriften, 1758) zuerst von ihm selbst im Verlage seines Schwiegersohnes Göschen [K. Buchner „Wieland und Gg. Joachim Göschen" Stuttgart 1874; „Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung" Berlin 1871] in Leipzig 1794—1802 in sechsunddreißig Quartbänden und sechs Supplementbänden in einer damals unerhört splendiden Ausstattung herausgegeben; daneben aber wurde auch ein Abdruck in Oktav und ein anderer, gleichfalls in Oktav, in 39 Bänden ausgeführt. Nach seinem Tode wurden sie von Gruber 1818—1828 in 53 Bänden, Oktav und Sedez, herausgegeben, und diese Ausgabe 1839—40, jedoch mit veränderter Anordnung der einzelnen Werke, wiederholt. Eine neue Ausgabe in „Klassiker-Format" erschien 1853 bis 1858 in 36 Bändchen [; die neueste und vollständigste Ausgabe

ist die in der Hempelschen Klassikerausgabe in 40 Teilen; eine Auswahl aus Wielands Werken giebt H. Pöhle in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur“ Bd. 51 u. folg. heraus]. Sein Leben ist in doppelter Darstellung von Gruber beschrieben worden: Ch. M. Wieland, geschildert von J. G. Gruber 1815 zwei Bände, und 1827 – 1828 vier Bände [; eine interessante Zusamenstellung „Chr. M. Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Aeußerungen“ teilte C. W. Böttiger 1839 im 10. Bde. von Raumers hist. Taschenbuche mit. Von den Litterarhistorikern hat am eingehendsten Joh. Wilh. Löbell von Wieland gehandelt im 2. Bde. seiner Vorlesungen: „Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode“. Braunschweig 1858. Eine große Wielandbiographie wird von B. Seuffert vorbereitet. H. Pröhle teilte aus Gleims Nachlaß manch Interessantes mit in seinem Buche „Lessing Wieland Heinse“ Berlin 1879. Eine französische Arbeit über Wieland schrieb Hallberg, Paris 1869]. Dazu kommen einige litterarhistorische nicht unerhebliche, sonst aber ziemlich unbedeutende Briefsammlungen [: Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland hrsgb. von L. Wieland 2 Bde. Wien 1815. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde 4 Bde. Zürich 1815—1816. Briefe Wielands an Gotter und H. v. Dalberg mitgeteilt von H. Uhde 1878 in Nr. 211 und 213 der Augsb. allg. Zeit. Briefe von Zimmermann, Wieland und Haller an V. B. v. Tscharner, hrsgb. von R. Hamel, Rostock 1881. Beiträge zur Wieland-Biographie aus ungedruckten Papieren von H. Funk Freiburg i. B. 1882. Zahlreiche und für Wieland höchst charakteristische Briefe an Joh. Heinr. Merck in den drei Merckschen Briefsammlungen die K. Wagner, Darmstadt 1835 und 1838 und Basel 1847 herausgab. Einzelne Briefe an Goethe im Goethejahrbuch, und in Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte, und andere nachgewiesen von Döring „Chr. M. Wieland, ein biographisches Denkmal“ Sangerhausen 1840. Wieland und Reinhold. Original-Mitteilungen als Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens, hrsgb. von R. Keil. Leipzig 1885.]

---

3. Moritz August von Thümmel.

Moritz August von Thümmel gehörte als belletristischer Schriftsteller länger als sechzig Jahre zu den erklärtesten Lieblingen des Nicolai-Wielandischen Lesepublikums. Geboren am 27. Mai 1738 zu Schönfeld bei Leipzig, einer damals v. Thümmel'schen Besitzung, erhielt er seine Vorbildung auf der v. Witzleben'schen Klosterschule zu Roßleben und studirte seit 1756 zu Leipzig, wo er mit C. F. Weiße eine enge litterarische Freundschaft schloß, welche bis zu Weiße's Tod (1804) unverändert fortgedauert hat. Im Jahr 1761 trat er als Kammerjunker in die Dienste des damaligen Erbprinzen Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg, welcher ihm nach seinem Regierungsantritt (1764) zum Geheimen Hofrat, 1768 zum Wirklichen Geheimen Rate und Minister ernannte. Im Jahre 1772 machte er mit seinem jüngsten Bruder und dessen Gattin (gebornen und verwittweten v. Wangenheim) eine kürzere Reise nach Holland und Paris, von 1774 bis zum Anfange des Jahres 1777 eine längere Reise durch ganz Frankreich, namentlich die südlichen Provinzen, und einen Teil von Oberitalien, und 1779 heiratete er die eben genannte Wittwe seines Bruders. Aus dem Koburgischen Staatsdienste nahm er 1793 seine Entlassung; seitdem wohnte er teils in Gotha, teils auf dem v. Wangenheim'schen Gute Sonneborn bei Gotha, in den ersten Zeiten in sehr glänzenden Vermögensverhältnissen, welche sich jedoch in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens trübten. Die Teilnahme an den Feierlichkeiten der Vermählung der Prinzessin Luise von Gotha mit dem Herzog Ernst von Koburg führte ihn im Sommer 1817 nach Koburg. Hier starb er am 16. Oktober 1817 im achtzigsten Jahre. Die bedeutende Elastizität des Geistes, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitet hatte und ihm noch im hohen Alter eine gewisse frische Jugendlichkeit, selbst in seiner äußeren Erscheinung, verlieh, blieb ihm bewahrt bis zu seinen letzten Augenblicken. Seiner Bildung nach gehörte er der französirenden Schule an, welche in den letzten Dezennien des vorigen und den ersten zwei Jahrzehnten des jetzigen Jahrhunderts an den Höfen von Gotha und Koburg heimisch war; Voltaire blieb, etwa mit Ausnahme seiner letzten Lebensjahre, sein erklärter Liebling. Im Leben war er der Repräsentant

der höchsten weltmännischen Eleganz und des ausgesuchtesten Komforts, ja Luxus jener Zeit, ein Diener des feinsten Eudämonismus — ein „Epikuräer“, wie man damals sagte und ihn bezeichnete — mit der kühlsten Reflexion, wie dies der Charakter der ganzen Aufklärungsperiode war, welcher er angehörte und angehörig blieb. Diesen Charakter tragen auch seine Schriften, welche ihn als ein bevorzugtes Kind dieser seiner Zeit kennzeichnen. Sein frühestes Produkt ist: Wilhelmine oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches komisches Heldengedicht Leipzig 1764. Dieses Werkchen wurde mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen, in das Französische, Holländische, Italienische und Russische übersetzt, und galt noch vierzig Jahre später als das Ideal der „poetischen Prosa“; jetzt ist es, eben um dieses unerträglichen Styles willen, kaum noch lesbar; der Stoff ist nicht anders als läppisch zu nennen. Ein nicht unerhebliches Ingrediens des Beifalls, den die Schrift fand, besteht in der Verhöhnung des geistlichen Standes, und in der auch die übrigen Werke Thümmel's durchziehenden, weltmännisch kalten Gleichgültigkeit gegen Kirche und Christentum. Uz fand die in dem Werke dem Dr. Luther zugeteilte Rolle — dem Pastor Sebaldus im Traume die Heirat anzuraten — anstößig, und so mußte denn in den folgenden Ausgaben an Luther's Stelle — Amor treten. Die Person des Dorfpfarrers Sebaldus, welcher die Wilhelmine heiratet, benutzte später Nicolai zu seinem widerwärtigen, damals aber hoch gepriesenen Roman Sebaldus Nothanker. Das zweite Produkt Thümmel's war: Die Inokulation der Liebe. Eine Erzählung. 1771. Das Stück ist in den schloterigen Wielandschen Versen geschrieben, dem Inhalte nach aber geradezu schamlos, so wie heut zu Tage nur in den Spelunken vornehmer und niedriger Lüderlichkeit geschrieben und gelesen wird. Damals aber wurde es auch von der feinen Damenwelt ohne Anstoß gelesen und „höchst belustigend“ gefunden. Gleicher Art ist ein anderes Reimstück Thümmel's, welches erst nach seinem Tode (1818) unter dem Titel: „Der heilige Kilian und das Liebespaar“ veröffentlicht, nachher in Thümmel's gesammelte Werke unter dem Titel: „Das Erdbeben von Messina“ aufgenommen worden ist. Durch jene beiden Schriftchen schon wurde Thümmel ein allgemein beliebter, ja gefeierter Dichter; indeß ruhte seine Produktion nach der Herausgabe der Inokulation zwanzig Jahre lang. Da erschienen im Jahre 1791 die ersten zwei Teile des Romans: Reise in

die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786; ein Werk, welches mit einem wahren Sturme von Beifall begrüßt wurde und den Verfasser auf die höchste Spitze des litterarischen Ruhmes in den oben bemerkten Kreisen des Lesepublikums erhob. Der 3., 4. und 5. Teil erschien 1794, der sechste 1799, der siebente 1800, der achte und neunte 1803 und der zehnte 1805, sämtlich vortrefflich ausgestattet und mit Vignetten und Kupfern guter Meister geziert. Zugleich erschien auch eine wohlfeile, nachlässig behandelte Ausgabe in acht Teilen. In der Darstellung bekundet dieses Werk einen sehr bedeutenden Fortschritt des Verfassers: der Styl ist eben so präzis, wie glatt und elegant, und von den Plattheiten der „Wilhelmine" ist keine Spur mehr zu entdecken, nur die eingestreuten, meist eben so formlosen wie haltlosen Verse sind, oft im höchsten Grade, störend. Die Laszivität der Inokulation aber ist keineswegs abgelegt, nur in etwas dezentere Formen gekleidet. Thümmel scheint diesen Roman als einen didaktischen angelegt und fortwährend aus diesem Gesichtspunkte betrachtet zu haben; er sagt einmal: „er wolle ein Buch (eben dieses) über die Post und Heerstraße des menschlichen Herzens schreiben, und in einem Anhange auch von seinen Reben- und Schleichwegen handeln", und ein anderes Mal (Briefe an Weiße); „er habe zeigen wollen, wie Aberglaube zur Sittenverderbnis, Sittenverderbnis aber zum Umsturz der Staaten führe." Indeß sind die ersten Teile nichts weniger als didaktisch, sondern auf eine, im Ganzen genommen, laszive Unterhaltung berechnet, man müßte denn die, in der Erzählung allerdings enthaltene eudämonistische Lehre dahin rechnen wollen: in der Lüsternheit den Genuß zu suchen, nicht aber durch den vollen Genuß der Lust sich den Genuß selbst zu zerstören. Die letzten Teile (7—10) dagegen sind sichtlich aus Reflexion hervorgegangen und haben einen merklich didaktischen Anstrich; der Held des Romans, ein Hypochonder, soll sich auf den Rat eines Freundes durch „Scherz und Liebe", d. h. schlüpfrige Abenteuer, heilen; aber auch hierin thut er zu viel, und dies zu zeigen, ist der Inhalt der letzten Teile. Das Buch, als Erzeugnis eines Mannes von seinem dreiundfünfzigsten bis zu seinem siebenundsechzigsten Lebensjahre allerdings eine litterarische Merkwürdigkeit, rief, neben dem lauten Beifallsrufe des Lesepublikums, auch die nicht minder lauten Beifallsbezeugungen sonst einsichtsvoller Männer hervor: Lichtenberg's, Klinger's und sogar Friedrich Jakobi's. Dagegen hat sich Garve, und

vor allen Schiller mit verdientem Tadel über dieses Werk ausgesprochen. Schiller's Urteil, welches sich übrigens nur auf die ersten fünf Teile bezieht — es findet sich dasselbe in seiner 1795—1796 in den „Horen" erschienenen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung — ist schneidend, aber auch treffend; es lautet: „Da der Thümmelsche Roman nur solche Forderungen beleidigt, welche aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größern Teile der Leser gar nicht, und von dem besseren gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er und wird er mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen". Uebrigens ist noch zu bemerken, daß dieser Roman Thümmel's ein sehr erkennbares Mittelglied zwischen der Wielandischen Dichtung und der Humoristik bildet: der Held des Romans macht sich stets zu seinem eigenen Spottbild. — Die Gedichte Thümmel's sind in der Form unvollkommen und dem Inhalte nach unbedeutend. — Eine Gesamtausgabe seiner Schriften besorgte Thümmel größtenteils noch selbst; sie erschien 1812—1819 in sechs Bänden, dann folgten noch vier dieser Gesamtausgaben, drei in sechs Bänden. die letzte, stereotypirte, 1844, in acht Bändchen. Eine Biographie Thümmel's von Grüner erschien Leipzig 1819. — Eine andere, von der litterarischen Wirksamkeit sehr verschiedene Wirksamkeit Thümmel's überdauert und überragt in ihren Erfolgen noch seine litterarischen Erfolge, wiewohl sein Name von denen, welche sich an jenen Erfolgen beteiligten, nicht genannt wird und in dieser Beziehung überhaupt längst vergessen ist: Thümmel ist der Begründer der Verfertigung der marmornen Spielkugeln (Marmel, Merbel, Schoßer), welche über die halbe Erde verbreitet sind; er legte die erste, diese Kugeln bereitende, Steinmühle im Jahre 1770 bei Koburg an.

---

4. Johann Heinrich Voß.

Johann Heinrich Voß stammte aus einer hörigen, denen von Maltzan in Mecklenburg untertan gewesenen Familie; sein Großvater war freigelaßen worden, sein Vater aber, früher Kammerdiener und Schreiber eines Herrn v. Witzendorf, war zur Zeit der Geburt dieses seines einzig übrig gebliebenen Sohnes, 20. Februar 1751, Pächter eines kleinen Gutes zu Sommersdorf im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, von 1752—1770 Zolleinnehmer, Brauereibesitzer und Wirt in dem Städtchen Penzlin, dann gänzlich verarmt und seit 1771 bis zu seinem Tode, 1778, Schulmeister. Der Knabe Johann Heinrich zeigte schon früh bedeutende, seine ganze Umgebung überragende Fähigkeiten und bethätigte diese Ueberlegenheit auch unter seinen Mitschülern auf dem Gymnasium zu Neubrandenburg, welches er von 1764—1769 besuchte.

Der sofortige Uebergang zur Universität wurde ihm durch die völlige Verarmung seines Vaters unmöglich gemacht, vielmehr mußte er ein Unterkommen als Hauslehrer suchen, welches er bei dem Klosterhauptmann v. Oertzen auf Ankershagen drittehalb Jahre (1769—1772) lang fand. Charakteristisch für Voßens ganze Lebensrichtung ist der zähe Trotz, welchen er in diesem Verhältnisse den im v. Oertzenschen Hause geltenden Ordnungen entgegen setzte: der Hauslehrer bekam bei Tische in der Woche Bier und nur Sonntags Wein vorgesetzt; nun rührte Voß aber auch Sonntags den Wein nicht an und rühmte sich noch in späten Jahren, daß er in den Zeiten „seiner Knechtschaft“ niemals einen Tropfen so ihm dargebotenen Weines genoßen habe. Auch konnte er niemals vergeßen, daß er nicht, wie sein Vorgänger, ein Kandidat des Pfarramts, ein Bett mit Gardinen erhalten hatte.

Gedichte, welche Voß von Ankershagen aus an Boie in Göttingen, den damaligen Herausgeber des Göttinger Musen-Almanachs, geschickt hatte, nahmen diesen so für Voß ein, daß er demselben freie Kollegia, freien Tisch und Unterstützung durch Heyne verschaffte, und Voß zu Ostern 1772 die Universität Göttingen beziehen konnte. Hier studierte er Anfangs Theologie, bald aber lediglich Philologie, besuchte jedoch die Kollegia nicht regelmäßig, da er sehr bald meinte, in denselben nichts Besonderes lernen zu können, und eben so viel, wo nicht mehr

zu wißen oder doch durch Privatfleiß erlernen zu können, als die Professoren lehrten. Seinem Wohlthäter Heyne trat er sehr zeitig mit rücksichtslosem, ja grobem Widerspruch entgegen, so daß schon 1774 das Verhältnis zwischen Lehrer und Zuhörer ein sehr ungünstiges war und sich im Verlauf der Jahre (1784) in der widerwärtigsten Weise gestaltete. Heyne's Gelehrteneitelkeit fühlte sich dadurch verletzt, daß sein Schüler über ihn hinausstieg, aber er behauptete auch, daß Manches von dem, was Voß nachgerade in seinen Schriften als sein Eigentum veröffentlicht hatte, Voß nur von ihm, Heyne, gehört und gelernt habe. Voß war in Göttingen Mitglied des Heinbundes [, der Name kam erst später auf, die Mitglieder nannten ihre Vereinigung den „Hain"], und teilte zwar auf der einen Seite die kindischen Possen, auf der andern Seite aber auch das lebhafte dichterische Streben desselben [R. E. Prutz „der Göttinger Dichterbund", Leipzig 1841 und K. Weinhold „Heinrich Christian Boie" Halle 1868]; freilich wurde das Dichten von ihm mitunter höchst handwerksmäßig, getrieben, aber es sind doch auch einige seiner besten Produkte, z. B. zwei seiner Idyllen, noch in Göttingen entstanden.

Als Boie Göttingen verließ, legte er den Musen-Almanach in Voßens Hand, und dieser siedelte mit demselben 1775 nach Wandsbeck über, wo er drei Jahre von dem Ertrage dieses Almanachs [400 Thlr.] lebte, sich auch 1777 mit Ernestine Boie, der Schwester seines Freundes, verheiratete, einem edlen Mädchen, welches ihm eine treue und in jeder Beziehung musterhafte Gattin geworden und geblieben ist († 1834, 79 J. alt) [Briefe von Ernestine Voß an Rudolf Abeken, hrsgb. von Fr. Polle, Dresden 1882 und 1883]. Aus der Zeit seines Göttinger Hainbundlebens und seines Aufenthalts in Wandsbeck datirt auch seine enge Verbindung mit Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Ob dieses Verhältnis den Namen Freundschaft, wenigstens einer auf Voßens Seite aufrichtigen Freundschaft verdiene, ist durch die späteren Vorgänge mehr als zweifelhaft geworden, wenigstens erzählt Voß selbst, daß er schon 1775 eine mistrauisch beobachtende Stellung gegen Stolberg eingenommen habe.

Im Spätherbst 1778 wurde Voß Schulrektor zu Otterndorf in dem zu Lauenburg gehörigen Lande Hadeln, westlich von Stade, im Sommer 1782 aber auf Stolbergs Betreiben Rektor der Schule zu Eutin. In diesem Verhältnis blieb Voß zwanzig Jahre; 1802 erhielt er die erbetene Pensionierung und zog nach Jena, wo er bis 1805

blieb, für die Universität sich aber [, wie viel Mühe sich Goethe auch gab (H. Düntzer „aus Goethes Freundeskreise", Braunschweig 1868),] nicht gewinnen ließ. In dem letztgedachten Jahre wurde er bestimmt, nach Heidelberg überzusiedeln, wo er der Universität „in freier Verbindung" angehörte, auch Vorlesungen hielt, doch meist nur litterarisch thätig war. Hier starb er am 29. März 1826, 75 Jahr alt. Der eine seiner gelehrten Söhne, Heinrich, Professor der Philologie zu Heidelberg, starb vor dem Vater 1822 [; seine und andrer Mitglieder der Familie Voß Briefe an Goethe, mitgeteilt 1884 im 5. Bde. des Goethe-Jahrbuchs]; der andere, Abraham, Gymnasiallehrer zu Kreuznach, 1847; ein dritter war der Erbauer der bekannten Irrenheilanstalt Illenau.

Bei der Beurteilung Voßens muß sein dichterischer Charakter und müßen seine wißenschaftlichen Leistungen von seinem ethischen Charakter gesondert werden, wenn auch, wie natürlich, Berührungspunkte zwischen Wißenschaft und Dichtung einerseits und dem ethischen Charakter andererseits vorhanden sind und zur Geltung kommen müßen. Als Dichter hat Voß einen Ruhm erlangt, welcher zu seiner Zeit (1780—1820) dem Ruhme Goethes und Schillers wenig, in den Augen zahlreicher Zeitgenossen gar nichts, nachgab [; „sämtliche poetische Werke" hrsgb. von Abraham Voß nebst einer Lebensbeschreibung und Charakteristik von Fr. E. Theodor Schmid, Leipzig 1835, in einem Quartbande; 1853 in 5 Bändchen. Poetische Werke und die Homerübersetzung in den Hempelschen Klassikerausgaben in fünf Teilen]. Es gründete sich derselbe teilweise schon auf seine Gedichte, Oden und Lieder, mehr auf seine Idyllen und vorzüglich auf die „Luise". Die Idyllen erschienen zuerst vereinzelt in Zeitschriften, dann gesammelt und überarbeitet im ersten, 1785 [Hamburg] erschienenen Bande seiner Gedichte, endlich sehr stark verändert, auch mit Weglaßung zweier, 1800. Die „Luise" erschien gleichfalls zuerst stückweise 1783 und 1784 im Musenalmanach und im Deutschen Merkur, vollendet 1795. Mit sehr bedeutenden, aber dem Eindrucke des Ganzen sehr nachteiligen Erweiterungen erschien die „Auswahl der letzten Hand" 1823 [. Der Ausgabe der „sämtlichen Gedichte" (6 Bde. Königsberg 1802) widmete Goethe 1804 in der Jenaschen allgem. Litteraturzeitung eine eingehende ungemein liebevolle Besprechung; in der Hempelschen Goetheausgabe XXIX, 432]. Heut zu Tage ist wol nur eine Stimme darüber, daß die Idyllen sowol wie die Luise nur ein, allerdings sehr geschicktes

Abschreiben des allergewöhnlichsten, zum Teil gedankenlosesten, aber in der Gedankenlosigkeit sich äußerst behaglich fühlenden Lebens sind, und die Idyllen noch außerdem eine dem Theokrit abgeborgte unnatürliche Hereinziehung des verfeinerten Kulturlebens in das Naturleben darstellen, was am stärksten in den im plattdeutschen Dialekt geschriebenen Stücken auffällt. Manche Idyllen, wie der Riesenhügel, die büßenden Jungfrauen und der bezauberte Teufel, sind gänzlich verfehlt und geradezu Karrikaturen zu nennen. Das Beste in allen sind die Naturschilderungen, durch welche bekanntlch die berüchtigt gewordenen Naturbeschreibungen des Pfarrers Schmidt zu Werneuchen hervorgerufen wurden — von Goethe verspottet in dem Gedichte „Musen und Grazien in der Mark“ —, die man übrigens nicht verurteilen darf, wenn man Voß loben will. Die „Luise“ hat in ihrer älteren einfacheren Abfaßung etwas Zuthuliches, ja teilweise etwas Herzliches, aber von Poesie, welcher die Tiefen der menschlichen Seele ergreift, sehr wenig, dagegen manches Sentimentale, was damals freilich unbesehen für Poesie galt. Auch von seinen Liedern ist nur äußerst Weniges nennenswert; das Meiste ist künstlich erzeugte Phraseologie, was in fast abschreckender Weise von seinen Oden gilt. Aber daß Voß die Sprache und den Rhythmus zu handhaben wußte, das bezeugen alle diese Stücke, die Luise, die Idyllen und die Lieder. Mehr aber und in der That in der bedeutendsten Weise, sowie mit unberechenbarem Erfolge bezeugen dieß seine Uebersetzungen des Homer und der Georgika des Virgil. Korrekte Hexameter, wie er sie bildete — wenn auch, wie wir zugeben, meist steife — hatte vor ihm noch Niemand gebildet; der Ton des griechischen Epos war noch zu keinem deutschen Ohr, das nicht griechisch verstand, gedrungen; mit scharfem Blicke erkannte Voß den verschiedenen Tonfall in den deutschen Wörtern und konstruirte nach den Gesetzen dieses Tonfalls seine Verse, folglich auch die Sätze unserer Sprache, welche seitdem eine früher nicht gekannte Regelmäßigkeit, einen früher kaum instinktmäßig gefühlten Wohlaut in der Satzbildung annahm. Wenn man jetzt, was sehr wolfeil ist, über Voßens hölzerne Hexameter spottet, so vergißt man, daß man eben mit dem Ausdrucke dieses Spottes auf Voßens Schultern steht, und besonnene Litteraten sollten sich dieses sie wenig ehrenden Spottes nicht schuldig machen. Die Odyssee erschien zuerst vollständig 1781 [ein neuer Abdruck dieser ersten Ausgabe mit einer

die Geschichte der Homerübersetzung teilweise darstellenden Einleitung von M. Bernays, Stuttgart 1881], umgearbeitet 1793, die Ilias und die Georgika 1793. Die späteren Uebersetzungen, Virgils übrige Dichtungen 1799, Ovid 1798, Horaz, Hesiod [und Orpheus, der Argonaut,] Theokrit, [Bion, Moschos,] Tibull [und Lygdamus] 1806—1810 [Arato (1824), Hymne an die Demeter (1826), Properz (erst 1830 veröffentlicht)], leiden mitunter merklich an Steifheit und sogar an Unnatur der Sprache, und ein scheinbar unbegreiflicher Mißgriff war es, Shakespeare (1818—1829, in Gemeinschaft mit seinen Söhnen) und Aristophanes (1821) zu übersetzen. Er meinte aber freilich, das Uebersetzen sei seine Domäne, auf welcher er alles vermöge und alles ihm erlaubt sei. Noch möge, um mit der Litteratur abzuschließen, erwähnt sein, daß er ein damals beachtenswertes, jetzt längst überlebtes Buch „Zeitmessung der deutschen Sprache" (1802) veröffentlichte, daß er Höltys Gedichte in Gemeinschaft mit Stolberg herausgab (1783), aber dergestalt überarbeitete, daß sich [, ehe K. Halm seine „Untersuchung über die Voßische Bearbeitung der Gedichte Höltys. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte" (München 1868) anstellte,] nicht entscheiden ließ, was Hölty gedichtet und was Voß hinzugetan oder abgefeilt hatte; endlich auch, daß der vorher erwähnte [von Boie 1770 gegründete] „Vossische Musenalmanach" von 1776—1800 gedauert hat [; von 1779—1787 redigirten ihn Voß und Goeking gemeinschaftlich].

Die gesamte litterarische Tätigkeit Voßens, so weit dieselbe hier angedeutet worden ist, und ebenso die übrige, die philologische, welche hier nicht besprochen werden kann, zeigt, daß Voß zwar einen scharfen Blick für das Aeußere der Dinge, der Menschen und der menschlichen Zustände, aber keine Fähigkeit, in das innere Wesen der Dinge, Zustände und Menschenpersönlichkeiten einzudringen, noch weniger Fähigkeit aber beseßen habe, Menschen, Zustände und Sachen so zu nehmen, wie sie sind, sich ihnen bereitwillig zu öffnen, sich liebend für sie aufzuschließen und sie auf sich wirken, sich durch sie fördern und bilden zu laßen.

Dieses abgeschlossene Fürsichsein ist denn auch die allgemeine Grundlage für den ethischen Charakter Voßens, welche durch die Verhältnisse, in die hinein er geboren wurde, nur fester begründet und verbreitet wurde, so daß aus dieser Wurzel, wenn dieselbe, wie geschehen, fortwährend gepflegt wurde, ein ethisches Gewächs von bedenklicher Natur hervorwachsen mußte. Von seinem Herkommen klebte

Voß eine große Derbheit und Rauheit an, so daß er „auch die angenehmsten Dinge auf unangenehme Weise sagte“, und die er nicht nur nicht abzuschleifen bemüht war, sondern die er, in seine Autodidaxie sich versteifend, recht eigens geltend machte. Früh in freilich untergeordneten Verhältnissen hoch hervorragend und von seiner ziemlich niedrig stehenden Umgebung bewundert und gepriesen, dann durch seine Gedichte schnell großen Beifall einerntend, durch den Hainbund vollends verwöhnt, hielt er sich allein für weise und zum Urteil über alle Dinge kompetent, und zwar dieß um so mehr, als er nie etwas Anderes, als die Oberfläche der Dinge gesehen und begriffen hat. Daß irgend Jemand tiefer schauen und Dinge sehen könne, welche er nicht sah, ist ihm sein Leben lang unfaßbar gewesen; nicht minder unfaßbar, daß es höhere Lebensverhältnisse gebe, als die seinigen, woher sein unversöhnlicher Haß gegen den Adel stammte. Aber es stammte aus dieser seiner Eigentümlichkeit auch sein eben so unversöhnlicher Haß gegen die Tiefen des christlichen Glaubens, welcher durch die Zustände der „Aufklärung“ und des Rationalismus, in denen er aufgewachsen war, frühzeitig in ihm genährt wurde und fest wurzelte. Sein Rationalismus war in hohem Grade roh und brutal; so pflegte er den lebendigen Gott des alten Testamentes nie anders zu nennen, als den „Hebräer-Tyrann“. Deshalb war ihm Lavater und wurde ihm später sein früher zärtlich geliebter Freund Claudius innerlich zuwider; deshalb haßte er seinen Kollegen Creuzer in Heidelberg, welcher in den Mythologieen und Kulten der alten Welt Symbole einer untergegangenen Urweisheit und Uroffenbarung erkannte, mit einem wahrhaft fanatischen Haße [, gegen ihn richtete er 1824 und 1826 die beiden Bände der „Antisymbolik“], und brachte in die Heidelberger Universitätsverhältnisse seit 1810 die unangenehmsten und peinigendsten Zerwürfnisse. Deshalb haßte er auch Alles, was irgendwie der romantischen Schule angehörte; deshalb endlich war ihm Graf Stolberg, übrigens zugleich als Mitglied des hohen Adels, längst zuwider, ehe der Bruch eintrat, — hat er doch, wie er selbst erzählt, es niemals vergeßen können, daß Stolberg im Jahre 1775 in einem Briefe versäumt hatte, ihn grüßen zu lassen. Deshalb aber haßte er Stolberg nach dessen Uebertritt zur römischen Kirche mit einem wahrhaft wütenden, ja tückischen Haße. Der bekannte Angriff auf Stolberg: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ (Paulus Sophronizon 1819, Heft 3) nimmt sich so aus, wie das Verhör eines Kriminalrichters mit einem

eines todeswürdigen Verbrechens bereits Ueberwiesenen, um von ihm durch Suppositionen und Suggestionen aller Art den Ursprung seiner verbrecherischen Gedanken und den Fortschritt auf der Bahn der Laster herauszupressen. Die Kleinlichkeit und bittere Gehässigkeit der einzelnen Angriffe, sowie die Niedrigkeit der Verleumdung, wovon diese Schrift erfüllt ist, machte schon damals nicht nur auf Unbefangene einen widrigen Eindruck, sondern auch solche, welche von der höchsten Verehrung für Voß erfüllt waren, wandten sich, Manche in heftigem Widerwillen, für immer von ihm ab, und nicht wenige, welche die stärksten Vorurteile gegen Stolberg gehegt hatten, mußten sich gestehen, daß eine Sache, welche mit so niedrigen Waffen bekämpft wurde, unmöglich so ganz schlecht sein könne. Daß Stolbergs nach dessen Tode († 5. Dezember 1819) erschienene „Kurze Abfertigung" mit ihrem Frieden atmenden Geiste nicht nur keinen Eindruck auf Voß machte, sondern daß er seinen Angriff noch wiederholen konnte [„Bestätigung der Stolbergschen Umtriebe, nebst einem Anhange über persönliche Verhältniße" Stuttgart 1820], ist eins der schlimmsten Zeugnisse für Voßens Charakter. Aeußerst milde, aber eben in ihrer Milde vernichtend für Voß war die kleine Schrift von Friedrich Adolf Krummacher [1767—1845]: „Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter bei Gelegenheit des Buches Sophronizon und wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward". Essen 1820. Freilich aber war Krummacher ein gläubiger evangelischer Pfarrer, und diese waren für Voß nicht minder Pfaffen und Bonzen, wie die römisch-katholischen Priester. So ist Voß ein Heros der allgemeinen Widerkirchlichkeit und des rohen Unglaubens geworden. [Joh. Heinr. Voß „Abriß meines Lebens" Rudolstadt 1818, wieder abgedruckt von Paulus in den „Lebens- und Todesurkunden über J. H. Voß" Heidelberg 1826. „Erinnerungen aus meinem Jugendleben", 1826 im 2. Bde. der „Antisymbolik". — Wilh. Herbst „Joh. Heinr. Voß" Leipzig 1872–1876 in 3 Bänden; Briefe von Joh. Heinr. Voß nebst erläuternden Beilagen herausgegeben von Abraham Voß, 4 Bde. Halberstadt 1829—1833. Adalbert Schröter, „Geschichte der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrhundert", Jena 1882.]

---

5. Johann Kaspar Lavater.

Unter den in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorragenden Persönlichkeiten gehört **Johann Kaspar Lavater** zu den merkwürdigsten und auf dem Gebiete des christlich-religiösen Lebens auch zu den bedeutendsten. Dreißig Jahre lang war er der populärste Mann in Deutschland und der Schweiz und eine der gesuchtesten und berühmtesten Persönlichkeiten in der ganzen gebildeten Welt. Er verdankte diese seine Stellung teils seiner Dichtung, teils seiner Physiognomik, teils aber und in entschieden überwiegender Weise seiner christlich-religiösen, durch seine Individualität getragenen Wirksamkeit; gegen diese letztere treten die beiden anderen Wirkungsweisen Lavaters, von denen die erste, die Dichtung, ohnehin fast ausschließlich im Dienste seiner religiösen Wirksamkeit stand, weit zurück, ja teilweise, namentlich was seine Bedeutung für die Nachwelt betrifft, in tiefen Schatten.

Lavater[1]) war geboren zu Zürich am 15. November 1741; sein Vater war Arzt, ein wolwollender, pflichttreuer, aber sehr gewöhnlicher Mensch; seine Mutter [, eine geborene Regula Escher,] als Hausfrau und Mutter von ausgezeichneter Tüchtigkeit, aber auch übermäßig eingebildet auf diese Tüchtigkeit. Im Jahre 1758 wurde er nach Durchlaufung der niederen Schulen in das Collegium humanitatis, wo Bodmer und Breitinger seine Lehrer waren, am Schluße des Jahres 1759 in die theologische Klasse desselben, im Jahre 1762 in das geistliche Ministerium zu Zürich aufgenommen.

Kaum war dieß geschehen, so machte sich der noch nicht einundzwanzigjährige Kandidat durch eine Tat von allerdings auffallender, damals unerhörter Kühnheit nicht allein in der Schweiz, sondern auch weit über deren Grenzen hinaus berühmt: durch den am 24. August

---

1) Da die mündliche Tradition von Lavater in Norddeutschland fast gänzlich erloschen ist und in Folge davon der daselbst sonst unbekannte Name dort meist falsch ausgesprochen wird, so möge bemerkt werden, daß derselbe, seiner Abstammung gemäß (er bezeichnet wol ohne Zweifel einen aus Lavant Gebürtigen) mit drei kurzen Silben, von denen die letzte fast stumm ist, auf deren erster aber der Ton liegt, ausgesprochen werden muß (Lávätr).

1762 ausgeführten Angriff auf den Landvogt Felix Grebel in Grüningen, einen der Bestechung und Erpressung schuldigen Beamten. An dem genannten Tage richtete Lavater ein mit den Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnetes Schreiben an den, damals bereits nach Zürich zurückgekehrten Landvogt, in welchem er ihm in schwungvoller Sprache seine Vergehen vorhielt und ihn zur Erstattung der erpreßten Summen aufforderte; als derselbe aber nach zwei Monaten diesem Verlangen nicht entsprochen hatte, verfaßte Lavater eine anonyme Schrift, „der ungerechte Landvogt oder Klagen eines Patrioten“, die er drucken und versiegelt vor den Häusern mehrerer Regierungsmitglieder niederlegen ließ. Beide Schritte tat Lavater zwar in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem bekannten Maler Heinrich Fueßli († zu Putney-Hill den 16. April 1825), indes waren beide Schriften ausschließlich Lavaters Eigentum. Die Sache machte das größte Aufsehen und es wurde eine Untersuchung eingeleitet. Jetzt nannten sich beide Freunde, verfochten die Sache vor dem Rat und bekamen zwar für ihr ungewöhnliches Verfahren einen Verweis, wurden aber durch den vollständigsten Erfolg, die Verurteilung Grebels, namentlich auch zum Schadenersatz, belohnt. Bekannt ist Goethes Urteil über diese Tat: „sie gelte hundert Bücher“, und es war dieß das Urteil der ganzen Mitwelt. [Die Aktenstücke dieses Prozeßes wurden 1769 unter dem Titel „Der von Johann Kaspar Lavater glücklich besiegte Landvogt Felix Grebel“ gesammelt herausgegeben.]

Indes fand man es doch geraten, Lavater sich einige Zeit aus Zürich entfernen zu lassen, und so begab er sich auf den Rat seines Lehrers Breitinger im Frühjahr 1763 auf eine Reise nach Deutschland. Während derselben machte Lavater die Bekanntschaft mit einem großen Teile der damals ausgezeichneten Persönlichkeiten in Leipzig, Berlin, Braunschweig, unter Andern auch mit Klopstock, welcher sich damals vorübergehend in Quedlinburg aufhielt; das eigentliche Ziel dieser Reise aber war Barth in Pommern, wo damals Spalding Präpositus war. Hier verweilte Lavater vom Sommer 1763 bis zum Frühjahr 1764, trat auch von hier aus zum ersten Male in die litterarische Oeffentlichkeit, indem er das Buch des [fürstlich karolathschen] Hofpredigers [Martin] Crugot „der Christ in der Einsamkeit“, welches der zu jener Zeit noch orthodoxe K. F. Bahrdt eigenmächtig umgestaltet hatte, gegen Bahrdt verteidigte, und an einer Zeitschrift „Ausführliche und kritische Nachrichten [von den besten und merk-

würdigsten Schriften unserer Zeit nebst andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen]" fleißig mitarbeitete.

Am 3. Juni 1766 verheiratete sich Lavater mit Anna Schinz; im Jahre 1769 wurde er Helfer am Waisenhause zu Zürich, 1774 machte er die Reise nach Deutschland, auf welcher Goethe, Jung-Stilling u. A. ihn kennen lernten; 1775 wurde er Pfarrer am Waisenhause, 1778 aber Diakonus zu St. Peter. Im Juli 1786 reiste er nach Bremen [„Lavater in Deutschland. Bericht eines Zeitgenossen", mitgeteilt in den „Akademischen Blättern" 1884 und „zur Kenntnis Lavaters aus einem Tagebuche des Jahres 1786" im „neuen Reich" 1873], wohin man ihn zum Pfarrer an der Ansgariusgemeinde berufen hatte, einen Ruf, welchen er gleichwol, nach Zürich zurückgekehrt, ablehnte, und in Folge dessen er gegen Ende des Jahres 1786 zum Pfarrer zu St. Peter bestellt wurde. In das Jahr 1793 fällt seine Reise nach Kopenhagen.

Als die französische Revolution, welche Lavater gleich so Vielen seiner besten Zeitgenossen, im Anfange und aus der Ferne lebhaft begrüßt, seitdem sie aber in die Nähe, in die Schweiz selbst eingerückt war, eben so lebhaft bekämpft hatte, im Jahre 1799 in der Schweiz und in Zürich insbesondere ihre volle tyrannische Brutalität entfaltete, wurde auch Lavater, weil er sich gegen die gewalttätige Verhaftung und Deportation einiger angesehenen Züricher Bürger in der energischesten Weise ausgesprochen hatte, am 15. Mai 1799 in Baden im Aargau verhaftet und nach Basel deportiert, indes am 10. Juni wieder in Freiheit gesetzt. Nach dem Siege Massenas bei Zürich (25. September 1799) rückten die Franzosen in die Stadt ein und begannen Gewalttätigkeiten auszuüben; als diese sich gegen ein Nachbarhaus Lavaters richteten, beschwichtigte Lavater die anstürmenden Soldaten, indem er ihnen den verlangten Wein auf die Gasse hinaus brachte, indes wurde er selbst alsbald der Gegenstand eines Anfalls, und als er gegen denselben bei den Soldaten Schutz suchte, welchen er so eben den Wein gereicht hatte, wurde er (am 26. September 1799) von einem der letzteren ohne alle Veranlaßung niedergeschoßen. Unter großen Schmerzen lebte er zwar noch fünf Vierteljahre, versah auch während dieser Zeit noch einzelne Funktionen seines geistlichen Amtes; er starb jedoch an den Folgen dieser Verwundung am 2. Januar 1801. Der Name seines Mörders ist niemals bekannt geworden, weil Lavater bestimmt untersagt hatte, nach demselben zu forschen; für ihn gebetet aber hat der Ermordete bis an sein Ende.

Sollen Lavaters ohne alle Fragen ausgezeichnete Gaben im Allgemeinen, ohne besondere Rücksicht auf die Gegenstände, für welche er sie verwendete, bezeichnet werden, so laßen sich dieselben als ungewöhnlich stark ausgeprägter, energischer Individualismus bezeichnen. Der ordnende Verstand, welcher aus sich selbst herausgeht und die Dinge nach der ihnen ursprünglich innewohnenden Regel, nach ihrem Wesen, mißt, beurteilt und ordnet, ging ihm ab; er maß, beurteilte und ordnete die Dinge nach dem ihm innewohnenden und ihm genehmen Maße; er ließ Menschen und Sachen wenig oder gar nicht auf sich wirken, woher es kam, daß selbst seine Freunde ihm den nicht so ganz unrichtigen Vorwurf machten, „er sei stehen geblieben", und wirklich war der Lavater von 1799 noch genau derselbe, der er im Jahre 1767 gewesen war; wäre er aber „fortgeschritten", so würde er eben nicht der gewesen sein, der er war; dagegen gieng er unermüdet und mit der grösten Energie den Menschen und Sachen zu Leibe, um auf sie nach dem Maße seiner Individualität zu wirken und ihnen das Siegel derselben aufzuprägen; unfähig, eine Sache in seinem Innern ruhen und ausreifen zu laßen, mußte er sie sofort aussprechen und hinausgeben; er war von einer ganz ungemeinen schon in seinen frühen Jünglingsjahren betätigten Redefreiheit und der leichtesten, freilich auch profusesten Darstellungsfähigkeit; unerschöpflich in der Darstellung dessen, was er in sich trug, unaufhörlich produktiv, ohne sich jemals etwas geben zu laßen und an einem Andern und durch einen Andern etwas zu werden oder nur werden zu wollen; mit dem feinsten Gefühl für andere Individualitäten, insofern dieselben in Berührung mit der eigenen Individualität kamen. Da er niemals seine Erfahrungen an den Erfahrungen Anderer maß, sondern stets diese an jenen, so wog bei ihm das, was man Phantasie und Stimmung nennt, vor, überwog auch nicht selten seine eigenen wahrhaften Erfahrungen; seine Phantasie und Stimmung aber wußte er mit ungewöhnlicher Energie auch in die Seelen Anderer zu verpflanzen.

Von hier aus will seine gesamte Wirksamkeit betrachtet sein, wenn sie unbefangen soll gewürdigt werden. Zunächst seine Dichtung. Auch er nahm, und nicht am wenigsten, Teil an der allgemeinen dichterischen Inspiration, welche das gesamte Geschlecht der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, sei es produktiv oder rezeptiv, beseelte; bei ihm war es lediglich Produktivität, zu welcher Gleim und Klopstock ihm nur den Anstoß gaben, die er vielmehr, ohne von ihnen

wirklich etwas zu lernen oder vielmehr zu werden, lediglich nachahmte, nachahmte allerdings in seiner individuellen Weise, nach dem Maßstabe, den er von seiner besonderen Lage, und nur von dieser, entnahm. Seine Dichtungen sind äußerst leicht konzipiert, aber auch fast durchgängig äußerst formlos; weder mit der Sprache, noch mit der Meßung oder dem Reim, aber auch freilich oft nicht mit dem Dichtungsstoffe nahm er es genau, dagegen wird man ihnen, selbst den schwächsten neben jener Leichtigkeit die Lebhaftigkeit nicht absprechen.

In das allgemeine Gebiet der Dichtung gehört eigentlich nur ein Produkt Lavaters: seine Schweizerlieder, welche zuerst 1767 erschienen [„von einem Mitgliede der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach"] und nachher öfter, auch mit Vermehrungen durch F. L. Stolberg aufgelegt wurden. Er bezeichnet sie in den vorausgeschickten Reimen selbst als Nachahmungen der Gleimschen Kriegslieder, und das sind sie; sie haben ganz das Hölzerne, Trockene im Stoff und das Aufgebauschte und oft Forcierte in der Form, was Gleims Kriegslieder haben, aber auch das herzhaft und treuherzig-ernste Patriotische, was Gleims Liedern zum Vorteil gereicht; ja es ist in Lavaters Schweizerliedern weit mehr wahrer, auf wirkliche Volkstüchtigkeit und große Volkstaten gegründeter Patriotismus vorhanden, als in Gleims Liedern. Es läßt sich deshalb recht wohl begreifen, was die Schweizer einmütig versichern, daß Lavaters Schweizerlieder volle fünf und zwanzig Jahre, bis zum Einbruch der französischen Revolution, in der Schweiz ein eigentliches Volksbuch gewesen seien.

Die übrigen Gedichte Lavaters gehören einer besonderen Provinz der Poesie, der geistlichen Dichtung, an — nicht etwa dem Kirchenliede, wenn auch in der Zeit des sentimentalen Subjektivismus einzelne derselben, am frühesten und in der weitesten und dauerndsten Verbreitung das Lied: „Wie selig, Herr. ist der Gerechte", in die kirchlichen Gesangbücher ihren Weg gefunden haben. Schon die Anzahl der lyrischen Dichtungen Lavaters ist sehr groß: Funfzig christliche Lieder, 1771, mit einem zweiten Funfzig vermehrt als „Hundert christliche Lieder", 1776. Zweites Hundert christlicher Lieder. 1780. Sechzig Lieder nach dem Züricher Katechismus, 1782. [„Die Auferstehung des Gerechten", eine Kantate 1778.] Poesien, 2 Bde., 1781. Neue Sammlung geistlicher Lieder [und Reime], 1782. Vermischte, gereimte Gedichte, von 1766—1785. Lieder für Leidende, 1787, und andere. Unter diesen sollen wol die ältesten, das erste Hundert christlicher

Lieder, die besten sein; manche unter ihnen tragen den unverkennbaren Stempel wirklicher Glaubenserfahrung und haben gemeßene Formen, wie namentlich das Sterbelied Nr. 43 in dem ersten Funfzig, viele andere freilich, und die meisten späteren sind rhetorisch, von der Phantasie und nicht von der Glaubenserfahrung eingegeben, außerdem in der Form oft sehr schlotterig und durch ihre Länge, die es doch zu keinem rechten Abschluß bringt, ermüdend. Dieser Tadel des Rhetorischen, Formlosen und Ermüdenden trifft aber in weit höherem Grade Lavaters gleichfalls zahlreiche biblische Paraphrasen: der Psalmen 1765; der Apokalypse [„Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn"] 1780; [„Jesus Messias oder die] Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen" (in vier Bänden, 1783—1786); sodann seine letzte größere Dichtung „das menschliche Herz", 1789 [, das ihm liebste seiner Werke, ein Schoßkind seines Herzens,] und seine letzte größere Dichtung Joseph von Arimathia, 1794 (in achtfüßigen ungelenken Jamben). (Hamburg.) [Im Drama versuchte er sich nur einmal; nach dem Vorbilde, das Klopstocks „Tod Adam" bot, dichtete er „Abraham und Isaak, ein religiöses Drama" 1775]. Durch seine Dichtungen insgesamt hat Lavater keine Wirkung auf die Nachwelt ausgeübt, die Mitwelt aber hatte ihre zum Teil nicht geringe Freude an denselben; heut zu Tage sind auch die beßeren schon wegen der zahllosen Exklamationen und der nicht seltenen Plattheiten, z. B. der jetzt höchst trival erscheinenden, unaufhörlich wiederholten Anrede an Gott: „bester Vater" kaum noch lesbar. Viele unter ihnen sind, wie Lavater sie auch selbst bezeichnete, rein individuelle Lieder, Ausdrücke augenblicklicher Stimmungen.

Weit berühmter als durch seine Dichtungen, ja eigentlich „berühmt" in dem Sinne, in welchem dieses Wort gegenwärtig gebraucht wird, wurde Lavater durch seine Physiognomik. Der an sich freilich keineswegs neue Gedanke, aus den Gesichtszügen die Beschaffenheit der Seele und die ethische Ausprägung derselben, den Charakter des Menschen, zu augurieren, wurde bei Lavater in sofern ein neuer Gedanke, als er die bezeichnete Fähigkeit zu dem Rang einer Wißenschaft zu erheben gedachte. Dieses Streben Lavaters ist auf der einen Seite ein ganz unverkennbares Pertinenzstück der Genieperiode: es sollten ganz neue, nie gehörte, nie gesehene Dinge an den Tag gebracht, niemals geahnte Tiefen der Weisheit aufgeschlossen, es sollte, wie ein neues Zeitalter der Poesie, so auch ein neues Zeitalter der Wißenschaft

begonnen, wenigstens angebahnt werden. An diesem kräftigen aber unklaren Streben, welches sich nur in der Dichtung abgeklärt und zu glänzenden Resultaten gestaltet hat, nahm Lavater durch seine physiognomischen Phantasieen in der nachdrücklichsten Weise Teil, ja er gieng durch dieselben diesem Streben sogar zum großen Teil voran. Auf der andern Seite aber wurzeln diese physiognomischen Bemühungen ganz eigens auf Lavaters Individualität: wie er für sein eignes Ich ein ungemein feines Sensorium besaß, so besaß er dasselbe auch Anderen gegenüber — das Eine wurde durch das Andere bedingt. Und daß ihm ein wirkliches ungemeines Talent, die Individualitäten zu durchschauen, und zwar nach ihren Gesichtszügen richtig zu beurteilen, beiwohnte, wird durch das Zeugnis der Zeitgenossen völlig außer Zweifel gestellt; wir erinnern nur an Goethes bekanntes noch spät in „Dichtung und Wahrheit" abgelegtes Zeugnis: „Wirklich gieng Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach, ja es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jene Grenze deutlich erschien. in welche die Natur uns einzuschränken beliebt hat." Welche ungemeine Meinung von Lavaters physiognomischer Kunst überall, bis in die höchsten Kreise, verbreitet war, beweist das bekannte Gespräch Kaiser Josephs II. mit Lavater zu Waldshut 1777 (neuerlichst wieder abgedruckt in Menges Stolberg I, 165). Der freilich unverbeßerliche Fehler lag darin, daß Lavater diese seine höchst individuelle Anlage, diesen seinen Instinkt, unvermittelt zur Regel machen wollte, daß er einzig auf den Grund dieses Instinktes hin es unternahm, „die innern Schönheiten und Vollkommenheiten der menschlichen Natur in ihrem Aeußern lesbarer zu machen — — und das gröstenteils konfuse Gefühl aller Menschen von dem Ausdrucke der Physiognomie einigermaßen zu analysieren und auf einige bestimmtere Zeichen zurückzuführen", so daß das Werk bestimmt sein sollte, „für Gelehrte, Nachdenkende, Weise! Freilich nicht für den großen Haufen — aber für — alle Maler, Künstler, Menschen, die Beruf und Trieb haben, den Menschen zu studieren; für alle Philosophen, Aerzte, Christen, Lehrer und Führer der Christen — die die Wichtigkeit — der anschauenden unmittelbaren Menschenkenntnis — zu empfinden fähig sind." So die von Lavater selbst verfaßte Ankündigung der Physiognomischen Fragmente im deutschen Merkur, 1774, 8. Band, S. 266, 269.

Ein System aber der Physiognomik wollte Lavater nicht aufstellen, wie ihm oft fälschlich nachgesagt worden. Zuerst gab er eine kleine Schrift in zwei Stücken heraus: „Von der Physiognomik“ 1772, mit einem Vorbericht von Zimmermann, welcher auch das erste dieser Stücke [in dem Februarhefte des] hannoverschen Magazins 1772 zuerst abgedruckt hatte. Vom Jahre 1775 bis 1778 folgten dann die „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ in vier Bänden, gr. Quart, mit vielen Kupfern, zugleich in einer deutschen und einer französischen Ausgabe. Das Werk machte ungeheures Aufsehen, — das Publikum wurde, sagt Lichtenberg nicht unrichtig, im Jahre 1777 von einer Raserei für Physiognomik befallen, — und fand trotz seines hohen Preises (90 Taler) große Verbreitung; alle Notabilitäten jener Zeit, Goethe, Herder, Wieland, Stolberg, Zimmermann, Hamann u. s. w. begrüßten es mit begeisterter Freude, wie denn viele unter ihnen, vor allen Goethe [, der nicht nur den Druck leitete, sondern auch selber (noch nicht ausgeschiedene) Beiträge in das Werk schrieb], zur Beschaffung des Portraits für dasselbe eifrig mitgewirkt hatten. Kaum begreifen wir jetzt die entfernte Möglichkeit dieser Begeisterung; es ist für uns unfaßlich, wie die rhapsodischen, exklamatorischen, das „konfuse Gefühl der Menschen von dem Ausdrucke der Physiognomie“ nicht nur nicht „analysirenden“, sondern eben nur dieses konfuse Gefühl selbst wiedergebenden Text=Erläuterungen zu den Bildern eine solche Wirkung haben hervorbringen können. Für uns ist es nur ein, allerdings in mehrfachem Betrachte wertvolles, sonst aber blos unterhaltendes Bilderbuch, und als nicht unmerkwürdig ist hervorzuheben, daß Lavater in der Vorrede zum ersten Bande diesem seinem Werke und seiner Physiognomik überhaupt selbst das von ihm freilich nicht begriffene Todesurteil zum Voraus gesprochen hat. Die Meinung von der Bedeutendheit dieses Werkes erhielt sich übrigens im Ganzen bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, etwa dreißig Jahre lang, (1783—1786 erschien eine verkürzte und weit wolfeilere Ausgabe); seitdem wurde es nicht mehr beachtet und ist jetzt so gut wie vergeßen.

Satirische Gegenschriften sind die „Physiognomischen Reisen“ von Musäus 1778 und Lichtenbergs „Fragment von Schwänzen“. Außerdem schrieb Lichtenberg im Göttinger Taschenbuch für 1778 einen Aufsatz: „Ueber die Physiognomik wider die Physiognomen“, woraus sich eine heftige litterarische Fehde mit Zimmermann entwickelte,

während Lavater auf Lichtenbergs Angriff (im 4. Bande der Fragmente) sehr gemessen und würdevoll antwortete. Eine der interessantesten und das Unternehmen am treffendsten charakterisierenden Beurteilungen aus jener Zeit ist die von Claudius im Wandsbecker Boten; [ferner Helferich Peter Sturz „Erklärungen über die Physiognomik“ (im Maistücke des „Deutschen Museums“ 1777, wieder abgedruckt im 2. Bde. von Sturz „Schriften“ Leipzig 1782) zu denen Lavater selbst „Anmerkungen“ hinzufügte; (vgl. Max Koch „Helfrich Peter Sturz“ München 1879)].

Eine weit bedeutendere Wirksamkeit als auf den bisher berührten Gebieten äußerte Lavater auf dem religiösem Gebiet. Nach seiner geistigen Naturanlage war es ihm Bedürfnis, es war für ihn eine Notwendigkeit, mit Gott als Individuum mit einem Individuum zu verkehren; ein abstrakter, unlebendiger, ferner Gott war für ihn nicht vorhanden, ein solcher war für ihn ein Unding. Dieser seiner Individualität kam nun die Offenbarung in der entschiedensten und vollesten Weise entgegen, und es begreift sich schon hieraus zur Genüge, daß Lavater sein Leben lang mit der unerschütterlichsten Treue und der tiefsten Innigkeit an der Offenbarung festhalten mußte. Eben so wenig und noch weniger konnte ihm der auferstandene und gen Himmel gefahrene Christus ein Entfernter, ein Dagewesener, aber nicht mehr Vorhandener sein; auch mit Christus mußte er, ein Lebendiger mit dem Lebendigen und Gegenwärtigen, ein Individuum mit dem Individuum, in dem unmittelbarsten persönlichen Verkehr stehen, wenn Christus für ihn existieren sollte. Auch hier kam ihm das apostolische Glauben und Leben in der bestimmtesten, seiner Anschauung auf das Genaueste entsprechenden Weise entgegen. Dazu kam aber weiter, daß er nach seinen oft wiederholten Erklärungen, eben wieder in Gemäßheit seiner stark ausgeprägten Individualität, welche, unablässig sich selbst und der Beobachtung des Ich zugewendet, alles und jedes an sich selbst bemerkte und die Außenwelt in der energischen Weise auf sich selbst bezog, schon in frühester Jugend die Fähigkeit besaß, des Zusammenhanges zwischen den begangenen Sünden und den ihn treffenden Unannehmlichkeiten, als Strafen der Sünden und zwar ganz konkreter Sündenfälle, bewußt zu werden, worin ihm gleichfalls die Offenbarung der ganzen heiligen Schrift auf das Vollständigste entgegen kam. Oder richtiger: die Offenbarung weckte in Lavaters besonders beanlagter Persönlichkeit das derselben auf das Genaueste

entsprechende Bedürfnis eines persönlichen Verkehrs mit Gott und mit Christus, so wie das Bewußtsein der Sünde und des Zusammenhanges derselben mit der Außenwelt.

In allen diesem ist Lavater einzig in seiner Zeit, nicht allein größer als sein Jahrhundert, sondern auch größer als unser Jahrhundert, für welchen Lavater als ein Zeichen dasteht, welches noch nicht vollkommen verstanden worden ist, das aber mit Sicherheit den Weg bezeichnet, welchen unser neu erwachtes Glaubensleben zu gehen hat. Jenen unmittelbaren Verkehr mit Gott kannte und hatte er schon in seiner Kindheit, er nannte ihn in seiner Sprache den „Gebrauch Gottes", und schon in diese frühe Lebenszeit fallen ganz unzweifelhafte Erfahrungen Lavaters von der Erhörung des Gebetes. Ueber die persönliche Gegenwärtigkeit Christi, über das Bedürfnis und die Notwendigkeit, so wie über die Gewisheit derselben spricht er sich oft mit der allergrösten Bestimmtheit aus: „Das eigentliche, offene und nicht gekannte oder nicht benutzte Arkanum des seligsten Genussesglaubens bestände also blos darin: Jesum Christum für unveränderlich, für völlig denselben zu halten, der er auf Erden und gleich nach seiner Himmelfahrt in tausend Beweisen erprobt ward, allen trennenden Raum zwischen ihm und uns als null und nichtig anzusehen, als null und nichtig alle Jahrhunderte zwischen seiner Himmelfahrt und dem gegenwärtigen Momente — daß man gerade so mit ihm spräche, wie wenn er vor uns stände." „So ein Christus muß gewesen sein. Ist Er gewesen, so ist Er noch. Ist Er noch, so steht Er in einem unauflöslichen Verhältnis mit den Sterblichen, denen zu Lieb Er sich der Sterblichkeit unterwarf. So gewis Er also existiert hat und noch existiert, so gewis muß er in einer allenfalls spürbaren und erweislichen Konnexion mit uns stehen — und so gewis dieß ist, so gewis muß Er mit kräftig segnendem Wolgefallen auf jede Seele herabsehen, die sich Ihm zu nähern, als vor Seinem Auge zu handeln und sich nach Seinem Sinn und Willen zu bilden strebt. Er muß sich dem nicht unbezeugt lassen, dem Er unentbehrlicher scheint, als alles Entbehrliche und Unentbehrliche. Er muß sich, wenn Er lebendiger ist, als alles Lebendige, mehr als alle Lebendigen beweisen und darthun können, als ein Leben, reich genug für alle Lebensbedürfer, die sich zu Ihm als dem Lebensquell wenden." Mit dieser Ueberzeugung von der persönlichen Gegenwärtigkeit Christi ist unabtrennbar verbunden die Ueberzeugung von der fortwährenden Betätigung dieser Gegenwart,

von der Fortdauer der Charismen, der Gnadengaben des heiligen Geistes (der Gaben der Geisterprüfung, der Heilung, der Gewalt über die Geister u. s. w.), eine Ueberzeugung, welche Lavater durch sein langes Leben hin festgehalten und vertreten hat. Am bestimmtesten sprach er sie in seiner früheren Zeit aus in der kleinen Schrift von 1769 „Drei Fragen", eigentlich an Herder gerichtet, und eine ausführliche Darlegung dieser Ueberzeugung, sowie seiner Gewisheit von der Erhörung des Gebets, giebt er in seiner „eigentlichen Meinung", die er dem ersten Teil seiner vermischten Schriften (1774, 1782) einverleibte; übrigens zieht sich dieselbe, bald in mehr direkter, bald in indirekter Form durch seine sämtlichen Schriften hin.

Durch diese Tiefe und Festigkeit seiner Glaubensanschauung wirkte Lavater in so ausgezeichneter, uns jetzt unglaublich, ja fabelhaft erscheinender Weise auf die Menge, und zwar auf die Menge der verschiedensten Stände und Bildungsstufen, welche damals noch nicht so weit von der Realität des Christenglaubens sich entfernt hatte, wie heut zu Tage, welche vielmehr noch, wenigstens mit einer gewissen Sehnsucht, nach Mitteilung unanfechtbarer Glaubenssicherheit, nach realer Mitteilung der Kräfte des ewigen Lebens ausschaute und suchte. Nicht allein, daß Tausende zu Lavaters Predigten zusammenströmten — darin hat unsere neueste Zeit eine Analogie an den Fünftausend und mehr, welche zu den Predigten von Ludwig Harms*) zusammenströmten — von anderen vielen Tausenden wurde Lavater als Gewissensrat, als Beichtvater, als persönlicher Helfer angerufen und gesucht so daß es schwerlich als eine allzu große Uebertreibung bezeichnet werden kann, wenn man ihn den „Gewissensrat von halb Europa" genannt hat. Hierbei diente ihm die mit seinem ganzen Wesen verwachsene Fähigkeit, als Individuum dem Individuum nahe zu kommen, seine Zutunlichkeit, Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe, sowie seine persönliche, auch körperliche Liebenswürdigkeit als Mittel eines eben so tiefgehenden, wie ausgebreiteten Verkehrs mit den Menschen, und als Mittel seiner unermüdeten Dienstfertigkeit, die ihm schließlich auch den Tod brachte, und als Mittel, die ungemeinen Beschwerden eines fast monströsen Verkehrs verhältnismäßig mit Leichtigkeit zu überwinden und zu tragen.

[*) Georg Ludwig Detlev Theodor Harms, 5. Mai 1808 — 14. November 1865; seine Evangelienpredigten 1858, 8. Aufl. 1877; Epistelpredigten 1862 Gründer der Hermannsburger Missionsanstalt.]

Indes unterlag doch diese auf dem festen Grunde des vollen christlichen Glaubens ruhende Wirksamkeit Lavaters und unterliegt die Anerkennung derselben noch jetzt sehr erheblichen Beschränkungen, und zwar solchen, welche wiederum aus der besonderen Anlage seiner Persönlichkeit hervorgehen. Hierzu rechnen wir begreiflicher Weise nicht den Unglauben, welcher ihm damals in seiner plattesten Gestalt entgegen trat und sich noch heut zu Tage in der unsaubersten Weise an ihm reibt, den Unglauben, welcher höchstens einen Gedankengott oder Begriffsgott anerkennt, vielmehr nur widerwillig gelten läßt, für den mithin auch das Gebet nur ein „wunderliches Selbstgespräch", ein „gewaltsames Sich-selbst-Elektrisiren" und die Gebetserhörung vollends eine Torheit ist, wie denn schon damals die Gebetserhörung bereits der großen Mehrheit der Gebildeten, und nicht den „Aufgeklärten" allein, völlig abhanden gekommen war. Wir rechnen hierzu auch nicht die Abstraktion in Beziehung auf die Person Jesu Christi, die sich schon längst der Beßern und Besten in der Kirche bemächtigt hatte, und von welcher sich auch die Gläubigen unserer Zeit nicht losmachen können, als sei Christus ein Entfernter, in den Himmel Entrückter, auf Erden aber nur indirekt Wirkender, nicht ein Naher und Gegenwärtiger, eben so wie er den Aposteln nach seiner Himmelfahrt nahe und gegenwärtig, näher und stetiger gegenwärtig als vor derselben gewesen war. Wir rechnen hierher endlich auch nicht die Gleichgültigkeit und Zaghaftigkeit in Beziehung auf die Charismen, die seit des Chrysostomus Zeit die ganze Kirche, zumal die evangelische, beherscht hat, und vermöge deren man die Behauptung, es hätten die Charismen nicht erlöschen dürfen oder seien wirklich nicht vollständig erloschen, als montanistische oder irvingische Verirrung zu verschreien pflegt; wir rechnen dieß alles und die Angriffe, welche von hier aus gegen Lavater seitens der stumpfen Plattköpfigkeit der Nicolai, der rohen Oberflächlichkeit der Lichtenberg und Anderer gerichtet wurden und noch jetzt gerichtet werden, nicht zu diesen Beschränkungen der Wirksamkeit Lavaters und der Anerkennung derselben. Die Beschränkungen liegen, wie gesagt, in Lavaters Eigentümlichkeit selbst, in seinem Individualismus, wie wir dieselbe früher genannt haben. Lavater hatte die Lebensanschauungen, die wir vorher bezeichneten, und wollte sie haben nur als etwas Individuelles, ihm spezifisch Eigenes, und wollte sie fortpflanzen lediglich von sich, von seiner konkrecten Persönlichkeit aus; daß er mit diesen Glaubensanschauungen von der gesamten Christenheit, von der

Kirche getragen werde, davon hat Lavater niemals ein bestimmtes Bewußtsein verraten, nicht selten aber den Anschein des geraden Gegenteils durch seine Aeußerungen bloß gegeben. Zum Teil muß freilich diese Haltung Lavaters auf den Umstand zurückgeführt werden, daß er aus der schweizerisch-reformirten Gemeinschaft hervorgegangen war und derselben angehörig blieb; dieser Gemeinschaft aber ist das speziell Kirchliche von je her fremd gewesen. Es ist ein aus dem gläubigen Subjektivismus, als dessen Spitze hervorgegangener gläubiger, der gläubigste, Subjektivist — aber nicht mehr. So konnte es denn nicht fehlen, daß er, der sich mit seinem Glauben einsam stehend fühlte, nicht so ganz selten nach äußern Bestätigungen dieses Glaubens suchte, z. B. in einer fast seltsamen Weise alle ihm erreichbaren Beispiele von Gebetserhörungen zusammentrieb und registrirte, gleich als wäre die Gebetserhörung etwas Individuelles und Sporadisches und gehörte nicht zu den feststehenden Elementen und Erfahrungen der Kirche, wodurch er der Meinung Vorschub leistete, als sei die Gebetserhörung etwas Sonderliches, nur Bevorzugten oder gar nur seinem Kreise (den „Lavaterianern") eigen; von der großartigen Ruhe und Zuversicht Jung-Stillings, dem er ja sonst an geistlichen Gaben und besonders an christlichem Tiefblick überlegen war, steht er in dieser Beziehung weit ab. Eben so wenig darf geläugnet werden, daß er die Gewisheit der persönlichen Gegenwart Christi zu Zeiten durch eine sinnliche Erfahrung von Christi Gegenwart noch gewisser gemacht, bestätigt, zu sehen wünschte; man vergleiche statt aller Beweise hierfür das von Gildemeister Hamann II, 248—249 bruchstückweise mitgeteilte Gedicht Lavaters und den Eingang des Briefes von Lavater an Hamann vom 27. Dezember 1777, ebend. S. 249 u. 250 — was zu dem in der Tat naheliegenden Vorwurf der „Wundersucht", die ihm so oft vorgeworfen worden ist und noch wird, Veranlaßung gegeben hat, wiewol er an und für sich wahrlich nicht an Wundersucht krankte und er diese Krankheit (s. auch eben jenen Brief an Hamann) als bei ihm nicht vorhanden abgelehnt hat. [Sein leicht zu gewinnendes Vertrauen wurde freilich öfters mißbraucht, am ärgsten von dem „Spürhund Gottes", Christoph Kaufmann; H. Düntzer „Christoph Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der Herrnhutische Arzt. Ein Lebensbild mit Benutzung von Kaufmanns Nachlaß entworfen" Leipzig 1882.] Daß Lavater bei seiner Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Fortdauer der Charismen die Tätigkeit Gaßners (1774—1778)

anerkannte, dessen Heilungen durch Gebet nicht anders denn als Ausübungen der christlichen Gabe der Heilung angesehen werden können, und der von seiner eigenen, der katholischen, Kirche auf das Schmählichste ist verkannt worden, darf nur als etwas Konsequentes und Notwendiges angesehen werden, aber die objektive Sicherheit seiner Ueberzeugung ging ihm gänzlich ab. Dieß zeigte sich in dem Irrtum, in welchen ein an die reale Fortdauer der Charismen wirklich Glaubender und das Wesen derselben Erkennender auch in jener unklaren, ungläubigen und darum der Geheimniskrämerei zugetanen Zeit durchaus nicht hätte verfallen dürfen: er glaubte Bestätigung für seine Ueberzeugungen in dem tierischen Magnetismus Mesmers, mit welchem er 1786 in Genf sich bekannt machte, und unerhörter Weise früher sogar (1783) in den nichtswürdigen Gaukeleien Cagliostros, den er in Straßburg aufsuchte, finden zu können. Daß bei solchen Vorkommnißen Lavater der Wundersucht mit einem gewissen Recht beschuldigt wurde, wird von jedem Unbefangenen zugestanden werden.

Aus allem bisher Angeführten ergiebt sich von selbst, daß Lavater unmöglich bekenntnismäßig-kirchlich sein konnte; auf die Erfahrungen der Kirche — und etwas Anderes, als Darlegung der Erfahrungen der Kirche, sind die Bekenntnisse nicht — legte er kein Gewicht, weil ihm nur seine eigenen Erfahrungen, unmittelbar aus der hl. Schrift geschöpft, etwas galten; lächerlich ist es aber, ihn darum zu einem Unionisten oder zu dem Altvater des Unionismus machen zu wollen, wie dieß Schenkel in einem hinsichtlich der Aeußerlichkeiten guten Artikel in Herzogs Realenzyklopädie getan hat; über den kleinlichen, halbgläubigen Unionismus der Ehlert oder gar der Schenkel u. dgl. war Lavater weit erhaben. Es ist das genau so lächerlich und albern, wie das, daß die Philister der Aufklärung, Nicolai an der Spitze, oder auch Semler u. A. Lavater beschuldigten, er neige zum Uebergang in die römische Kirche hin, wofür sie die Belege in drei Gedichten, die in Lavaters „Vermischten gereimten Gedichten“ 1785 enthalten sind, und die eine freie Anerkennung des in der katholischen Kirche Anzuerkennenden aussprechen, oder auch darin fanden, daß Lavater später ein schwarzes Käppchen trug. Gegen diese Anschuldigung verteidigte sich Lavater in seiner kleinen Schrift: „Rechenschaft an seine Freunde“ 1786 in einer freilich sehr subjektiven aber erfreulichen und treffenden Weise. —

Wie ganz und gar Lavater sein Verhältnis zu Andern als ein rein individualistisches auffaßte, davon giebt das bekannte Ereignis einen auffallenden Beleg, daß er in seiner Uebersetzung von Bonnets Palingenesie (1769—70) die Aufforderung an Moses Mendelssohn richtete, entweder Bonnets Beweise für die Offenbarung zu widerlegen, oder ein Christ zu werden; wie das Buch auf ihn gewirkt hatte, so, meinte er, müßte es auf einen Jeden wirken und er dürfte es auch einem Jeden ohne Weiteres zumuten, es ebenso auf sich wirken zu laßen. Durch die kühle judenmäßige Antwort Mendelssohns wurde Lavater zwar dahin gebracht, daß er seines Irrtums inne wurde, aber sicherlich hätte ihn zu dieser Erkenntnis nicht die pöbelhafte Gemeinheit Lichtenbergs vermocht (Timorus, das ist Verteidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterschen Beweisgründe und der Göttinger Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben. 1773.) Indes hielt Lavater dennoch die Stellung welche er hier zu Mendelssohn eingenommen hatte, der Außenwelt, und zwar zunächst seinen Anhängern gegenüber, sein ganzes Leben hindurch fest. Seine individuellsten Gedanken und Erlebnisse teilte er in unerschöflicher Fülle mit, in der Ueberzeugung, teilweise sogar mit dem Anspruche, daß sie unmittelbar daran sich beteiligen, sich dieses alles aneignen würden und sollten, weil es von ihm komme. Dem individuellen, dem engsten Privatverkehr und den persönlichen Interessen und der Teilnahme an persönlichen Kleinigkeiten war ja freilich die ganze Zeit ergeben; man denke an Klopstock, an Gleim, an den Kreis der Frau v. Laroche, an Leuchsenring u. s. w.; nur daß Lavater diesen persönlichen Verkehr energischer handhabte als alle Andern, und daß er ihn auch auf den Boden des christlichen Lebens als den fast allein geltenden verpflanzte.

Seine gesamte religiöse Wirksamkeit, und zwar die pastorale voran, faßte er als eine subjektiv-persönliche, als eine nur von dem Individuum auf das Individuum sich beziehende auf, und die ungemeine Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Erscheinung, die uns von denen, die ihn noch gekannt und in persönlichem Verkehr mit ihm gestanden haben, mündlich auf das Reichlichste und Entschiedenste eben so wie durch die Mitteilungen seiner ältern und eigentlichen Zeitgenossen bezeugt worden ist, bewirkte es auch, daß man sich nicht an die Sachen, sondern an Lavater, und wenn an die Sachen, doch nur um Lavaters willen anschloß. Es darf nicht geläugnet werden, daß diese Art von

Individualismus einen gewissen Anschein von Parteimachen und Parteitreiben trägt, auch nicht, daß in diesem engen Zusammenschließen auch die Eitelkeit nicht wenig Nahrung gefunden haben müße und wirklich gefunden habe. Als Belege hierfür dient die lange Reihe seiner lediglich auf diesen privaten Verkehr bezüglichen und berechneten Schriften: Geheimes Tagebuch, 1771; Herzenserleichterung, 1784, eine Schrift, von der selbst Mörikofer S. 355 sagt, es spreche in derselben Lavater wie ein Fürst zu seinen Untertanen; sie erregte übrigens nicht nur im Lager der Feinde Haß und Erbitterung, sondern auch unter seinen Anhängern einige Misstimmung; Handbibliothek für Freunde, 1790; Monatsblatt für Freunde, 1794; Reisetagebuch, 1784 u. a. m. Von dieser Art Schriften Lavaters datiert ganz eigens die in den letzten Jahrzehnten des vorigen und dem ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts herrschende Tagebücherei, dieses geistige Selbstbetasten und Selbstbespiegeln, welches so viele auf Irrwege geführt und unter ihnen nicht wenige bodenlos unglücklich gemacht hat. Oft wurde der persönliche Verkehr Lavaters zum eigentlichen „Commerage", wie es Stolberg, Lavater warnend, nannte (Menges Stolberg II, 8), eine Warnung, welche Lavater höchst übel nahm, und wovon namentlich seine beiden Reisen nach Norddeutschland, die nach Bremen 1786 und die nach Kopenhagen 1793 [Reise nach Kopenhagen im Sommer 1793, Auszug aus dem Tagebuch, durchaus blos für Freunde von J. K. Lavater] nur allzu laut redende Zeugnisse gegeben haben. Von den Gegnern (s. C. Lappenberg) wurde die erstere durch ein Gedicht im Tone: Wie schön leuchtet der Morgenstern, nicht ungeschickt persifliert — am Anfange dieses Jahrhunderts war es sehr allgemein bekannt, später vergeßen, neuerlich aber hat es Mörikofer S. 393—394 wieder abdrucken laßen. Die zweite Reise wurde von v. Knigge verhöhnt in einer sonst wertlosen, indes Lavaters Tagebuchstil nicht ganz übel nachahmenden Schrift: die Reise nach Fritzlar 1794.

Als Prediger muß Lavater sehr bedeutende Gaben gehabt haben; die Mitteilungen derer, welche ihn gehört, wiewol nicht verstanden hatten, und die wir vernommen haben, waren der Bewunderung voll: ein glänzendes Zeugnis für dieselben hat bekanntlich Steffens abgelegt in: Was ich erlebte. Seine gedruckten Predigten, deren Zahl groß ist (Vermischte Predigten 1770; Predigten über das Buch Jonas 1772; Festpredigten 1774; Predigten über die Existenz des Teufels 1778—81 u. a. [Ein Teil derselben ist gesamelt in „J. K. Lavaters

6*

sämtlichen kleineren prosaischen Schriften", 3 Bde. Winterthur 1784—1785; andere in den von Georg Geßner herausgegebenen „nachgelassenen Schriften", 5 Bde. Zürich 1801—1802]) haben etwas Dithyrambisches, Ueberfliegendes, ja mitunter Exzentrisches, und gehören der Sprache nach dem überlebten Zeitalter der poetischen Prosa an. Indes darf nicht in Abrede gestellt werden, daß ihnen etwas Anregendes, ja etwas im eigentlichen Sinne Erweckendes innewohnt, und eben dieß muß auch von einem seiner ältesten und zu seiner Zeit berühmtesten Werke gesagt werden: von den „Aussichten in die Ewigkeit" in (Briefen an [Herrn Johann George] Zimmermann), drei Bände, 1768—1773 [, ein vierter Teil folgte 1778 als Antwort und Entgegnung von Zuschriften und Rezensionen, welche die drei ersten Bände hervorgerufen hatten]; noch in dem Anfange des dritten Dezenniums dieses Jahrhunderts vermochten sie, so phantastisch sie zum Teil sind, eine empfängliche theologische Jugend zu elektrisiren. Dagegen ist ein nicht sonderlich erfreuliches Zeugnis der populartheologischen Fruchtbarkeit Lavaters sein „Pontius Pilatus oder [die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen"] vier Bändchen 1783—85, welches zu den genialsten Produkten Lavaters gerechnet zu werden pflegt, und dieses Prädikat auch wol teilweise verdient, aber auch den Individualismus, den völlig unvermittelten Subjektivismus des Verfassers in der allerstärkften und zugleich in der unklarsten und beinahe ungenießbarsten Form darlegt [. — „Es ist wie ich" sagte er. „Wer dies Buch hasset, muß mich hassen. Wer dies Buch liebt, muß mich lieben. Wers nur halb genießen kann, kann auch meinen Geist und mein Herz nur halb genießen"]; er wollte es, gleich den kurz zuvor genannten Schriften und Schriftchen, nur für den engsten Kreis seiner Freunde bestimmt wißen [; für diese aber sollte es ein „Magazin menschlicher, christlicher, poetischer, sittlicher Bemerkungen und Gefühle über den Menschen, eine Darstellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalls der menschlichen Natur, ein Menschenbuch" werden].

Daß Lavater mit den bedeutendsten seiner Zeitgenoßen in Berührung und zum Teil in unmittelbarem Verkehr stand, ist im Vorhergehenden gelegentlich berührt worden; die meisten aber wandten sich im Laufe der Jahre, so nahe auch das Verhältnis zwischen ihnen und Lavater gewesen war, und sogar Manche mit ausgesprochenem Widerwillen, von ihm ab. Seine Lehrer, Bodmer und Breitinger, die ihn in früherer Zeit gelegentlich gefördert hatten, waren später,

als sie sich je mehr und mehr der „Aufklärung", dem anhebenden Rationalismus zuwendeten, sehr übel mit ihm zufrieden, und einer seiner nächsten Jugendfreunde, Hottinger, griff ihn 1775 in einer höchst widerwärtigen, rohen Weise an, wodurch Lavater sich tief gekränkt fühlte. Herder, welcher überhaupt keine fremde, geistige Präponderanz ertragen konnt, war Anfangs sehr günstig für ihn gestimmt, seit 1776 aber wurde er ihm gänzlich und für immer fremd, und Klopstock, für den Lavater von Anfang seines Auftretens bis zu seinem Tode die aufrichtigste Verehrung hegte nnd allezeit bewährt hatte, brach mit ihm in einer des großen Dichters wenig würdigen Weise. Goethe [war] anfänglich enthusiastisch für Lavater eingenommen; [„die Trefflichkeit dieses Menschen", schrieb er 1779 von Zürich aus an Frau von Stein, „spricht kein Mund aus, wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschwächt hat, wird man aufs neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne." Es sei eine Kur, um diesen ganzen, wahren Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebe und sterbe. Briefe von Goethe an Lavater aus den Jahren 1774 bis 1783 hrsgb. von Heinr. Hirzel, Leipzig 1833. Briefe von Goethe an helvetische Freunde, hrsgb. von Sal. Hirzel, Leipzig 1867. H. Düntzer, „Freundesbilder aus Goethes Leben" Leipzig 1853. R. Steck, „Goethe und Lavater", Basel 1884.] Später fühlte [er] sich durch seinen unvermittelten Subjektivismus, der allerdings mit Goethes Objektivismus im schneidendsten Kontrast stand, von ihm abgestoßen und nach dem Besuch, welchen Lavater 1786 nach der Bremer Reise in Weimar machte, sogar feindselig von ihm berührt; es war für Goethe außer dem christlichen Glauben Lavaters wol ohne Zweifel auch dessen streng christliches, häusliches Leben ein stiller Vorwurf: als er später in Zürich war, gieng er mit Ostentation vor Lavaters Wohnung hin und her, ohne in dieselbe einzutreten; seine häßlichen Xenien auf Lavater beruhen auf der Voraussetzung, die noch heute bei den ungläubigen hinsichtlich der Gläubigen gilt, ihr Glaube könne nicht aufrichtig, er müsse Maske, Heuchelei sein. Erst mehr als zehn Jahre später gelang es Goethe, ein mehr objektive Stellung zu Lavater einzunehmen, wie seine Schilderuug in „Dichtung und Wahrheit" beweist. Treu blieben ihm Hamann, Jung-Stilling und vor Allen F. L. Stolberg, aber Lavater blieb auch ihnen unwandelbar treu bis an das Ende, und gehörte zu den sehr wenigen

wirklich Treuen und in der Tat Unbefangenen, welche an Stolbergs Uebertritt zur römische Kirche keinen Anstoß nahmen (vergl. Menges Stolberg II, 116 ff.).

Die Wirkung, welche Lavater auf seine Zeitgenoßen äußerte, war, seiner Natur gemäß, nur eine Wirkung auf ihre Individualität — sie war nur eine Wirkung auf die religiöse Stimmung, diesen niedrigsten Grad der christlichen Erweckung, und konnte deshalb die Lebenszeit der Mitlebenden nicht überdauern; seine religiösen Schriften tragen denselben Charakter, und haben aus gleichem Grunde jetzt schon längst ihre Wirkung verloren. Der tiefere Grund seines religiösen Lebens aber sollte beßer verstanden und mehr anerkannt werden, als er anerkannt und verstanden wird. Lavater hatte die Gaben und die Aufgabe, ein christlicher Patriarch zu werden, aber er ließ die göttliche Seite jener Gaben von der menschlichen Seite derselben überwogen werden, und so hat er diese Aufgabe allerdings nicht erfüllt, wol aber weisen die Gaben, die er empfangen hatte, weit über seine Zeit, sie weisen in unsere Gegegenwart und in die Zukunft hin. Er ist für seine Zeit nicht einmal ein Erwecker mit der nachhaltigen Wirkung, nicht einmal in dem Sinne ein Patriarch geworden, wie es Jung-Stilling, freilich in späteren Lebensjahren war, und die Bedeutung keiner seiner Schriften reicht an die Bedeutung von Stillings „Jugend" und „Jünglingsjahre" hinan, namentlich nicht in Beziehung auf die Nachwelt. Er ist, wie wir schon oben sagten, nur ein Zeichen für die Nachwelt, aber ein großartiges und sehr ernstes Zeichen.

Eine vollständige und detaillierte freilich auch etwas weitschweifige Lebensbeschreibung Lavaters verfaßte sein Schwiegersohn Georg Geßner: Joh. Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung. Drei Teile 1802—1803 [; J. K. Lavater, eine biographische Skizze von Heinr. Meister, Zürich 1802]. Wichtig ist auch eine spätere Schrift: Ulrich Hegner, Beiträge zur näheren Kenntnis und wahren Darstellung Lavaters [aus Briefen seiner Freunde an ihn und nach persönlichem Umgang, Leipzig] 1836. Die vollständigste, aber nicht wirklich vollständige Aufzählung seiner Schriften findet sich bei Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten III, 155—231; VI, 467—482. Eine liebevolle und höchst ansprechende Schilderung von Lavater gab Mörikofer in seinem Buche: Die Schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. 1861. S. 232—400 [; Ferd. Herbst

„Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken", Ansbach 1832 und unter demselben Titel Fr. W. Bodemann, Gotha, 1877. Franz Muncker, „Johann Kaspar Lavater. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens" Stuttgart 1883.]

---

6. Johann Heinrich Jung (Jung-Stilling).

Johann Heinrich Jung, bekannt als **Jung-Stilling**, wie er sich in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens nach dem Namen, unter welchem er seine Lebensgeschichte geschrieben hatte, in seinen Briefen selbst zu nennen pflegte, gehört in der Sphäre des christlichen Glaubens und Lebens zu den merkwürdigsten Personen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Er war geboren am 12. September 1740 in dem Dörfchen Im Grund bei Hilchenbach in dem ehemaligen (damals bereits an Nassau-Dietz gefallenen) Fürstentum Nassau-Siegen, als der Sohn eines armen Schneiders und Schulmeisters und als Enkel eines Kohlenbrenners. Von seiner früh verstorbenen Mutter hatte er das Erbteil einer weichen Gefühligkeit und einer höchst lebhaften Phantasie empfangen, so daß er hierdurch an der poetischen und sentimentalen Stimmung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unmittelbar beteiligt erscheint; aus dem väterlichen oder vielmehr großväterlichen Hause aber das doppelte Erbteil altbäuerlicher Ehrenhaftigkeit und ungeheuchelter strenger Frömmigkeit; ein Teil seiner Erziehung in den früheren Kinderjahren wurde jedoch bedingt durch den Einfluß, welchen die benachbarten witgensteinschen Separatisten auf seinen Vater ausübten.

Er erlernte das Schneiderhandwerk, und die höchste Verwertung seiner bedeutenden geistigen Gaben, welche möglich schien, war die zu einem Kapellen- (Filial-) Schulmeisterdienst, wozu ihm der Pastor des Kirchspiels (Schlemann, als „Stollbein" in Stillings Jugend- und Jünglingsjahren aufgeführt) behülflich war. Als fünfzehnjähriger Knabe wurde er Schullehrer zu Litzel am Ederkopf („Zellberg"), und in den nächsten sieben Jahren noch an fünf anderen Orten; aber so groß auch seine Sehnsucht nach dem Schulhalten gewesen war —

der bewegliche, phantasiereiche Jüngling eignete sich wenig zum Schulhalter, freilich noch weniger zum Schneider und am allerwenigsten zum Ackerbauer.

So kam es, daß er endlich für einen verlorenen Menschen, ja so ziemlich für einen Taugenichts gehalten wurde, und in tiefster Wehmut über sein verfehltes Streben im Jahre 1762 als Schneidergeselle auf die Wanderschaft in das Bergische ging. Hier erreichte sein Elend den höchsten Gipfel, aber es wurde hier auch, äußerlich und innerlich, geheilt: er lernte in dem Hause eines armen Schneiders Becker („Meister Isaak") zu Rade vor dem Walde („Waldstätt"), was ihm bisher gefehlt hatte: Zufriedenheit, und sobald er diese Tugend gelernt hatte, trat auch ein äußerlich zufriedener Zustand ein, denn nach jenen sieben Elendsjahren kamen sieben Jahre eines ruhigen und gedeihlichen Lebens in dem Hause des Kaufmanns Flender („Spanier"), wo er als Hauslehrer und zugleich als Komtoirist diente. Auf den Rat dieses seines Prinzipals widmete er sich der Medizin und studierte diese Wißenschaft vom Herbst 1770 bis zum Frühjahr 1772 in Straßburg, wo er mit Goethe bekannt wurde [, der im 9. Buche von „Dichtung und Wahrheit" mit Liebe sein Portrait entworfen und ihr Zusammenleben geschildert hat].

Während dieser Studienzeit verheiratete er sich mit einem histerischen Mädchen, Christine Heyder („Friedenberg") aus Ronsdorf („Rasenheim") und ließ sich alsbald nach seinem Abzug aus Straßburg als praktischer Arzt in Elberberfeld („Schönenthal") nieder. Aber wie die Sehnsucht nach dem Schulhalten ihn einst in das tiefste Elend geführt hatte, so führte ihn jetzt sein leidenschaftlich erstrebter ärztlicher Beruf, zu welchem er sehr wenig Geschick besaß, in die allergrößten Kümmernisse und Verlegenheiten, welche wiederum fast sieben Jahre andauerten, und aus welchen ihn im Oktober 1778 ein Ruf nach Kaiserslautern („Rittersburg") als Professor an der damaligen Kameralschule dortselbst rettete. Dort starb ihm seine Frau, und er verheiratete sich 1782 anderweit mit Selma von St. George („St. Florentin") welche auf sein äußeres Leben den wohltätigsten Einfluß äußerte, für sein religiöses Leben aber wenig Sinn hatte.

Mit der Verlegung der Kameralschule nach Heidelberg (Herbst 1784) und deren Verbindung mit der Universität siedelte er nach Heidelberg über, bei welcher Gelegenheit er das Prädikat Hofrat bekam, zu Ostern 1787 aber als Professor der Kameralwissenschaften nach

Marburg i. H. Nach dem Tode seiner zweiten Gattin verheiratete er sich 1790 mit Elisabet Coing aus Marburg, welche wenige Tage vor ihm, 22. März 1817, starb. Auch sein akademischer Beruf, den er früher für seinen rechten und einzigen und für das Ziel seines Lebens gehalten hatte, befriedigte ihn, wenigens auf die Dauer, keineswegs, und so gab er im Herbst 1803 seine Professur in Marburg auf, um einem Rufe des Kurfürsten (Großherzogs) von Baden, Karl Friedrich, zu folgen welcher ihm einen Gehalt aussetzte, damit er in ungestörter Muße, vielmehr in völliger Ungebundenheit, der Lebensrichtung folgen könne, welche ihn schon längst von seinem nominellen Berufe entfernt hatte und die wir sofort näher bezeichnen wollen. Bis zum Jahre 1806 wohnte er in Heidelberg, von da an in Karlsruhe. Hier wurde er im Jahre 1808 zum Geheimen Hofrat ernannt und starb am 2. April 1817.

Die Bedeutendheit Jung-Stillings liegt einzig und allein auf dem religiösen Gebiete, und hier wiederum ausschließlich in seiner Persönlichkeit, ja in seiner Subjektivität. Er glaubte an den lebendigen Gott aus eigenster unmittelbarer, sein ganzes Leben von seiner Kindheit an durchziehender Erfahrung, und er besaß die Gabe, diese Erfahrung in gleicher Wahrheit und Unmittelbarkeit, wie er sie gemacht hatte, auch wieder mitzuteilen — er war ein Zeuge in eminentem Sinne und hatte darum Gewalt über die Geister, wie sie zu seiner Zeit nur äußerst Wenige, und diese doch nur in ähnlichem, nicht in gleichem Grade (Lavater) besaßen. Ueber diese persönliche, individuelle Erfahrung und das unmittelbare Hinausgehen derselben reichte seine Befähigung nicht hinaus — er war ein Erwecker und nicht mehr; mehr aber vermochte auch seine Zeit weder zu ertragen, noch zu faßen.

Diese Eigenschaft eines Zeugen für den lebendigen Gott und seine aus dieser Eigenschaft fließende Gewalt über die Geister prägte sich am bestimmtesten in seiner persönlichen Erscheinung aus, wie er denn einmal von sich ganz richtig sagt, „er sei keine von den Personen, an denen die Menschen gleichgültig vorübergehen könnten, man müße ihn entweder lieben oder haßen“ — jeder wirkliche Zeuge bewirkt notwendig eine Scheidung, und nächstdem in seiner Lebensgeschichte, wenigstens in deren ersten drei Teilen. Heinrich Stillings Jugend 1777, von Goethe [, der ihn angetrieben hatte, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben,] zum Druck befördert; Heinrich Stillings Jünglings-

jahre, 1778; Heinrichs Stillings Wanderschaft 1778, welche unter allen seinen Schriften der unmittelbarste Abdruck seiner Persönlichkeit, seiner Erfahrung und seines Glaubens sind, und noch heute dieselbe Bedeutung haben und dieselbe Wirkung thun, wie vor fast neunzig Jahren, als sie erschienen. Der milde Glanz des göttlichen Friedens, welcher über diesen Schriften ausgebreitet liegt, beleuchtet auch alle übrigen, nicht unmittelbar die göttlichen Erfahrungen darstellenden Schilderungen derselben, welche eine im besten Sinne dichterische und oft tief ergreifende Wahrheit atmen; außerdem muß noch hervorgehoben werden, daß die Sentmentalität jener Zeit fast nirgends in gleichem Grade dichterisch, vollends nirgends in gleichem Grade durch das Licht des christlichen Glaubens verklärt worden ist, wie in diesen drei Schriften Jung-Stillings. Auch haben diese Schriften damals allein seinen Ruf und seine Bedeutung begründet, erhalten ihm seine Bedeutung noch jetzt, und werden sie ihm erhalten, auch dann, wenn die letzten Traditionen von seiner persönlichen Erscheinung und Wirksamkeit längst werden erloschen sein.

Daß seine Wirksamkeit außer seinen aus seinem ehemaligen ärztlichen Berufe allein beibehaltenen, glücklichen Operationen des grauen Staars, durch welche er in ganz Deutschland berühmt wurde [— Goethe hat im 16. Buche von „Dichtung und Wahrheit" von Stillings Augenkuren, die er im Hause seiner Eltern vornahm, erzählt —] in der Wirksamkeit für das Reich Gottes, d. h. in der Geltendmachung seiner Erfahrungen, seines Glaubens und seiner Gewalt über die Geister bestehe, nicht aber in irgend einem Lehrberufe oder in einer sonstigen an bestimmte Geschäfte gebundenen Tätigkeit, fieng er seit seinem Aufenthalt in Marburg an, einzusehen; er wurde um seines Glaubens willen von vielen Tausenden aus allen Ständen schriftlich und persönlich gesucht und besucht, und war während der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht allein die bedeutendste Persönlichkeit an der Universität Marburg, sondern unbestritten auch eine der wenigen unerschütterlichen Säulen des christlichen Glaubens in Deutschland. Seine akademische Wirksamkeit als Kameralist dagegen war gering, ja unbedeutend; es fehlte ihm an wißenschaftlicher Befähigung und an umfaßenden Studien — nur für einen Empiriker der untergeordnetsten Art konnte er gelten [Roscher, Geschichte der Nationalökonomie S. 552]. Jene Wirksamkeit aber für das Reich Gottes füllte die letzten fünfzehn

Jahre seines Lebens ausschließlich aus, und machte ihn wirklich — wie er auch genannt wurde — zu einem Patriarchen, um welchen sich die Besten seiner Zeit sammelten. Aber er war ein Patriarch der Erweckung; die höhere Stufe des christlichen Leben, die kirchliche, blieb ihm fremd.

Zu dieser erweckenden Tätigkeit Jung-Stillings müssen denn auch die Schriften gerechnet werden, welche einen theosophischen Anstrich tragen, aber nicht wirklich theosophisch sind, wofür sie oft ausgegeben worden: das Heimweh (1794—1796, 4 Bde.), die Szenen aus dem Geisterreiche (1797 [—1801, 3] Bde.), die Siegesgeschichte der christlichen Religion (1799), die Theorie der Geisterkunde (1808) [und mehrere ähnliche]. Allerdings haben diese Schriften zu ihrer Zeit ungemeines Aufsehen erregt und dem Verfaßer einen großen Teil seiner damaligen Berühmtheit verschafft, namentlich das Heimweh und die Siegesgeschichte; indes ist die Erweckung, welche von diesen Schriften ausgieng, nichts weniger als eine solche gewesen, welche, wie eine rechte Erweckung das soll, die Erleuchtung und Bekehrung zur Folge gehabt hat. Sie dienten fast nur — und das Heimweh einzig und allein — einer unklaren Erregung, sind jetzt vergeßen und zum Teil kaum noch lesbar. Ein Theosoph, wie etwa Böhme[1]) oder Oetinger[2]), war Jung-Stilling nicht, dazu fehlte ihm die tiefere, über seine unmittelbare Erfahrung hinausgehende Intuition und die Geistesschärfe überhaupt, welche zur Ergründung des Verhältnisses der göttlichen Erlösungstätigkeit zu den Erscheinungen und Gesetzen der sogenannten materiellen Natur, worin alle wahre Theosophie besteht, erforderlich ist. Die genannten Schriften sind höchstens und im besten Falle Ausmalungen fremder Originale, wie z. B. die Siegesgeschichte nur eine, übrigens allerdings mit einzelnen auffallend richtigen Anschauungen durchwebte, Ausmalung von Bengels Erklärung der Apokalypse.

Größere Bedeutung hat seine Zeitschrift „der graue Mann“ (1795—1816 in dreißig Stücken [fortgesetzt von Lachmann und

---

[1) Der bekannte Görlitzer Schuster und Theosoph Jakob Böhme, 1575 zu Altseidenberg geb., gest. 17. November 1624.]

[2) Christoph Friedrich Oetinger, geb. 1702 zu Göppingen, gest. 1782 zu Murrhardt. Predigten, Reutlingen 1852—1857, 3 Bde.; sämtl. Schriften, Reutlingen, 1858—1867, 5 Bde.]

de Valenti bis 1831]), und Anerkennung verdient auch eine ähnliche Zeitschrift: der christliche Menschenfreund (1803—1815 in zwölf Heften) nebst den dazu gehörigen biblischen Erzählungen (1808—1816), sowie sein Taschenbuch für Freunde des Christentums (1805—1816, zwölf Bändchen). Die erste Fortsetzung seiner Lebensgeschicht „Heinrich Stillings häusliches Leben", erschien 1789 nnd trägt hin und wieder noch den Charakter der ersten drei Bändchen in deutlicher Ausprägung; weit weniger ist dieß mit der zweiten Fortsetzung, „Heinrich Stillings Lehrjahre", welche 1804 erschien, der Fall. Die letzte Fortsetzung, „Heinrich Stillings Alter", ist ein kleines Fragment und erschien nach seinem Tode. [Als „Johann Heinrich Jungs Lebensgeschichte, oder dessen Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter" auch in der Reclamschen Bibliothek erschienen.]

Noch vor dem Erscheinen des „Häuslichen Lebens" verfaßte Jung-Stilling eine abgekürzte, die historischen Data genau referierende, besonders die Namen der betreffenden Personen ihrer Pseudonymität in der Jugend u. s. w." entkleidende Autobiographie in der Vorrede zu seinem Lehrbuch der Staatspolizeiwissenschaft, 1788. Während seines Aufenthaltes in Kaiserslautern befaßte er sich auch mit eigentlich belletristischer Schriftstellerei; er schrieb die Romane: „Geschichte des Herrn von Morgenthau", „Florentin von Fahlendorn" und „Theodore von der Linden" — höchst verfehlte Produktionen. Merkwürdiger ist „Theobald oder die Schwärmer", gleichfalls freilich ein Roman (1784 bis 1785, zwei Bände), in welchem jedoch eine Menge von Details vorkommt, welche zur Geschichte der Separatisten in Westfalen und im Rheinland von Erheblichkeit sind, wenn auch manche Angaben dieses Buches auf bloßem Hörensagen beruhen mögen, wie denn Jung dem Hörensagen oft sehr zugänglich war.

Seine Schwäche bestand in Erfahrungslosigkeit — und, wie er selbst es einmal bezeichnet: Etourderie — im äußern Leben, seine unbezwingliche, von dieser Schwäche unberührte, Stärke in dem unerschütterlichen, erfahrungsmäßigen Glauben und in der unwiderstehlichen Gewalt, welche dieser persönliche Glaube über die Gemüter Anderer ausübte. Vererbt hat er diese Gewalt über die Geister am entschiedensten auf seine Tochter Amalie, Erzieherin der verstorbenen Prinzessin Wasa, der Fürstin Josephine von Hohenzollern-Sigmaringen und der Herzogin von Hamilton, nachher Leiterin eines sehr angesehenen Mädchen-Pensionats in Mannheim († 18. Januar 1860). Seine Schriften

sind sämtlich und sehr genau verzeichnet im 18. Bande von Strieders hessischer Gelehrtengeschichte, S. 246—270 [Sämtliche Schriften Stuttgart 1835—1839 in 14 Bänden; sämtliche Werke, Stuttgart 1841—1842 in 12 Bänden]. Unter den später erschienenen Biographien Jung-Stillings verdient allein Hervorhebung die von Rudelsbach im ersten Bande seiner christlichen Biographie. Die übrigen sind nichts als Fragmente und Versuche, namentlich aber ist der Artikel „Stilling“ von Matter in Herzogs Realenzyklopädie nicht frei von Misverständnissen und Irrtümern [; dagegen ist zu berücksichtigen Ed. Mangers Artikel „Jung-Stilling“ 1881 im 14. Bde. der allgemeinen deutschen Biographie].

---

7. Johann Wolfgang von Goethe.

a. Uebersichtliche Zusammenstellung der biographischen Notizen.

Die Voreltern Goethes väterlichen Stammes [waren ursprünglich in dem fränkischen Gaue Gotzfeld zu Hause, woher sie ihren Namen Gotz, dann Götz führten. Während die Töchter den Namen Götze weiterführten, bildete sich aus dessen lateinischer Form Gothus der Name Gothe, Goethe. Um 1600 waren drei Mitglieder der Familie kaiserlich gekrönte Poeten. Im dreißigjährigen Kriege ist die in] der Grafschaft Mansfeld [ansäßige Familie heruntergekommen; des Dichters] Urgroßvater, Johann Christian Goethe, war Hufschmied zu Artern [an der Unstrut]. Sein Großvater, Friedrich Georg Goethe, war seit 1686 Bürger zu Frankfurt am Main, ursprünglich Schneidermeister, später Gastwirt in dem lange Zeit zu den ersten Gasthöfen Frankfurts zählenden Gasthofe zum Weidenhof (1835 abgebrochen und zu dem Thurn-Taxisschen Posthofe gezogen), verheiratet mit Kornelia, verwittwete Schelhorn, geborenen Walther († 1754) und starb 15. Februar 1730. Der Sohn aus dieser Ehe, Wolfgangs Vater, Johann Kaspar Goethe, geboren 31. Juli 1710, war Doktor der Rechte und seit 1742 kaiserlicher Rat in Frankfurt, verheiratete sich am 20. August 1748 mit Katharine

Elisabet Textor und starb am 25. Mai 1782. Wolfgangs eben genannte Mutter war die Tochter des Dr. jur. Johann Wolfgang Textor, geb. 12. Dezember 1693 (Ratsmitglied seit 1727, Schöff seit 1731, und als solcher dreimal älterer Bürgermeister, endlich 1747 Stadtschultheiß, gestorben 8. Februar 1771) und der Anna Margareta, geb. Lindheimer aus Wetzlar (geb. 31. Juli 1711, gestorben 18. April 1783); mit den Gesichtszügen dieser seiner mütterlichen Großmutter hatten die Züge des Enkels in seinem höheren Alter die auffallendste Aehnlichkeit. Des Dichters Mutter, mehr als 20 Jahre jünger als ihr Gatte, überlebte denselben um 26 Jahre; sie starb am 13. September 1808 [Frau Rat. Briefwechsel von Katarina Elisabet Goethe. Nach den Originalen mitgeteilt von R. Keil. Leipzig 1871].

Johann Wolfgang Goethe wurde geboren am 28. August 1749; außer ihm blieb den Eltern nur noch ein Kind, eine Tochter Kornelia, geb. 1750, verheiratet 1773 mit dem Amtmann Schlosser zu Emmendingen, 1777 gestorben; ihre Tochter Louise verheiratete sich 1794 mit dem damaligen Eutinischen Kammersekretär Nicolovius, welcher 1840 als preußischer Geheimer Regierungsrat in Berlin starb. Nachdem der junge Goethe, nach der Meinung seines Vaters, lediglich durch Privatunterricht [H. Weismann „aus Goethes Knabenzeit 1757—1759" Frankfurt 1846] für die Universität hinreichend vorbereitet worden war, bezog er zu Michaelis 1765, nur wenig über sechzehn Jahre alt, die Universität Leipzig, um Jurisprudenz zu studieren. Er verweilte hier drei Jahre, ohne sich um sein Fachstudium sonderlich zu bekümmern, vielmehr, soweit er überhaupt Studien trieb, mit Kunststudien [vornemlich unter Oesers Leitung] beschäftigt, bis er zum Herbst 1768, zu welcher Zeit er kränklich in das elterliche Haus zurückkehrte [W. von Biedermann „Goethe und Leipzig" 2 Bde., Leipzig 1865]. Zu Ostern 1770 gieng er, um seine juristischen Studien zu vollenden, auf die Universität Straßburg und promovirte hier am 6. August 1771 zum [Lizentiaten (Doktor und zwar Ehrendoktor aller Fakultäten wurde er erst 1825)] der Rechte [J. Leyser, „Goethe zu Straßburg. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Dichters" Neustadt a. d. Hardt 1871]. Nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde er am 31. August 1771 zum Advokaten aufgeschworen, als welcher er in dem „gegenwärtigen Staat der Stadt Frankfurt" noch im Jahre 1792 (und länger [bis 1810, aus der

Bürgerliste wurde er 1817 ausgestrichen]) figurierte; die juristische Praxis hat er jedoch nur sehr dürftig und unterbrochen betrieben; ich treibe, sagt er 1775, die bürgerlichen Geschäfte so heimlich leise, als trieb ich Schleichhandel, da ihn die Dichtung fast ausschließlich in Anspruch nahm und er bei der großen Wohlhabenheit seines Vaters nicht genötigt war, aus der Advokatur ein Erwerbsmittel zu machen [G. L. Kriegk, „Deutsche Kulturbilder aus dem 18. Jahrhundert. Nebst einem Anhang: Goethe als Rechtsanwalt“, Leipzig 1874; J. Meisner: „Goethe als Jurist“ Berlin 1885].

Zu seiner weiteren juristischen Ausbildung begab er sich im Frühling 1772 nach Wetzlar, wie dieß während des vorigen Jahrhunderts die meisten jungen Juristen, welche aus wohlhabenden und angesehenen Familien des westlichen Deutschlands stammten, zu tun pflegten, um sich als Praktikanten am Reichskammergericht zu einer höheren juristischen Laufbahn vorzubereiten. Er blieb jedoch in Wetzlar nur bis zum 11. September 1772 [Goethe in Wetzlar. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben von W. Herbst, Gotha 1881] und verweilte von da an wieder drei Jahre im elterlichen Hause in Frankfurt. In diese Zeit fallen seine Reisen an den Rhein, nach Koblenz, Düsseldorf [Freundschaftsbund mit Fritz Jacobi] und Elberfeld, und in die Schweiz, letztere in Gesellschaft der Grafen Stolberg; auch fällt dahin seine Verlobung mit Anna Elisabet Schönemann (Lili) und die Auflösung dieses Verlöbnisses (vom Ende des Jahres 1774 bis zum Nachsommer des Jahres 1772).

Von dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, welchem er durch den Hauptmann Karl Ludwig v. Knebel — den einzigen unter den älteren Genossen Goethes, der ihn überlebt hat — bereits am 11. Dezember 1774[1]) vorgestellt worden war, wurde er im Oktober 1775 zu einem Besuche nach Weimar eingeladen und kam am 7. November 1775 in Weimar an [H. Düntzer, „Goethes Eintritt in Weimar. Mit Benutzung ungedruckter Quellen“ Leipzig 1883], um hier, seit 1776, seine bleibende Wohnstätte zu nehmen. Unter dem

1) Nicht im Februar 1774, wie der von Guhrauer [Leipzig] 1851 herausgegebene Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel [2 Bde.] nach den Briefdaten S. 3 und 5 glaublich machen will. Es liegt diesen Daten entweder ein, freilich unbegreiflicher Irrtum, oder, was weit wahrscheinlicher ist, eine Fälschung Riemers zum Grunde.

11. Juni 1776 wurde er von dem Herzoge zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Konseil und unter dem 5. Dezember 1779, nachdem er mit dem Herzog die, eine ethische Umstimmung des Herzogs bezweckende und in der Hauptsache erreichende Reise in die Schweiz gemacht hatte, zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt; später (11. Juni 1782) übernahm er auch das Präsidium der herzoglichen Finanzkammer und früher bereits (13. Januar 1779) sogar die Leitung der Kriegskommission. Am 24. Juni 1780 trat er in den Freimaurerorden, und unter dem 10. April 1782 wurde er vom Kaiser in den Adelstand erhoben (Wappen: ein silberner Stern in blauem Felde, auf dem gekrönten Helm ein Stab, welcher den Stern trägt).

Am 3. September 1786 reiste er von Karlsbad nach Italien, wo er sich fast zwei Jahre aufhielt [L. Hirzel „Goethes italienische Reise“ Basel 1871; Th. Cart, „Goethe en Italie“ Paris 1881; Düntzers Kommentar zur italienischen Reise im 24. Teile der Hempelschen Ausgabe]; am 18. Juni 1788 traf er wieder in Weimar ein. Von jetzt an blieb er von den meisten Staatsgeschäften namentlich von den ihm zuletzt übertragenen, entbunden. Vom 13. Juli 1788 an lebte Goethe in einer sogenannten Gewißensehe mit Christiane Vulpius, Schwester des [Weimarer Bibliothekars und] Verfaßers von Rinaldo Rinaldini; die kirchliche Einsegnung erfolgte am 19. Oktober 1806 während der Plünderung von Weimar[1]) [Rich. und Rob. Keil, „Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethes Privatakten“. Leipzig 1882].

Im Jahr 1790 unternahm Goethe eine zweite Reise nach Italien welche jedoch nur auf Venedig und die Lombardei ausgedehnt wurde, sowie bald nach seiner Rückkehr, den Herzog begleitend eine Reise nach Schlesien zum Reichenberger Kongreße und in das preußische Lager [Goethe in Schlesien. Ein Beitrag zur Goethelitteratur von Herm. Wetzel, Oppeln 1867; Goethes Notizbuch von der Schlesischen Reise, hrsgb. von Fr. Zarncke, Leipzig 1884].

---

1) Aus dieser Ehe stammt Goethes einziger Sohn, August, geb. 1789, gest. 30. Oktober 1830 in Italien. Er war vermählt mit Ottilie, gebornen von Pogwisch [gest. 1872], und seine Kinder [aus dieser Ehe waren] Walther Wolfgang v. Goethe [gest. 1885], Wolfgang Maximilian v. Goethe [gest. 1883] und Alma Sedina Henriette Kornelia v. Goethe, gestorben im Alter von 16 Jahren am 29. September 1844 zu Wien.

Am Schluße des Jahres 1790 übernahm Goethe die Intendanz des herzoglichen Theaters zu Weimar [Goethes Theaterleitung in Weimar in Episoden und Urkunden dargestellt von E. Pasqué, 2 Bde. Leipzig 1863], eine Funktion, welche an die Stelle [vieler] seiner früheren administrativen Geschäfte trat, ihm jedoch später, seit 1807, durch Einflüße der Schauspielerin Jagemann, als erklärte Geliebte des Großherzogs: Frau v. Heigendorf, sehr verleidet wurde.

Das Jahr 1792 führte ihn im Juli als Begleiter des Herzogs in den unglücklichen Feldzug der alliirten Armee gegen Frankreich, in die Champagne; nach der Kanonade von Valmy, 20. September 1792, kehrte Goethe zurück und hielt sich einige Wochen in Pempelfort bei F. H. Jacobi auf. Im April 1793 gieng er abermals mit dem Herzog zur Armee und wohnte der Belagerung und Eroberung von Mainz bei. Seit dem Jahre 1794 stand Goethe in engem Verkehre mit Schiller, bis zu dessen Tode, 9. Mai 1805 *). Im Jahr 1797 unternahm Goethe noch eine Reise in die Schweiz mit dem Künstler Heinrich Meyer. Am 6. Juni 1816 starb seine Frau; am 13. April 1817 wurde er von der Intendanz des Theaters entbunden, weil er seine Zustimmung dazu versagte, „den Hund des Aubry", welchen der Pudel eines Leipziger Schauspielers, Karsten, darstellte, auf die Bühne zu bringen. Seit dieser Zeit entzog sich Goethe dem Theater gänzlich und soll dasselbe nicht mit einem Fuße wieder betreten haben. [Bei Einführung der Verfassung wurde er 1816 zum ersten Staatsminister ernannt. An der Politik und allgemeinen Verwaltung nahm er freilich nach der italienischen Reise nicht mehr unmittelbar teil; sein amtlicher Wirkungskreis würde sich teilweise mit dem eines modernen Kultusministers decken. Besonders der Universität Jena und ihren wissenschaftlichen Sammlungen widmete er bis an sein Ende die thätigste Sorgfalt, für kleines wie großes sorgend; die Zeichnerakdemie zu Weimar, an deren Spitze er seinen Freund Heinrich Meyer stellte, rief

---

1) Schiller hat seinen nachherigen Freund zuerst gesehen [am 12.] Dezember 1779, als er noch Schüler der Karlsschule war, und Goethe in Begleitung des Herzogs von Weimar (nach der Schweizerreise) der von dem Herzog Karl von Württemberg geleiteten Prüfung der Schüler der Militär-Akademie beiwohnte; die erste Berührung zwischen beiden Dichtern, welche jedoch zunächst nicht zur Annäherung, sondern zur gegenseitigen Abstoßung führte, fällt in das Jahr 1788.

er ins Leben und wirkte auch sonst auf die wissenschaftlichen und künstlerischen Institute des Weimarischen Staates als leitender Fachminister ein.]

Nachdem am 3. September 1825 das Jubiläum des Regierungsantrittes des Großherzogs Karl August war gefeiert worden, wurde auch das Jubiläum von Goethes Ankunft in Weimar am 7. November 1825 feierlich begangen, und am 28. August 1827 wurde ihm die Auszeichnung, daß König Ludwig I. von Bayern zu seinem Geburtstag nach Weimar kam und ihm persönlich das Großkreuz des Zivilverdienstordens der bayerischen Krone verlieh. Am 14. Juni 1828 starb der Großherzog Karl August und nach fast vier Jahren folgte ihm Goethe im Tode nach; er starb nach kurzer Krankheit am 22. März 1832, Mittags 12 Uhr, in der Stunde, in welcher er war geboren worden. Die zur innern Lebensentwicklung gehörigen biographischen Momente werden, so weit sie an diesem Orte besprochen werden können, unter den folgenden Rubriken Erwähnung finden; als zu der gegenwärtigen Rubrik gehörig soll noch bemerkt werden, daß die Vaterstadt Frankfurt ihrem berühmtesten Sohne am 22. Oktober 1844 ein von Schwanthaler in Erz gegoßenes Standbild in der Stadtallee, jetzt „Goetheplatz“ genannt, errichtet hat und daß am 4. September 1857 die Doppelstatue von Rietschel: Goethe und Schiller, in Weimar aufgestellt worden ist. Auch wurde an dem erstbemerkten Tage das Geburtshaus Goethes auf dem großen Hirschgraben, zur Zeit seiner Geburt seiner damals noch lebenden Großmutter väterlicherseits zugehörig [nun Sitz des freien deutschen Hochstifts], durch eine Marmortafel ausgezeichnet. [„Goethes Vaterhaus. Ein Beitrag zu des Dichters Entwickelungsgeschichte von G. H. O. Volger“, 2. Aufl., Frankfurt 1863].

b. Ueberſichtliche Zusammenstellung der bedeutendsten Werke [und Ausgaben] Goethes.

[Nachdem bereits 1775 der schamlose Nachdrucker Fr. Himburg in Berlin auf eigne Faust eine Sammlung von „D. Goethes Schriften“ unternommen hatte, deren drei erste Bände durch einen vierten vermehrt, 1779 in dritter Auflage erschienenen waren (vgl. M. Bernays „über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes“, Berlin 1866), entschloß sich Goethe vor seiner Abreise nach Italien endlich dazu, selber

eine Sammlung seiner dichterischen Werke zu veranstalten, die „Summa-Summarum“ seines bisherigen Lebens zu ziehen. In Italien arbeitete er einen Teil seiner Werke um, und zwischen 1787 und 1790 erschienen zu Leipzig im Verlage von Georg Joachim Göschen acht Bände von „Goethens Schriften“. Das in den nächstfolgenden Jahren Entstandene (Reinecke Fuchs, Wilhelm Meister, Elegien, Epigramme, und Anderes) ließ er zwischen 1792 und 1800 als „Goethes neue Schriften“ bei Joh. Fr. Unger in Berlin in sieben Bänden erscheinen. Erst nach Schillers Tode schritt Goethe zu einer Gesamtausgabe seiner Werke. 1806 begann die erste Ausgabe von „Goethes Werken“ im Cottaschen Verlage zu Tübingen, deren 13. (Schluß-) Band 1810 ausgegeben wurde. Eine neue Sammlung von „Goethes Werken“ im Cottaschen Verlage, jetzt zu Stuttgart, begann 1815 und schloß 1819 mit dem 20. Bande ab; zu gleicher Zeit ließ Cotta auch in Wien eine Originalausgabe von Goethes Werken erscheinen. Nach mancher vergeblichen Mühe erlangte Goethe vom Deutschen Bunde und den einzelnen Regierungen schützende Privilegien gegen den Nachdruck und bereitete seine Werke zu einer „vollständigen Ausgabe letzter Hand“ vor. Mehrere Buchhändler bewarben sich um den Verlag; 1827 begann in der J. G. Cottaschen Buchhandlung zu Stuttgart diese letzte, von Goethe selbst geordnete Sammlung zugleich in einer Oktav und in einer Taschenausgabe zu erscheinen; 1830 schloß Goethe mit dem 40. Bande ab; nach seinem Tode folgten 1832 und 1833 fünfzehn Bände als „Goethes nachgelassene Werke“, denen sich 1842 noch weitere fünf Bände anreihten; demnach besteht die „vollständige Ausgabe letzter Hand“ aus 60 Bänden. 1836 und 1837 erschienen „Goethes poetische und prosaische Werke“ in zwei Quartbänden im Cottaschen Verlag. Die zahlreichen Textverderbnisse der älteren Ausgaben wurden zuerst 1869 in der vierzigbändigen, von W. Vollmer besorgten Cottaschen Ausgabe beseitigt. Die neueste Cottasche Ausgabe von „Goethes sämtlichen Werken“ kam mit K. Gödeckes Einleitungen zwischen 1882 und 1885 in der „Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur“ in 36 Bänden heraus.]

[Mit dem Erlöschen des Cottaschen Privilegiums begann eine neue Periode der Goetheausgaben. Heinrich Kurz, der bereits 1868 eine zwölfbändige Auswahl aus Goethes Werken zusammengestellt hatte, in der er „alle abweichenden Lesarten“ mitteilte, gab 1869—1870 eine nach möglichster Vollständigkeit strebende Ausgabe in 36 Bänden

(Bibliographisches Institut) heraus. 1867 erschien in Berlin im Verlage von G. Hempel der erste Band einer neuen, „nach den vorzüglichsten Quellen revidirten Ausgabe“ von Goethes Werken; die „vollständigste aller vorhandenen Ausgaben, mit Anmerkungen, Textrevision und ausführlichen Namen=, Sach= u. a. Registern nebst der Biographie des Dichters von Fr. Förster“. Seit 1879 liegt diese Hempelsche Ausgabe, nach der jetzt immer Goethes Text zitirt wird, in 36 Teilen vollständig vor; Herausgeber waren v. Biedermann, Düntzer, v. Loeper, Strehlke. Loepers Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit“ ist eine der für die Kenntnis Goethes lehrreichsten Arbeiten für jedes Studium Goethes fortan die unerläßliche Grundlage. In einer neuen Auflage der Hempelschen Ausgabe liegen nun (1882 bis 1884) drei Teile von Goethes Gedichten in G. v. Loepers Bearbeitung mit reichem Kommentar und Textvarianten vor. Eine neue Gesamtausgabe von „Goethes Werken“ begann 1882 in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur“ zu erscheinen. Die durchaus kommentirten, mit umfangreichen Einleitungen versehenen, bis jetzt erschienenen sieben Bände dieser trefflichen Ausgabe sind von H. Düntzer, K. J. Schröer und R. Steiner herausgegeben.]

[Als ein auch in W. Scherers Litteraturgeschichte mit Anerkennung hervorgehobenes Hilfsmittel zum Studium der Goetheschen Werke sind Heinrich Düntzers „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern“ (Leipzig o. J., vielfach aufgelegt) zu empfehlen. Als Hilfsmittel für ernste Forschung wie für die Leser Goethes überhaupt bietet sich dar das seit 1880 (Frankfurt) unter L. Geigers Redaktion jährlich am 22. März erscheinende „Goethejahrbuch“, das in den sechs vorliegenden Bänden nicht nur 202 bisher ungedruckte Briefe, sondern auch sonst nach jeder Richtung hin für das Verständnis Goethes Förderndes in seinen verschiedenen Abteilungen gebracht hat; im Jahrbuch findet sich auch die internationale Goethelitteratur eines jeden Jahres verzeichnet.]

Die älteste poetische Produktion Goethes, welche zum Druck gekommen ist, datiert aus seinem 16. Lebensjahre, 1765: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“ und erschien 1766 in einer Frankfurter Wochenschrift: Der Sichtbare. Es folgte die von dem Buchhändler veranstaltete Herausgabe von zwanzig aus der Leipziger Zeit stammenden Gedichten: Neue Lieder, in Melodieen gesetzt von B. Th. Breitkopf. Leipzig, Breitkopf, 1770. [Nur] wenige dieser [20] ältesten Lieder wurden in die Sammlung seiner Werke von

ihm aufgenommen und die aufgenommenen stark verändert. Dieses Liederbuch war gänzlich vergeßen, bis L. Tieck die Lieder desselben in dem Berlinischen Jahrbuch für deutsche Sprache 1844 wieder herausgab und dann auch von dem Buche einen besonderen Abdruck veranstaltete (Goethes ältestes Liederbuch 1844).

Geschrieben hat in dieser Zeit Goethe [„der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776 mit einer Einleitung von M. Bernays, 3 Bde., Leipzig 1875], und zwar nach seiner eigenen Angabe, 1767 die beiden kleinen noch in dem Opitzischen Alexandriner abgefaßten Dramen: Die Laune des Verliebten, ein Schäferspiel [1779 in Weimar gespielt], gedruckt zuerst 1806 und; Die Mitschuldigen, ein Lustspiel [1777 in Weimar gespielt, nach öfteren Umarbeitungen] zuerst gedruckt 1787.

In den Jahren 1772 [, vielleicht auch] 1773 beteiligte sich Goethe bei den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" mit (dreißig und etlichen) Rezensionen; [über Goethes Autorschaft hat v. Biedermann Untersuchungen veröffentlicht in seinen „Goetheforschungen" Frankfurt 1879; W. Scherer in der Einleitung zum Neudrucke des Jahrganges 1772, als 7. und 8. Heft der Heilbronner Neudrucke 1883 von B. Seuffert herausgegeben], und ließ 1773 die drei kleinen Schriftchen, Flugblättern gleich, erscheinen: Von deutscher Baukunst — welche Herder in seine Schrift: „Von deutscher Art und Kunst" aufnahm —; Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** (über Toleranz; höchst unklar); zwo wichtige bisher unerörterte Biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben (über die Gesetztafeln Mosis und über das Zungenreden; möglichst ungründlich und verworren).

Sodann erschienen in dem Göttinger Musenalmanach auf 1774 und 1775 einige Gedichte von Goethe. Noch in demselben Jahr, 1773, im Juni oder Juli, kam heraus: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Die erste Form des Götz erschien unter Goethes nachgelaßenen Schriften; die Bearbeitung desselben für die Bühne, welche Goethe in den Jahren 1803—1804 vollzog, gleichfalls [; Goethes Goetz von Berlichingen in dreifacher Gestalt hersgb. von Jak. Bächtold, Freiburg 1882; eine Vergleichung der hier parallel gedruckten Texte gab A. Sauer in den „Studien zur Goethephilologie", Wien 1880. „Die vollständige Bühnenbearbeitung nach Goethes Handschrift" gab G. Wendt heraus

Karlsruhe 1879]. Die berüchtigte „elegantia der deutschen Sprache", wie sich Wieland im deutschen Merkur ausdrückte, welche dem Götz in den Mund gelegt war, wurde schon in der zweiten Originalausgabe 1774 getilgt; außerdem erschien eine große Anzahl von Nachdrücken. Im Jahr 1774 ließ Goethe zunächst seine drei Satiren ausgehen: Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt; Götter, Helden und Wieland. Eine Farce [, ohne Goethes Wissen und Wollen gedruckt]. Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel (enthält jenen Prolog, des Künstlers Erdenwallen, das Jahrmaktsspiel zu Plundersweilern und das Fastnachtsspiel vom Pater Brey). Erst in die gesammelten Werke letzter Hand nahm Goethe die gegen Wieland gerichtete Farce auf; dasselbe gilt von einer vierten, gleichzeitig mit jenen drei Satiren, entstandenen Satire: Satyros oder der vergötterte Waldteufel, nur daß diese letztere überhaupt nicht früher als in den gesammelten Werken gedruckt wurde. Sodann erschien Klavigo. Ein Trauerspiel. Hierauf: Die Leiden des jungen Werthers. Zwei Teile. Noch in demselben Jahre erschien eine zweite und 1775 eine dritte ächte Auflage (sämtlich Leipzig bei Weygand), so wie wenigstens zehn Nachdrücke und neun Auflagen der Nachdrücke in diesem und den nächsten zwei Jahren herauskamen. Bei einer neuen Durchsicht, 1787, schaltete Goethe die Episode von dem Bauerknecht, welcher seine Geliebte erschlägt, ein.

Die nächste Veranlaßung zu dieser Dichtung [Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert von Erich Schmidt, Leipzig 1875] nahm Goethe aus seiner Neigung zu Charlotte Buff und aus dem Selbstmord des jungen Jerusalem (29. Okt. 1772); der erste Teil stellt jene Liebe des Dichters, den Dichter selbst und die Person der Geliebten, sogar des Verlobten derselben treu genug dar; im zweiten Teil aber ist, wenn auch der Dichter sich selbst mit Treue wiedergiebt, weder die Geliebte, noch deren Gatte, noch das Verhältnis Werthers zu Beiden ein Abbild dieser wirklichen Personen und wirklichen Verhältnisse. Es bleibt hiernach erlaubt, anzunehmen, daß Goethe noch andere seiner Leidenschaften, als die zu Charlotte Buff, in seine Darstellung verwebt habe — vielleicht, wie er selbst anzudeuten scheint und wofür der Briefwechsel mit Jacobi einige Bestätigung gewährt, die Neigung zu

Maximiliane Brentano, geb. Laroche [. Es ist ein ehrendes Zeugnis für Vilmars Scharfsinn, daß er bereits 1861 diese Einwirkungen im Werther erkannte, welche von andern erst viel später als große Entdeckung nachgewiesen wurden, ohne daß dabei Vilmars gedacht worden wäre. Volle Bestätigung hat Vilmars Vermutung erhalten durch die von Loeper (Berlin 1879) herausgegebenen „Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano"]. Die Wahrheit des Verhältnisses zu Charlotte Buff und deren Verlobten ist erst in der neuesten Zeit zu Tage gekommen durch das vortreffliche Buch: Goethe und Werther, von A. Kestner, [Stuttgart] 1854; hiernach war die Wirklichkeit nicht blos edler, sondern auch poetischer als der Roman. Werthers Leiden riefen eine fast unübersehbare Litteratur hervor, welche, so viel des litterarisch und kulturhistorisch Interessanten sie auch darbietet, doch hier übergangen werden muß. [Joh. W. Appell, „Werther und seine Zeit". „Zur Goethe-Litteratur", 3. Aufl. Oldenburg 1882. H. M. Richter, „der junge Werther in Wien" (aus der Messias- und Wertherzeit) Wien 1882. R. M. Werner „Der Berliner Werther", Salzburg 1878. — L. Wille, „Goethes Werther und seine Zeit", Basel 1877; K. Knortz, „Goethe und die Wertherzeit", Zürich 1885.]

Im Jahre 1775 erschienen Dichtungen von Goethe in J. G. Jacobis Iris, namentlich mehrere der bedeutenderen lyrischen Stücke (an Belinde), aber auch das Drama Erwin und Elmire, welches Singspiel alsbald zahlreiche Nachdrücke erfuhr, und von Goethe in Italien 1787 umgedichtet wurde. Aus derselben Zeit, 1776 gedruckt, rühren noch zwei Dramen her: Stella, ein Schauspiel für Liebende, welches fast nicht geringeren Beifall fand, als Werthers Leiden, und nicht allein Nachdrücke, sondern auch Fortsetzungen erfuhr, und von Goethe später (1787 und 1805), namentlich hinsichtlich der Katastrophe, umgearbeitet wurde, aber in der einen und andern Form ein verfehltes Stück blieb, und Klaudine von Villa Bella, ein Schauspiel mit Gesang, welches Goethe in Italien umgestaltete. In den Jahren 1774—1775 beteiligte sich Goethe auch an Lavaters physiognomischen Fragmenten.

Der Aufenthalt Goethes in Weimar von 1775—1786 brachte des Herausgegebenen wenig: Beiträge zum deutschen Merkur (hier aber u. a. „Jägers Nachtlied", — nachher Abendlied, — und Hans Sachsens poetische Sendung); [als Beitrag zum deutschen Museum

„Seefahrt"], zu Seckendorfs und Herders Volksliedern (z. B. der Fischer, der König von Thule, [Klagegesang von den edlen Frauen des] Asan Aga, [Veilchen] 1778 und 1779; und zur Litteratur- und Theaterzeitung (Proserpina, die Fischerin, und hierin der Erlkönig [1782], Szenen aus Iphigenia, Maskenzüge), und die Geschwister, ein Schauspiel (doch erst 1787 gedruckt) [; das Liederspiel „Lila" 1777 (doch erst 1788 gedruckt)].

Während seines Aufenthaltes in Italien wurde von Goethe nicht allein Klaudine und Erwin glücklich umgestaltet, sondern vor allem auch das Schauspiel Iphigenie auf Tauris in vollendete künstlerische Form gebracht. Dasselbe war bereits in den ersten Monaten des Jahres 1779 in Prosa verfaßt und am 6. April zuerst (bei der Herzogin Amalie, und dann öfter — Goethe spielte den Orest, Korona Schröter die Iphigenia, Prinz Konstantin den Pylades, Knebel den Thoas —) aufgeführt worden, und erschien in seiner Vollendung 1787 [H. Düntzer „die drei ältesten Bearbeitungen von Goethes Iphigenie mit zwei Abhandlungen zur Geschichte und vergleichenden Kritik des Stückes" Stuttgart 1854; Goethes Iphigenie auf Tauris in vierfacher Gestalt hrsgb. von Jak. Bächtold, Freiburg 1883]. Aehnlich verhielt es sich mit Torquato Tasso, mit welchem sich Goethe seit 1780 beschäftigt hatte, den er in Italien jedoch gänzlich umgoß und in metrische Form brachte, nach seiner Rückkehr aber (1789) vollendete. Den Hintergrund dieser Dichtung bilden unzweifelhaft die Erlebnisse des Dichters, ganz wie im Werther: es sind seine Verhältnisse zu dem Herzog und der Herzogin, zu Graf Görtz und Frau von Stein, welche das Material zu Tasso geliefert haben, indes ist dasselbe in weit höherem Grade als im Werther verarbeitet und vergeistigt. Tasso erschien zuerst 1790 [A. F. C. Vilmar „über Goethes Tasso" Frankfurt 1869]. Vorher (1787) waren schon erschienen der Triumph der Empfindsamkeit und die Vögel, so wie 1788 Egmont, ein Trauerspiel. Dieses Stück wurde bereits im Jahre 1775 in Frankfurt, kurz vor des Dichters Uebersiedelung nach Weimar, konzipiert, 1779—1781 ohne rechten Erfolg und halb unlustig weiter verarbeitet, und in Rom 1787 zwar vollendet, aber nicht in der Weise, wie Iphigenia und Tasso vollendet wurden; Goethe konnte sich, wie es scheint, nicht entschließen, die alten Stoffe, welche zu fest mit seiner Individualität und seinen Erlebnissen ver-

wachsen waren, in neue Formen zu gießen, und begnügte sich mit idealisirenden Zusätzen.

Wieder anders als mit Iphigenia und Tasso auf der einen, mit Egmont auf der andern Seite, verhielt es sich mit Faust. Dieses großartigste Werk des Dichters rührt so, wie es 1790 erschien (Faust, ein Fragment [in Neudrucken 1882 wieder herausgegeben von L. Holland, Freiburg und von B. Seuffert (5. Heft) Heilbronn]), noch aus dem Jahre 1773 und den beiden nächstfolgenden Jahren her; es ist wenigstens mehr als wahrscheinlich, daß Goethe während der ersten Weimarer Zeit nichts daran gethan hat, und in Rom hat er nur die Hexenküche im Park Borghese und allenfalls noch einige Einzelnheiten hinzugedichtet; weggeschnitten worden ist Manches, Anderes geebnet und gefeilt, wie dieß die „Paralipomena" in den nachgelaßenen Werken beweisen. Nach 1790 aber wurde noch Wichtiges hinzugetan: [die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater und der Prolog im Himmel,] der Monolog Fausts, auf welchen die Osterszene folgt, der Auftritt vor dem Tore, die erste Unterredung und der Vertrag Fausts mit Mephistopheles, die Erschlagung Valentins [unter dem Einfluße von Mozarts Don Juan] und endlich alles was von der Walpurgisnacht bis zum Schluße folgt, indem das Fragment von 1790 mit der Szene im Dom zu Ende ging. Mit diesen Zusätzen erschien Faust als Tragödie im Jahr 1808 und seitdem in zahlreichen Auflagen. Der zweite Teil, mit welchem sich Goethe eine Reihe von Jahren beschäftigte, wurde von ihm kurz nach seinem Tode vollendet und erschien 1832 als erster Teil seiner nachgelassenen Werke. [Die besten Ausgaben der ganzen Dichtung sind die von G. v. Loeper (Berlin 1881) und K. J. Schröer (Heilbronn 1881); die genialste Bühnenbearbeitung ist die von Otto Devrient (Karlsruhe 1881).] Faust hat unter Goethes Schriften nächst Werthers Leiden die reichste Litteratur hervorgerufen, und noch immer ist dieselbe im Zunehmen, so daß sie die Werther-Litteratur an Zahl [längst] übertroffen [hat. Das vollständigste Verzeichnis auch der Litteratur über Goethes Faust findet man in K. Engels Zusammenstellung der Faustschriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884, Oldenburg 1885; darin über Goethes Faust Nr. 1930—2215.] Gleichzeitig mit Faust 1790, erschien Jery und Bätely, ein Singspiel. Dieses Stück ist nach der Schweizerreise 1779 geschrieben [„in der ursprünglichen Gestalt zum erstenmal herausgegeben" von W. Arndt, Leipzig 1881], auch 1782 bereits aufgeführt worden. Goethe hatte großes Wolgefallen

an demselben; er sagt: „Die Gebirgsluft, die drinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegen treten.“ Wenig Gefallen hatte der Dichter dagegen an dem gleichzeitig mit Jery und Bätely erschienenen Singspiel Scherz, List und Rache, welches aus den Jahren 1784—1785 stammt und auch damals aufgeführt wurde [C. A. H. Burkhardt, „Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser“, Leipzig 1879]; — größereres Wolgefallen fand er wiederum an den beiden, doch geringfügigen, Stücken: Der Groß-Kophta (1792) und: Der Bürgergeneral (1793). Endlich fällt noch vor Goethes Verkehr mit Schiller die Bearbeitung des Reineke Fuchs, welche er 1793 unternahm, um sich von dem Lärm der politischen Welt zu entfernen (das Buch erschien 1794). Frischer Dichtertrieb hat diesen bearbeiteten Reinecke Fuchs nicht hervorgebracht, und so bleibt er denn hinter dem niederdeutschen Original weit zurück. In der neueren Zeit (1856) ist er durch die Cottasche Prachtausgabe mit Kaulbachs vortrefflichen Zeichnungen wieder bekannter geworden, als er lange Zeit gewesen war.

Das Zusammenstehen mit Schiller wurde litterarisch eingeleitet durch die Horen, welche Schiller von 1795 bis 1797 herausgab. Von Goethe befinden sich in dieser Zeitschrift außer einigen andern Stücken die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, welche nach ziemlich allgemeinem [?] Zugeständnis wol mit das Schwächste sein mögen, was Goethe überhaupt geschrieben hat; sodann [die beiden trefflichen Episteln,] die römischen Elegieen, deren Form zwar schön, deren Inhalt aber — die oft genau detaillierte Darstellung des sinnlichen Geschlechtsverkehrs — so widerwärtig ist, daß man kaum begreift, wie es Goethe hat einfallen können, diese Dinge zu veröffentlichen; die stärksten Sachen sind übrigens zurückgelegt worden und werden hoffentlich niemals an das Tageslicht kommen. Sie rühren meistens aus dem Jahre 1790 her. Endlich finden sich in den Horen noch [Briefe aus der Schweizerreise von 1779, herrliche Landschaftsschilderungen enthaltend und] die Uebersetzung der Biographie des Benvenuto Cellini. Zugleich gab Goethe eine Arbeit heraus, welche ihn schon lange (wol seit 1777) beschäftigt und an welche er viel Mühe und Besprechung gewendet hatte: Wilhelm Meisters Lehrjahre, 1795—96 (ursprünglich 4 Bände, später ohne Verkürzung des Stoffes in zwei zusammengezogen). Es enthält das Werk sichtlich Selbsterlebnisse des Dichters, und erkennbare

Personen bilden den Hintergrund der Pesönlichkeiten der Erzählung (z. B. ist die „schöne Gräfin“ die Gräfin von Werthern zu Neunheiligen, Mignon das Abbild einer Frankfurterin, Antoinette Gerold, welche 1774 mit unerwiderter Leidenschaft an Goethe hieng), ähnlich wie bei Werther, Egmont, Tasso; die dichterische Verarbeitung des Stoffes aber bleibt nicht allein tief unter Tasso und Werther, sondern teilweise wenigstens, auch unter Egmont; allein es hat dieses Werk nicht nur bei seinem Eſcheinen, sondern vielleicht mehr noch in den ersten 25 Jahren dieses Jahrhunderts nicht geringen Beifall gefunden [; Goethe klagte 1821 darüber, daß der durchaus symbolische Roman lange „mißverstanden worden, sogar anstößig gewesen. Die guten Deutschen brauchen immer gehörige Zeit, bis sie ein von dem Gewöhnlichen abweichendes Werk verdaut, sich zurecht geschoben, gemütlich reflektirt hätten. Erst in ihren Unglückstagen zu Memel hat die mir früher nicht sonderlich wohlwollende Königin Luise von Preußen den Wilhelm Meister liebgewonnen und immer wieder gelesen. Sie mochte wol finden, daß er tief genug in der Brust und gerade da anklopfte, wo der wahre menschliche Schmerz und die wahre Lust, wo eigentliches Leid und Freunde wohnen“]. Sodann beteiligte sich Goethe bei Schillers Musen-Almanach 1796 bis 1799 mit zum Teil ausgezeichneten lyrischen Stücken, namentlich mit seinen Balladen (Schatzgräber, Braut von Korinth, der Gott und die Bajadere), sodann aber auch mit den im Musen-Almanach auf 1797 befindlichen und von beiden Dichtern herrührenden berüchtigten Xenien, welche bekanntlich in der an das gemütliche Gleimsche Leben und Lebenlaßen gewöhnten damaligen Dichterwelt die heftigste Erbitterung und eine große Anzahl von meist sehr geschmacklosen Gegenschriften hervorriefen, und in der neuesten Zeit zu sehr gründlichen und sehr penibeln litterarischen Untersuchungen Anlaß gegeben haben [Schiller und Goethe im Xenienkampf. Von E. Boas, 2 Bde. Stuttgart 1851. Schillers und Goethes Xenienmanuskript. Zum erstenmal bekannt gemacht von E. Boas und W. v. Maltzahn, Berlin 1856].

In einem „Taschenbuch für 1798“ [Braunschweig] trat Goethe endlich mit einem der bedeutendsten Produkte seiner mächtigen dichterischen Schöpferkraft auf, mit Hermann und Dorothea. Der Stoff dieses Stückes ist aus der Geschichte der Salzburger Emigranten (1731) entlehnt; eine der damals zahlreich erschienenen Schriften über diese Emigration (das liebtätige Gera 1732) erzählt die Begebenheit in den

wesentlichsten Zügen, wie sie Goethe darstellt, als zu Altmühl im Oettingischen vorgekommen. Durch Hermann und Dorothea wurden manche Gegner Goethes im lesenden Publikum, die er sich früher durch Werther, zuletzt durch die Elegien völlig entfremdet, wenigstens teilweise mit ihm ausgesöhnt [W. v. Humboldts ästhetische Versuche über Goethes Hermann und Dorothea, Braunschweig 1799; 4. Aufl. mit einem Vorwort von H. Hettner, 1882].

Es folgten in der nächsten Zeit Paläofron und Neoterpe (in Seckendorfs Neujahrstaschenbuch auf 1801), das Vorspiel: Was wir bringen, 1802, und in demselben Jahre die unglücklichen Bearbeitungen Voltairescher Stücke: Mahomet und Tankred, 1804 aber [der erste Teil einer die französische Revolution in idealer Symbolik darstellenden Trilogie]: Die natürliche Tochter, ein Trauerspiel, und 1805 Rameaus Neffe, eine Uebersetzung. Im Jahre 1809 erschienen die Wahlverwandtschaften, ein Roman, welcher die Gunst, die Goethe sich bei einem Teile des Publikums seit einigen Jahren erworben hatte, ihm wieder abwendig machte. Dieser Roman ruht zum Teil, gleich Werther, Egmont, Tasso und Wilhelm Meister auf eigenen Erlebnissen des Dichters, und ist in Beziehung auf die Verarbeitung des rohen Materials dem Werther und Tasso ähnlich.

Außer der Pandora (1810) [H. Düntzer „Prometheus und Pandora", Leipzig 1874] mögen noch Erwähnung finden Winkelmann und sein Jahrhundert (1805) und Philipp Hackert, eine biographische Skizze (1811). Mit dem Jahre 1811 begann Goethe seine Selbstbiographie: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit; der zweite Teil erschien 1812, der dritte 1814. Die zweite Abteilung enthielt die Italienische Reise (1816—1817 erschienen) und die Kampagne in Frankreich (erschieneu 1822). Dieses Werk wurde von den Urteilsfähigen mit völlig allgemeiner Teilnahme aufgenommen und vermittelte für den grösten Teil der jüngeren Welt die Teilnahme für Goethe und das Verständnis seiner Werke. Wenn Lewes sagt, das Publikum sei durch „Dichtung und Wahrheit" völlig enttäuscht worden, so ist dies durchaus unrichtig, man müßte denn unter „Publikum" die nach groben Stoffen hungrige Romanleserwelt verstehen. Sodann erschienen noch im Morgenblatte von 1815 ziemlich zahlreiche Stücke (unter andern: Des Epimenides Erwachen) und Novellen im Damen-Taschenbuch auf 1817

[und folgenden]; der West-östliche Divan (1819 Stuttgart), 1821 aber Wilhelm Meisters Wanderjahre [Goethes Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen entwickelt von Ferd. Gregorovius, Königsberg 1849], welchem Werke die falschen Wanderjahre von Pustkuchen parallel liefen. Die letzten bei des Dichters Leben veröffentlichten Dichtungen erschienen [in der von Goethe seit 1816 herausgegebenen Zeitschrift „über Kunst und Altertum" (bis 1832 sechs Bände),] in der Zeitschrift Chaos (redigiert von Ottilie v. Goethe) und in dem Musenalmanach von Wendt auf 1831.

Der Briefsammlungen ist eine große Menge publiziert worden; [wohl über 11 000 Briefe Goethes sind bereits gedruckt; Fr. Strehlke gab (Berlin 1882—1884) in zwei Bänden ein „Verzeichnis von Goethes Briefen unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten, Darstellung der Beziehungen zu den Empfängern und Inhaltsangaben" heraus; ein 3. Band enthält das „chronologische Briefverzeichnis"] es möge genügen, auf [die wichtigsten Briefwechsel, soweit dieselben nicht an anderer Stelle erwähnt werden,] hinzuweisen: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805 (1828—1829, sechs Bände [, 4. Aufl. besorgt von Vollmer, 2 Bde., Stuttgart 1881]), zwischen Goethe und Zelter 1796—1832 (1833—1834, [Berlin] sechs Bände); zwischen Goethe und Knebel 1774—1832 (1851 [Leipzig] zwei Bde.), [Briefe Goethes an Herder, Frankfurt 1858, Briefe von Goethe an Lavater, Leipzig 1835; Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi ([Leipzig] 1846); [Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe (2 Bde. Weimar 1863); Goethes Briefe an Christian Gottlob v. Voigt (Leipzig 1868); Goethes Briefe an Fr. Aug. Wolf (Berlin 1868); Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard (Stuttgart 1850); Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel (Leipzig 1846); Goethe und Gräfin O'Donell (Berlin 1884); Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer (Leipzig 1875); Goethes Briefe an Leipziger Freunde (Leipzig 1867); Briefe an Joh. Heinr. Merck u. a. in den drei Merckschen Briefsammlungen, die K. Wagner (Darmstadt 1835 und 1838 und Basel 1847) herausgab; Goethes Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß (Stuttgart 1877); Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling (München 1880); freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer (Leipzig 1856); Briefe von Goethe und dessen

Mutter an Friedrich von Stein (Leipzig 1846); Briefwechsel zwischen Sulpiz Boisserée und Goethe (Stuttgart 1862); Goethes Briefe an Eichstädt (Berlin 1872); Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (Leipzig 1876); Briefe von und an Goethe (Leipzig 1846); Briefe von Goethe an helvetische Freunde (Leipzig 1867).] Eine der allerwichtigsten dieser Sammlungen; Goethe und Werther ist bereits erwähnt worden. Der Briefwechsel Goethes mit einem Kinde von Bettina v. Arnim, 1835, 3 Bände [3. Aufl., Berlin 1884], enthält viel, zum Teil anmutige, Dichtung und sehr wenig Wahrheit. [vgl. Gervinus „über den Goetheschen Briefwechsel" Leipzig 1836]. Sodann wollen wir Eckermanns Gespräche mit Goethe (1836 bis 1848, 3 Teile [6. Aufl. mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von H. Düntzer, Leipzig 1876) und Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, hrsgb. von C. A. H. Burkhard (Stuttgart 1870); ferner Riemers „Mitteilungen über Goethe" (2 Bde., Leipzig 1841) und] ein jetzt vergeßenes Werk erwähnen: K. E. Schubarth: Zur Beurteilung Goethes, 1817, 2 Bände [2. Aufl., Breslau 1820], welches für die damaligen litterarischen Zustände ganz besonders anregend war und das Verständnis der Werke Goethes für Viele, besonders für die jüngere Welt, aufschloß. Unter den Biographien mögen genannt werden: J. W. Schäfer, Goethes Leben, 2 Bände, 1851 [3. Aufl. Leipzig 1877], Viehoff, Goethes Leben, 4 Bde., 1854 [4. Aufl., Stuttgart 1877], und des Engländers Lewes the life and works of Goethe, 1855, deutsch von Frese, welches [lange Zeit] einen allgemeinen, schwerlich [, ja man darf sagen keineswegs] ganz verdienten Beifall findet. [Ihm folgten Hermann Grimms Vorlesungen über „Goethe", 3. Aufl. 1881; Heinrich Düntzer, „Goethes Leben", 2. Aufl. Leipzig 1884, und das beste Buch, welches wir über Goethe überhaupt besitzen, Adolf Schölls „gesammelte Abhandlungen: Goethe in Hauptzügen seinen Lebens und Wirkens", Berlin 1882.] Eine der genauesten und vollständigsten Zusammenstellungen der Werke Goethes, und der auf sie bezüglichen Schriften ist [das Verzeichnis einer] Goethe-Bibliothek des Buchhändlers [Dr. Salomon] Hirzel in Leipzig [herausgegeben von Ludwig Hirzel, Leipzig, 1884], und die hiernach gefrtigte, musterhafte bibliographische Arbeit von Karl Goedecke in seinem „Grundriß der deutschen Dichtung" II, 866—908; ihr geht, wie wir hier gleich bemerken wollen, eine gute, freilich oft an Lewes angelehnte, kompendiarische

Darstellung von Goethes Leben und Dichtung voraus, S. 709—865 [; Goethes Leben von K. Goedeke, neu durchgesehen Stuttgart 1884. — Die Goethebildniße. Biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt von Hermann Rollet. Mit 78 Holzschnitten, 8 Radirungen von W. Unger und 2 Heliogravuren. Wien 1883].

c. Goethes Dichtung.

Goethe erschien der deutschen Welt sofort mit seinem Auftreten, Götz von Berlichingen, als ein nie gesehenes Meteor, und die allgemeinste Teilnahme, hier als freudige Anerkennung, welche bis zu hoher Begeisterung stieg, freilich auch in Enthusiasmus und lächerliche Uebertreibung sich verstieg, dort als Widerspruch und heftige, oft gehäßige Beurteilung, hat ihn durch sein Leben begleitet [Varnhagen von Ense, Goethe in den Zeugnißen der Mitlebenden", Berlin 1823. J. W. Braun, „Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte, Notizen, Goethe und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1773—1812, 3 Bde. Berlin 1883—1886]; nach seinem Tode ist die Anerkennung allgemein geworden, ohne daß Goethomanen, wie früher oft, dieselbe verhindern. Zu einer vollständigen Würdigung aber dürfte selbst in unsern Tagen, ein Menschenalter nach seinem Hingange, die Zeit noch nicht gekommen sein, weil wir ihn nur mit Vorgängern, nicht mit Nachfolgern meßen können; dieß aber ist auf dem Gebiete der Poesie die unläßliche Bedingung zu einer gerechten Beurteilung eines dichterischen Zeitalters, und Goethe repräsentiert nicht einen einzelnen Dichter unter Vielen, sondern ein Zeitalter der deutschen Poesie.

Es kann recht wol, ja es muß zugestanden werden, daß die begeisterte Zustimmung, welche Götz und Werthers Leiden fanden, eine Zustimmung von einer Allgemeinheit und Energie, wie wir, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts Stehende, sie für Dichterwerke weder empfinden, noch erlebt haben und uns kaum vergegenwärtigen können, zum Teil aus einem stoffartigen Interesse hervorging, aber das „Revolutionäre", welches in jenen Stücken gefunden wird, als die einzige Quelle dieser Teilnahme gelten zu machen wollen, wie das einzelne Litteratoren, z. B. Gervinus, getan haben, heißt jene Zeit mit ihrem geistigen Leben gänzlich verkennen. Die Generation

war poetisch gestimmt — wer diesen Grundcharakter unserer „gebildeten“ Welt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht als Grundcharakter anerkennt, der versteht jene Zeit nicht. Wie es kam, daß diese Stimmung der Generation eigen war — wer will sich unterfangen, dieß zu erklären? Es gehen große geistige Strömungen durch die Menschenwelt und durch die einzelnen Völker hin, deren Ursprung sich in die Tiefen der Schöpfung zurückzieht, und deren Vorzeichen und Symptomen wir nachgehen können, deren letzten Quell wir aber nicht zu entdecken vermögen — die Weisen meinen, die Welt entwickle sich und schreite vorwärts, während sie von Gott dem Herrn entwickelt und ihr der Weg gewiesen wird.

Eine der Spitzen jener poetischen Stimmung, und zwar die höchste dieser Spitzen, war Goethe; er war als einer der Spieler an die neu besaitete Harfe der Seele seiner Zeitgenossen gestellt, und als einer der begabtesten, in dessen Seele die Melodieen lebten, zu deren Hervorbringung jene Saiten fähig waren. Die besondere Gabe aber, welche diesem Dichter verliehen war, bestand darin, daß er, um es scheinbar paradox, aber möglichst kurz auszudrücken, nicht mit Worten, sondern mit Sachen dichtete. Das Wesen seiner Poesie ist Plastik, ist, bis herab auf die unbedeutenderen, ja auf die verfehlten Produktionen, Gestaltendarstellung; seiner Dichtung kommt die Eigenschaft zu, „die Wirklichkeit zu verklären“, das heißt, allezeit den Menschen als ganze Person zu faßen, nicht nach einzelnen Seiten, als bloßer „Charakter“ oder wie man das sonst nennen will, und die Zustände dieses wahren und ganzen Menschen einerseits als Ausflüße seines wahren und ganzen wiewol unergründlichen Ich, andererseits aber so darzustellen, daß „die Zeugen menschlicher Bedürftigkeit ausgestoßen“ werden, daß die Unruhe und Hast, die Unstätheit und Unklarheit der Stimmungen, Gefühle und Leidenschaften nicht Teil bekommt an der Darstellung, geschweige daß sie Mittelpunkt der Darstellung würde; sie wird überwunden durch die schöpferische Macht des Künstlers, welche die gährende Unruhe des irdischen Stoffes durch die erhabene Ruhe der Form zu bewältigen versteht.

Daß diese Eigenschaften das Wesen aller ächten Poesie ausmachen, wird, wenn auch selten erkannt, doch nicht geläugnet werden können; williger wird man zugeben, daß diese Eigenschaften Eigentümlichkeiten der Dichtung Goethes seien, und daß sie dieselben nicht nur von der Poesie der hinter Goethe liegenden zwei oder vielmehr fünf Jahr-

hunderte, sondern auch von der Poesie seiner Zeitgenoßen, namentlich Schillers auf das Bestimmteste unterscheiden. Weit weniger, ja am allerwenigsten geneigt aber wird man sein, anzuerkennen, daß in diesen Eigenschaften auch das Verbindungsglied zwischen Poesie und Religion und zwar nicht einer beliebigen Religion, sondern der Religion, der Offenbarung, liege und unschwer gefunden werden könne. Charakteristisch, aber eben aus dem Gesagten unmittelbar sich ergebend ist es, daß der Rationalismus und vollends die dem Rationalismus vorausgehende Aufklärung sich von Goethe abgestoßen fühlte, und zwar um so stärker, je abstrakter und selbstgenügsamer der Rationalismus war. Daraus erklärt sich aber auch die auf den ersten Blick höchst paradoxe Erscheinung, daß im zweiten und besonders im dritten, teilweise auch noch im vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Goethes Dichtung für sehr viele der Begabteren ein Vehekil zum Verständnisse der Offenbarung, zur Annahme des Evangeliums gewesen ist; heut zu Tage stehen die Gegensätze anders als damals, und vor Allem ist die dichterische Gesamtstimmung, welche noch aus dem vorigen Jahrhundert herüberreichte, erloschen, so daß Goethes Dichtung der jetzigen Welt, etwa Einzelne ausgenommen, diesen Dienst nicht mehr zu leisten vermag. Am bestimmtesten zeigt sich diese Natur der Dichtung Goethes in seinen kleinen lyrischen Produkten, und zwar hier gleichmäßig in den allerfrühesten, wie in den allerspätesten Gedichten, sodann am Faust (erster Teil) und an Hermann und Dorothea, weiter am Götz und am Werther; ganz untreu aber ist auch in den schwächsten Produktionen Goethe der ihm verliehenen Gabe niemals geworden, nicht einmal im zweiten Teil des Faust, welcher allerdings von der der rechten Dichtung diametral gegenüberstehenden Willkür-, ja Tendenz-Poesie teilweise überstark affiziert ist. [Zu] einer gehörigen, diese Tiefen der Goetheschen Dichtung aufschließenden und dieselbe durch alle ihre einzelnen Erscheinungen begleitenden Würdigung der Dichtung des Meisters [scheint erst innerhalb des letzten Dezenniums endlich die] Zeit [herangekommen; doch] muß noch [immer] weit mehr als bisher geschehen von dem Dichter selbst gelernt werden, ihm gegenüber alle eigenen, besonderen Ansprüche aufzugeben, das Heranziehen des Dichters auf den Standpunkt des Beurteilers fallen zu laßen, dagegen dem Objekt in seiner vollen Wahrheit und Unmittelbarkeit Einwirkung auf sich zu verstatten.

Einen sehr bedenklichen Weg aber, zur Würdigung der Goetheschen Dichtung zu gelangen, hat man nach Goethes Tod eingeschlagen: man meint, durch Erspürung der speziellen und speziellsten Anläße, welche den einzelnen Dichtungen und Dichtungsstellen zum Grunde liegen, ein Verständnis der Goetheschen Dichtung als solcher zu erreichen, und erklärt die Erreichung eines Verständnisses ohne Kenntnis dieser historischen Spezialitäten für unmöglich. Die Anläße der Dichtung aber sind nicht Ursprünge der Dichtung, und wer den Dichter als solchen nur aus der Kenntnis der Veranlaßungen seiner Poesieen begreifen zu können meint, der spielt die Rolle des Kammerdieners bei einem großen Herrscher. Verkehrter freilich ist noch die, besonders auf Faust angewendete Erklärungsweise, Ideen, d. h. philosophische Gedanken der Dichtung zum Grunde legen zu wollen, wobei die Dichtung als solche schlechthin zu Grunde geht. Irren wir nicht ganz, so ist namentlich die Erklärung des Faust auf dem Wege, aber auch nicht mehr, zwischen den beiden Extremen einer dürren philosophischen Interpretation (Rosenkranz, Weiße, Vischer, Rinne u. A.) und einer minutiösen holländisch-philologisch-historischen Erörterung (Düntzer, Viehoff u. A.) zu der richtigen Erklärungsweise zu gelangen; wir haben hierbei Köstlins Schrift: „Goethes Faust, seine Kritiker und Ausleger, 1860", so wie die den christlichen Standpunkt vertretende Schrift von Otto Vilmar*): „Zum Verständnisse Goethes, 1860" [4. Auflage, Marburg, Elwertsche Verlags-Buchhandlung, 1879] im Auge. Inzwischen müßen wir auf das Allerbestimmteste geltend machen, daß ein volles Verständnis des Faust — immer den ersten Teil gemeint — nur von dem werde erreicht werden, welcher ein Verständnis hat von dem „Gegensatze zwischen Himmel und Hölle, von dem das ganze Drama getragen wird". Auf das Bestimmteste müßen wir geltend machen, daß, da der christliche Standpunkt der höchste ist, welcher für die Menschheit möglich, auch einzig und allein von diesem Standpunkte aus eine vollständige Würdigung, weil ein vollständiges Verständnis, der Goetheschen Poesie, wie aller Poesie, möglich ist; — mit der akutesten Entschiedenheit muß der Satz verworfen werden, es trage die Kunst ihren Zweck, folglich auch die einzig giltige Basis ihrer Beurteilung in sich selbst — ein Satz, welcher einer sehr untergeordneten Betrachtungsweise angehört und, konsequent verfolgt, zu pantheistischer Plattheit, zuletzt zur Albernheit führt.

[*) Gest. 6. April 1860.]

Auf der anderen Seite müßen wir mit nicht geringerer Entschiedenheit uns dagegen verwahren, als sei vom Standpunkte der christlichen Kirche aus Goethes Poesie im Ganzen verwerflich — eine Ansicht, welche konsequent dahin führen muß, alle Poesie, welche nicht Hymnik ist, als heidnisch und sündlich zu verwerfen. Diese Ansicht gehört erst der neueren, von der Kirche sich abwendenden und der subjektiven Frömmigkeit ausschließlich sich zuwendenden Zeit, dem Pietismus, an; die christliche Kirche hat niemals die Poesie als solche und im Ganzen verworfen und kann auch Goethes Dichtung unmöglich an sich und im Ganzen verwerfen. Die geistige Anschauung der Welt ist von der Kirche so wenig verboten, wie die sinnliche Anschauung derselben; es ist nicht verboten und kann nicht verboten sein, die Welt anzuschauen und darzustellen, wie sie ist; es kann mithin auch nicht verboten sein, die Sünde darzustellen, wie sie ist, in ihrer reinen Form. Das aber eben ist Poesie, und es stellt die Kirche keine andere Forderung an die Poesie, als die, daß sie wahr sei, daß sie die reine Form der Weltanschauung, der Weltfreude und des Weltleides, des Suchens und Zweifelns, des Irrens und der Rückkehr, wie des Fallens und Untergehens, zur vollen Erscheinung bringe. Allezeit steht aber eben darum die Naturpoesie, die reale, die objektive Dichtung der christlichen Anschauung und der Kirche näher, als die subjektive und rhetorische Poesie.

Hiernach kann es nicht einmal gebilligt werden, wenn man Goethes Wahlverwandtschaften unbedingt verwerfen will; ehe ich heilen kann, muß ich die ethischen Krankheitszustände, wie sie in der Welt der Sünde durch die Kultur hervorgerufen werden, in ihrer reinen Erscheinung kennen — sie müßen sich aussprechen, wie sie sind, als Krankheitszustände, nicht wie sie sein möchten oder sein sollten, und dieß geschieht in den Wahlverwandtschaften mit einer hin und wieder großartigen Objektivität. Daß man an den Wahlverwandtschaften Aergernis nehmen könne, sind wir nicht im Entferntesten Willens, zu läugnen; daß sie aber an und für sich ein Aergernis, ein sogenanntes böses Beispiel, seien, können wir im Allgemeinen nicht zugeben. Weit mehr gilt dies von Werthers Leiden, weil hier, was den Selbstmord betrifft, keineswegs allein die Form, sondern umgekehrt fast allein der Stoff der Sünde dargestellt wird. Doch, wir haben hier nicht eine Beurteilung der Werke unseres großen Dichters im Einzelnen geben, sondern nur deren dichterische Bedeutung und die Grund-

züge einer richtigen Beurteilung derselben im Allgemeinen skizzieren wollen, verlaßen mithin diesen Gegenstand, um uns zu einem anderen zu wenden, für dessen Erörterung die eben angestellten Betrachtungen zum Teil die Grundlage bilden müßen.

d. Goethes persönlicher Charakter und seine Stellung zur Welt.

Aus dem soeben mehr Skizzierten als Ausgeführten ergiebt sich, daß es einen Standpunkt geben müße, von welchem die Dichtung an sich, abgesehen von der Persönlichkeit des Dichters und der konkreten Veranlaßungen zu seinen Dichtungen, betrachtet wird und daß wir diesen Standpunkt für den höchsten auf dem Gebiete der Poesie ansehen; wir haben uns deshalb bisher aller Beziehungen der Goetheschen Dichtung auf die Person des Dichters enthalten. Aber es ist nicht allein unsere Aufgabe, die Dichtung, sondern auch den Dichter zu schildern, auch sind wir keineswegs gemeint, dafür einzutreten, als müße der Dichter bei der Erwägung seiner Dichtungen außer allem Anschlag bleiben. Im Gegenteil sind wir den Materialbeschaffern, wie namentlich Düntzer, sodann Viehoff u. A. für ihre mühseligen und akuraten Arbeiten in hohem Grade dankbar, indes dienen dieselben doch nur dem wißenschaftlichen Verständnisse in direkter Weise, nicht dem poetischen Verständnis: sie weisen auf, wie eine dichterisch begabte Seele durch ihre Anlagen und ihre äußeren Verhältnisse zur Verwendung ihrer Gaben gelange, haben also allerdings ein hohes psychologisches, aber nicht ein poetisches Interesse. Jeder, der nur irgend einmal wirklich gedichtet hat, wird die Zumutung mit großer Entschiedenheit abweisen, die Haltung seiner Gedichte im Ganzen oder gar jede Strophe, jede Zeile, jedes Wort auf eine bestimmte greifbare Veranlaßung zurückzuführen, wenn ihm auch der Anstoß zu jedem seiner Gedichte aus einer allerdings sichtbaren und greifbaren Begebenheit aus seinem Lebensgange, aus seinen Bildungsstufen oder aus seinen Studien gekommen ist. Der Quell der Dichtung liegt tiefer als alle äußern Veranlaßungen und als alle Wirkungen derselben auf die dichtende Psyche; diese laßen sich nachweisen und historisch und begreiflich darstellen, laßen sich lehren; das Verständnis der Poesie selbst läßt sich nicht lehren, sondern nur aus einer Seele in die andere verpflanzen. Jenem psychologischen Interesse sollen denn auch die jetzt folgenden Bemerkungen dienen.

Goethes dichterische Naturgaben wurden in seltener Weise durch entsprechende äußere Verhältnisse unterstützt. In Wohlhabenheit geboren und einem sehr angesehenen Familienkreise von seiner Mutter her — die oben angegebene Stellung des Großvaters Textor wiegt, wie Jeder wißen wird, welcher das alte Frankfurt kennt, sehr schwer — angehörig, unter den Ersten, ohne der Erste zu sein, hatte er mit den Höchstgestellten in der Welt den Vorzug gemein, die Dinge sehen zu können, wie sie wirklich sind, ohne den Nachteil dieser Stellung der Vornehmsten daneben zu haben: abgetrennt von den Dingen und von den Menschen, außer direktem Verkehr mit denselben zu stehen. Niedriger Stand, Mangel, Not und das Sich-Emporarbeiten aus diesen Zuständen verschiebt allezeit dem Auge des in denselben Befangenen die wirkliche Lage der Dinge. Goethe hat diese Trübung seiner Gaben von Jugend auf und durch sein ganzes Leben nicht erfahren; niemals ist er, auch nicht auf kurze Zeit nur, aus seiner Bahn durch die Lebensverhältnisse verdrängt worden — ein Unstern, der so viele, auch die Begabtesten verfolgt und sie hindert, etwas Ganzes zu werden, etwas Ganzes darzustellen. Er gehört entschieden zu den sogenannten Glücklichen [; was er selber freilich nicht finden konnte. „Seit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr", äußerte er 1814 dem Kanzler Müller gegenüber, „habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt". Und ergreifend sprach er in einem Briefe an Christian Rauch vom 21. Okt. 1827 seine großartige ethische Resignation aus: „Auch mir in einem langen Leben sind Ereigniße begegnet, die, aus glänzenden Zuständen, eine Reihe von Unglück mir in anderen entwickelten; ja, es giebt so grausame Augenblicke, an welchen man die Kürze des Lebens für die höchste Wohltat halten möchte, um eine unerträgliche Qual nicht übermäßig lange zu empfinden. Viele Leidende sind vor mir hingegangen, mir aber war die Pflicht auferlegt, auszudauern und eine Folge von Freude und Schmerz zu ertragen, wovon das Einzelne wohl schon hätte tötlich sein können. In solchen Fällen blieb nichts weiter übrig, als alles, was mir jedesmal von Tätigkeit übrig blieb, abermals auf das regsamste hervorzurufen und, gleich einem, der in einen verderblichen Krieg verwickelt ist, den Kampf so im Nachteil als Vorteil kräftig fortzusetzen. Und so hab ich mich bis auf den heutigen Tag durchgeschlagen, wo dem höchsten Glück, das den Menschen über sich selbst erheben möchte, immer noch so viel Mäßigendes beigemischt ist, welches mich von Stunde zur Stunde mir selbst angehörig zu sein ermahnt

und nötigt. Und wenn ich für mich selbst, um gegen das, was man Tücke des Schicksals zu nennen berechtigt ist, im Gleichgewicht zu bleiben, kein ander Mittel zu finden wußte, so wird es gewiß Jedem heilsam werden, der, von der Natur zu edler, freischaffender Tätigkeit bestimmt, das widerwärtige Gefühl unvorhergesehener Hemmung durch eine frisch sich erprobende Kraft zu beseitigen und, insofern es dem Menschen gegeben ist, sich wieder herzustellen trachtet."] Die Objektivität war ihm angeboren und sie wurde durch seine Lebensverhältnisse von der Geburt bis zum Tode auf das Freigiebigste unterstützt. Dahin ist auch auf das Bestimmteste seine Berufung nach Weimar zu rechnen; er würde, in Frankfurt als Advokat oder als Partikulier geblieben, „sein Leben lang ein Kind geblieben sein", wie er das selbst sagt, und wie das bei vielen Begabten der Fall ist, welche, den regierenden Sphären fern geblieben, stets etwas Unfertiges, Scholastisches an sich tragen. Aber diese angeborne Seelenstellung, zumal wenn dieselbe, wie bei Goethe, durch die Lebensverhältnisse begünstigt wird, hat auch ihre ethischen Gefahren; zunächst die, die Gabe mit der Individualität zu verwechseln, auch die individuellen Verhältnisse nur objektiv aufzufaßen, auch die konkreten Personen nicht als lebendige Glieder Eines Leibes, wozu man gleichfalls gehört, sondern nur als Gestalten zu behandeln — es ist die Gefahr der Herzenskühlheit, die Gefahr der menschlichen, vollends der christlichen Liebe zu ermangeln. Und Goethe hat diese Gefahr nicht ganz vermieden. Eine der ihm nahe stehenden Personen, Johanne Fahlmer, Schlossers zweite Gattin nach dem Tode der Kornelia Goethe, hat dieß mit großer Bestimmtheit erkannt und mit fast vollkommener Klarheit [in einem Augenblicke der Verstimmung] ausgesprochen: „Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden." (Brief vom 31. Oktober 1779 an F. H. Jacobi über die Woldemar-Szene, im Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, S. 58. 59). Und ähnlich, aber, wie der Zusammenhang zeigt, genau auf denselben Punkt zielend, sagt [die als frühere Geliebte Goethes über seine Neigung zu Christiane Vulpius aufgebrachte und eben nicht unparteiisch urteilende] Frau v. Stein: „Der arme Goethe, der lauter edle Umgebungen hätte

haben sollen! Doch hat auch er zwei Naturen" (Brief an ihren Sohn vom 15. Januar 1806 in Ebers und Kahlerts Briefe ꝛc. S. 169.

[Freilich stehen diesen beiden Urteilen zahlreiche andere von den verschiedensten und genauesten Kennern aller Verhältniße, wie Merck, Wieland, Lavater, Boie, Lotte Schiller gegenüber, in denen einstimmig Goethes innige Herzensteilnahme und wahrhaft christliche Nächstenliebe erkannt und bewundert wird. So hat Schlosser, der Gatte von Johanna Fahlmer, das Urteil über Goethe ausgesprochen: „Sein Herz ist so edel als eins. Wenn er einmal in der Welt glücklich wird, so wird er tausende glücklich machen; und wird ers nie, so wird er immer ein Meteor bleiben, an dem sich unsere Zeitgenossen begaffen und unsere Kinder wärmen werden." Und Joh. Heinr. Merck, der scharfe Beurteiler, der wie kein anderer Goethe kannte, sagte: „Das ganze Geheimnis, warum Goethe, wie er ist, unentbehrlich ist, das ist seine wahre Liebe gegen die Menschen, mit denen er lebt, und darin wird es ihm niemand gleichthun" (vgl. das Gedicht „Harzreise" und seine Veranlassung). Von Jung-Stilling aber stammt das Urteil: „Goethes Herz, das nur wenige kannten, war so groß wie sein Verstand, den alle kannten."]

Dieser ethische Mangel in Goethes Seele ist nun der ihm so oft von den Gegnern vorgeworfene Egoismus, und es kann jener Mangel wirklich zum Egoismus führen, hat auch bei Goethe hin und wieder in der Tat dazu geführt, aber es ist weder von den Gegnern, noch von seinen Freunden jemals versucht worden, diesen „Egoismus" auf seine Wurzel zurückzuführen und mit dem Ganzen des Charakters in organische Verbindung zu setzen. Auch die oft mit großem Unverstande erwähnte „Vornehmheit" Goethes gehört hierher, doch nur zum Teil, denn daß er sich nicht täglich von einer Schaar unbekannter Neugierigen konnte und wollte überlaufen und anstarren laßen, begreift ein Jeder, der nicht eben selbst ein solcher unberufener Neugieriger ist. [Wie freundlich er aber wirklich teilnehmenden Besuchern entgegen kam, ist vor den Klagen und Verläumdungen unverschämt Anmaßender, zu denen auch der jüdische Sänger des Lauberhüttenfestes, Herr Henri Heine gehörte, ganz übersehen worden; erst neuerdings sind einige Schilderungen der von Goethe freundlich Empfangenen bekannt geworden: G. Parthey, „ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe", Berlin 1883; F. Th. Bratanek, „Zwei Polen in Weimar. Ein Beitrag zur Goethelitteratur aus polnischen Briefen

übersetzt" Weimar 1870]. Dagegen werden wir zu bemerken kaum nötig haben, daß jener ethische Mangel die nächsten Berührungspunkte mit der in der Zeit liegenden Schrankenlosigkeit und Ungebundenheit darbot, eine Zeiteigenschaft, welche der oben bezeichneten poetischen Grundstimmung der damaligen Welt parallel lief und großenteils sogar durch dieselbe bedingt wurde — Zustände, auf die wir hier nur hinweisen dürfen. Auch dieser Ungebundenheit ist Goethe verfallen, in sozialer Beziehung, das Verhältnis zum weiblichen Geschlecht ausgenommen, nur in der Jugend, in religiöser Beziehung während seines ganzen Lebens.

Dieß eben bezeichnete Verhältnis, das zu den Frauen, müßen wir jetzt kurz erörtern und daran Goethes persönlichen Charakter und seine Stellung zur Welt im Besonderen anschaulich zu machen suchen [Goethe und die Liebe. Zwei Vorträge von K. J. Schröer. Heilbronn 1884]. Das noch kindische Verhältnis zu Gretchen [sie wohnte in der Nähe der Petrikirche; H. Düntzer, „Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken", 2 Bde., Leipzig 1885], hat auf Goethes Lebensstellung und Dichtung, außer daß er den Namen des Mädchens in den Faust aufnahm, keinen Einfluß gehabt, aber offen genug stellt er selbst dieses Verhältnis so dar, daß dasselbe als ein Ausfluß der Ungebundenheit erscheint, welche seine Lebensstellung mit sich brachte. Weit stärker tritt diese Ungebundenheit, aber auch jener Mangel an Liebe heraus in dem Verhältnis zu Katharina Schönkopf in Leipzig, [die] Tochter des [Wein]wirts [Chr. G. Schönkopf, welche später einen Dr. Kanne heiratete] und in dem Verkehr mit den leichtfertigen Dirnen dieser Stadt [Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—1786. Zum erstenmal herausgegeben von A. Schöll, Weimar 1846]; „die Laune des Verliebten" ist bekanntlich eine, wenn auch an Wert sehr geringe, Abschuppung jenes Verhältnisses zu seinem „ersten Mädchen", wie er Käthchen selbst nennt. Die erste wahre psychische Liebe war die zu Friederike Brion zu Sesenheim, unvermählt gestorben zu Meißenheim in Baden im November 1813. Goethe hat sie uns selbst, reizend, aber auch ohne Zweifel wahr, beschrieben, und wir haben über dieses Verhältnis nur das anzumerken daß dasselbe den Nachspürern den ersten und mächtigsten Reiz gewährte, allen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten in Goethes Leben nachzugehen und darüber zu fabeln und zu klatschen. Das Letztere that in der unehrenhaftesten Weise Prof. Näke in Bonn, das Andere Frdr.

Pfeiffer, welcher ein eigenes „Sesenheimer Liederbuch“ aus Goetheschen und Nicht-Goetheschen Liedern zusammenfabelte, d. h. unterschob. [Die Litteratur über Friederike ist seitdem mächtig angeschwollen. Eine Bibliographie derselben stellte A. Moschkau 1879 (Leipzig) zusammen; die beste Monographie ist die des Sessenheimer Pfarrers Ph. Ferd. Lucius „Friederike Brion von Sessenheim: Geschichtliche Mitteilungen“, 2. Aufl. Straßburg 1878.] Die Frage aber wird als eine ungelöste stets von Neuem aufgeworfen: warum Goethe dieses freilich nur auf den Verkehr von wenigen Tagen, auf ein dreimaliges Zusammensein gegründete, aber innige und reine Verhältnis gelöst habe? wie ihm dies möglich gewesen? Die Antwort darauf liegt unseres Bedünkens schon in dem oben von uns Bemerkten; doch müßen wir noch etwas hinzufügen. Es war das Verhältnis für Goethe zunächst ein poetisches und der Zauber der Poesie war durch das Zusammensein in Straßburg zerstört, nun machte das Leben seine Rechte an ihn geltend, und wie die mitleidlose Gewalt des zerstörenden Weltlaufs gegenüber der völligen Hoffnungslosigkeit eines liebenden Frauenherzens einst in dem wunderbaren Volksliede: „Ich stund an einem Morgen“ in erschütternder Weise war dargestellt worden, so tritt uns hier ein Mädchenherz entgegen, hoffnungsloser Vereinsamung überlassen durch die unabweisbare Verfolgung des Berufes, welcher dem Manne geworden war. Ein rührendes Idyll — ja! aber doch ist weder in jenem Volksliede, noch in unserm Idyll der Mann nicht im strengen Sinne untreu oder wankelmütig, nicht einmal gleichgültig oder kalt; — er geht den Weg des Mannes: sein Geschick, richtiger: seine wahre Bestimmung ruft ihn auf zum Wandern und Dahinziehen — hin nach dem fernen Ziele, bis zu welchem das Mädchen nicht folgen kann. Dieß hat auch Goethe in seiner Weise, die leicht wunderlich erscheinen kann, durch die angebliche Vision seiner eigenen Person „im hechtgrauen Kleide“ für diejenigen, welche mit zu lieben und mit zu dichten verstehen, verständlich genug angedeutet. Dennoch muß Goethe den Stachel der Untreue gefühlt haben, denn nach seinen eigenen Andeutungen ist Friederike in der Marie im Götz [und im Klavigo] wiedergespiegelt.

Nicht viel anders verhält es sich mit Charlotte Buff zu Wetzlar, vermählt an den Archivrat Kestner zu Hannover 1773, † 16. Januar 1828, zu welcher die Neigung des Dichters allerdings tiefer gieng, als zu Friederike, die aber dennoch wiederum eine poetische

Neigung war; dießmal wechselten die Rollen: Goethe riß sich mit tiefem Schmerze los, aber er riß sich los in edler Weise und objektivierte sich seine Neigung und seinen Schmerz in Werther.

Noch tiefer gieng seine Liebe zu Lili, Anna Elisabet Schönemann, geb. 23. Juni 1758, vermählt 25. August 1778 mit Bernhard Friedrich Freiherrn v. Türckheim in Straßburg, Maire daselbst, 1808 großherzoglich badischer Finanzminister († 10. Juli 1831), aus welcher Ehe eine zahlreiche Nachkommenschaft entsproßen ist[1]), und gestorben 6. Mai 1817. Wir müßen in diesem Punkte sämtlichen Biographen Goethes entschieden widersprechen. Goethe hat wirklich, wie er zu Eckermann gesagt hat, Lili tief, wie keine Andere vorher und nachher, geliebt, und ist von Lili — wofür uns briefliche Dokumente von unzweifelhafter Autorität vorliegen — tief und innig geliebt worden; sie hat ihr Leben lang „mit religiöser Verehrung an seinem Bilde gehangen", hat sich als „sein Geschöpf" betrachtet, weil sie „seinem Edelsinn den Anstoß für ihre geistige Ausbildung und für ihren Beruf an der Seite eines würdigen Gatten und ihre sittliche Haltung verdanke", so daß ihr ihr Verhältnis zu Goethe „nur beseligende Erinnerungen darbiete". Goethe hat sich nicht etwa „später getäuscht" über dieses Verhältnis, und zerbrochen ist es worden weder durch seine, noch durch Lilis aktive Schuld, sondern durch fremde Eingriffe, denen sich freilich Goethes Objektivität nicht mit Nachdruck widersetzte. Diese Passivität Goethes könnte sich hinreichend daraus erklären, daß Goethe seine Liebe bereits in Liedern objektivirt, also mit der poetischen Seite derselben abgeschlossen hatte; indes möge es erlaubt sein, noch ein Anderes andeutungsweise mit der Bemerkung zu berühren, daß Lili damals Goethe gegenüber allzu unselbstständig war. Darauf kann sich auch die spottende Bezeichnung beziehen, welche Goethe ihr gibt, als er erzählt, daß er sie fünf Jahre später als Verheiratete wieder gesehen habe („schöner Grasaffe"), wiewol dieß auch eine Verdeckung der noch immer vorhandenen Neigung sein kann. Daß übrigens die Liebe zu Lili wenigstens auf gleiche Stufe mit der Liebe zu Friederike

1) Eine Urenkelin von Lili ist u. a. die Gemahlin des Grafen Edmund Pourtalès, geb. v. Bussierre. [Lilis Bild geschichtlich entworfen von Grafen Ferd. Eckbrecht v. Dürkheim mit einem Anhang aus Lilis Briefwechsel. Nördlingen 1879.]

zu setzen, und wenn diese Liebe eine wahre war, auch die Liebe zu Lili eine wahre gewesen ist, sollten gerechte Biographen aus den Goetheschen Liedern an Lili doch wol entnehmen können. Auch die Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg (Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg [2. Aufl. Leipzig 1881]) geben unzweideutiges Zeugnis von einer leidenschaftlichen Liebe zu Lili; nicht aber hätten die Biographen aus den eben genannten Briefen auch eine Liebe zu der Gräfin Auguste machen sollen; Auguste vertritt nur Lili in der leidenschaftlich erregten Phantasie Goethes, ist so zu sagen die andere Seite von Lili, wie das ja in ähnlichen leidenschaftlichen Verhältnissen gar oft vorkommt. [Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit. Studien zum Leben des Dichters von H. Düntzer. Stuttgart 1852.]

Weit bedenklicher werden die Verhältnisse Goethes zu den Frauen mit dem Leben in Weimar. Das zehn Jahre dauernde Verhältnis zu Frau v. Stein — Charlotte Albine Ernestine, geb. v. Schardt, geboren 1742, vermählt 1764 mit dem Oberstallmeister v. Stein, gestorben 6. Januar 1827 — die fast acht Jahre älter als Goethe und Mutter von sieben Kindern war, als Goethe sie kennen lernte, hat — offen betrieben, von der Frau v. Stein, wenn auch in strengen Schranken gehalten, woran zu zweifeln wir keinen Anlaß nehmen wollen, doch sorgsam und eifrig gepflegt, von dem Ehemann geduldet, — etwas so tief Verletzendes, daß wir kaum eine Entschuldigung dafür aufzubringen wißen. Die Erkärung für dasselbe liegt in der rücksichtslosesten Ungebundenheit der damaligen Zeit und Goethes insbesondere, nur wird damit die Dauer dieses Verhältnisses nicht aufgehellt, und es bleibt für jetzt nichts als die triviale Auskunft übrig, daß die Schranken, welche die geistig hoch begabte Frau v. Stein zu ziehen wußte, den Reiz des Verhältnisses stets erneuert haben mögen. Das Gerücht gieng in der allerbestimmtesten und speziellsten Weise, wie auch in Schillers Briefwechsel mit Körner kurz angedeutet, aus der persönlichen Kunde eines Mitlebenden noch bei Lebzeiten der Frau im Detail mitgeteilt worden, daß die Scheidung der Frau v. Stein und ihre Verheiratung mit Goethe eine von beiden Seiten beabsichtigte Sache gewesen, aber an Umständen gescheitert seien, welche nicht weniger bedenklich gewesen, als das Verhältnis selbst, und daß hierin die Veranlaßung zu der plötzlichen Abreise Goethes nach Italien gelegen habe. Wir besprechen diese Sache, weil nun einmal Goethes Briefe an die Stein herausgegeben worden sind (Goethes Briefe an Frau

v. Stein aus dem Jahre 1776 bis 1826 [zum erstemal herausgegeben durch A. Schöll] 3 Bde. Weimar 1848—1851 [2. vervollständigte Aufl. bearbeitet von W. Firlitz 2 Bde. Frankfurt 1883—1885. Charlotte v. Stein, Goethes Freundin. Ein Lebensbild mit Benutzung der Familienpapiere entworfen von H. Düntzer, 2 Bde. Stuttgart 1874.]) Trotz der manchen wunderbar dichterischen Stellen, welche sie enthalten, wäre es beßer gewesen, sie nach Platens Rat mit Nacht bedeckt zu laßen. Möge nicht spätere Neugier und Rohheit auch die Briefe der Stein, welche noch vorhanden sein sollen, veröffentlichen.

Neben dieser Liebe zu Frau v. Stein, in den Dichtungen Lida, giengen jedoch zahlreiche andere Liebschaften her, wie das Goethe in der spätesten Zeit seines Lebens anerkannte: „Es seien die ersten Zeiten seines Weimarer Aufenthaltes durch Liebschaften getrübt gewesen. „Auch hierin täuschte sich Goethe nicht, wie doch seine Biographen seltsamer Weise annehmen. Und diese Liebschaften waren nicht selten gemeiner, unsauberer Art. Die bekannteste unter denselben, und zwar von der letzteren Art, ist die mit der Schauspielerin Korona Schröter, geboren 1760, vergeßen und verlaßen zu Ilmenau gestorben am 23. August 1802, welche Liebschaft früher entweder überhaupt oder doch als eine unsaubere mitunter geläugnet [Charlotte v. Stein und Korona Schröter. Eine Verteidigung von H. Düntzer. Stuttgart 1876. Vor hundert Jahren. Mitteilungen über Weimar. Goethe und Korona Schröter von R. Keil. 2 Bde. Leipzig 1875], meist ignoriert, jetzt wenigstens von Diezmann im Weimar-Album in ihrer letzteren Eigenschaft anerkannt worden ist.

Nach der italienischen Reise war der Zauber einer psychischen und poetischen Liebe für Goethe gänzlich durchbrochen: die Nachfolgerin von Friederike, Charlotte, Lili und der zweiten Charlotte wurde Cristiane Vulpius, die Haushälterin, die „Demoiselle“, von welcher die Elegieen erzählen, und durch welche Frau v. Stein in heftigen Widerwillen, der freilich auch von heftiger Eifersucht eingegeben war, von Goethe abgewendet wurde. Mit ihr hat Goethe auch seinerseits der Genieperiode ihren Zoll vollständig entrichtet.

Erst im höheren, ja im Greisenalter, trat die Dichterliebe, wie es auch sonst wol geschieht, wieder hervor: 1807 zu Wilhelmine (Minna) Herzlieb aus Züllichau, die Ottilie der Wahlverwandtschaften, welcher die Sonette gewidmet sind, die Bettina v. Arnim mit einer auffallenden Naivität als auf sich bezogen, ja als von ihr

Goethe inspirirt der Welt glauben machen wollte, während Goethe zuverläßig in einem Liebesverhältnis zu ihr nicht gestanden hat [; 1815 zu Marianne von Willemer, der Suleika des westöstlichen Divans; Briefwechsel zwischen Goethe und M. v. Willemer herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Th. und W. Creiznach 2. Aufl. Stuttgart 1878]; und endlich 1823 zu Fräulein v. Lewetzow, [der Heldin der Marienbader Elegie (Trilogie der Leidenschaft)].

Wenden wir uns zu dem Verhältnis Goethes zur Gesellschaft, so bemerken wir zum Voraus, daß eine Darstellung seines Verhältnisses zu allen oder auch nur zu den bedeutendsten Personen seiner Zeit und Umgebung (Jung-Stilling, Lavater, Merck, Jacobi, Wieland, Herder, Knebel, Schiller, Zelter u. s. w.) als den hier zulässigen Raum weit überschreitend, nicht in unserer Absicht liegt; im Allgemeinen aber wird uns aus dem Verkehr Goethes mit den eben genannten und anderen Personen jene Herzenskühle, von der wir früher sprachen, fühlbar genug anwehen. Allerdings ist aus manchen hier einschlagenden Ereignissen und Zuständen mehr gemacht worden, als sie verdienten, z. B. aus dem Annageln von Jacobis Woldemar im August 1779, welches von Jacobi in den Gleimschen, damals in vollster Ausdehnung herrschenden Stimmung des Leben und Lebenlaßens viel zu empfindlich aufgenommen wurde, aber im Ganzen wird es dabei bleiben, daß die Individuen für Goethe entweder nur oder doch zunächst Interesse hatten, soweit sie ihm Gestalten waren, wie er z. B. den Briefwechsel mit Zelter [in den letzten paar Jahren seines Lebens] in der bestimmten Absicht führte, daß diese Briefe veröffentlicht werden sollten.

Nur seine früheste Weimarer Zeit soll uns einen Augenblick beschäftigen. Goethe trug den Charakter der Genieperiode [A. F. C. Vilmar „Die Genieperiode", Marburg, Elwertsche Verlags-Buchhandlung 1872], wie längst bekannt war, aber durch die in neuerer Zeit aus dem Dunkel hervorgezogenen Briefe (z. B. seines Leipziger Genoßen Horn, auch Kestner) in einem nicht allezeit erfreulichen Detail uns vor Augen gestellt worden ist, innerlich und äußerlich in sehr ausgeprägter, für seine nächsten Umgebungen, selbst für seine besten Freunde nicht selten widerlicher Weise an sich — will man Goethe als Genie nach Innen kennen lernen, so braucht man nur die wenigen Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg zu lesen, bei deren Lesen uns wahrhaft wüst zu Sinne werden kann; will man ihn als Genie nach Außen hin

bekannt machen, so lese man, was über die ersten Jahre der Weimarer Zeit nach und nach veröffentlicht worden ist. Starkes Selbstgefühl — beruhend übrigens auf dem Bewußtsein von wahrer geistiger Ueberlegenheit, wodurch sich denn doch Goethe von den übrigen Genies und Nachahmern bis auf unsere Zeit herab wesentlich unterscheidet — ließ ihn jede Sitte überschreiten, jede Form des Lebens durchbrechen, ihn aber auch geltend machen, daß diese Durchbrechung der Konvenienz zunächst von dem „Ersten im Staate" vollzogen werden müße, weil die Formen des Lebens, wie sie bestanden, nur aus der Laune Einzelner gefloßen seien, so daß der begabtere und mächtigere Einzelne dieselben zu zerstören berufen sei. Daß am Hofe fast täglich die unsinnigsten und halsbrechendsten Reitereien vorgenommen wurden, daß sehr starke, sehr laute und sehr ausgedehnte Trinkgelage sehr oft vorkamen, daß man öffentlich kindische Possen trieb und daß es auch an anstößigen, sehr offen betriebenen sogenannten Liebschaften ordinärster Art nicht fehlte — dieß wird nicht mehr geläugnet werden wollen, auch nicht, daß unter diesen Umständen die Regierungsgeschäfte die empfindlichste Not litten. Stellt man sich die Züge, auch nur die öffentlich gewordenen, aus dem Weimarer Hofleben der Jahre 1776 bis 1777 zusammen, so giebt daßelbe das unverkennbare Bild eines ziellosen, mitunter auch wüsten Studentenlebens. Daß ein solches aber für einen Hof, für einen regierenden Fürsten durchaus unziemlich sei, wird heut zu Tage wol Niemand bestreiten. So viel aber und nicht mehr ist damals über den Weimarer Hof tadelnd bemerkt worden, wie wir das aus persönlicher Mitteilung damals Mitlebender wißen; eben dieß ist auch der Inhalt der neuerlichst erst veröffentlichten Briefe Karl Siegmunds v. Seckendorf († 26. April 1785), welcher das Weimarer Leben von 1775—1784, sich in daßelbe findend, aber doch unangenehm durch daßelbe affiziert, mitgemacht hat; dieß wird der Inhalt der völlig gerechtfertigten Klagen der Herzogin Luise gewesen sein, dieß ist auch der Inhalt der Mitteilungen, welche Graf Görtz an den Hof des Statthalters zu Erfurt hat gelangen laßen. Es bedarf keiner „Verleumdungen", welche nach der ungerechtfertigten Meinung der meisten Biographen, über den Weimarer Hof und über Goethe namentlich durch den Grafen Görtz seien ausgestreut worden — die Sache spricht hinreichend für sich selbst. Wer den Grafen Eustach Görtz gekannt hat, weiß, mit welcher Sorgfalt und Vorsicht als ein Diplomat alter Schule er sich auszudrücken pflegte, und wenn er, wie noch in den letzten Jahren seines Lebens öfter geschehen, über

die Weimarer Verhältnisse jener Zeit sich zu äußern veranlaßt war, so hat er wol niemals ein Bedeutendes mehr gesagt, als „es war das Leben damals in Weimar für einen Hof unschicklich und für die Auctorität des gnädigsten Herrn ruinös;" — worin ihm jeder Unbefangene heute wie vor fast fünfzig Jahren beistimmen wird. [Diese Verhältniße erscheinen nun doch in einem wesentlich anderen und für Goethe viel günstigerem Lichte seit den Mitteilungen K. v. Beaulieu-Marconnay's „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch" Weimar 1874.] Karl Augusts Hof hat das erste Beispiel von der Vermischung des Fürstenlebens mit dem bürgerlichen Privatleben gegeben, und daß dieß eine der bedenklichsten Krankheiten auch noch unserer Zeit sei, wird man schwerlich bestreiten können; daß das landesherrliche Amt ein Amt, von Gott gegeben, und nicht für die Annehmlichkeiten des Privatlebens bestimmt sei, das ist damals zuerst wo nicht vergeßen, doch mit Bewußtsein in den Schatten gestellt worden.

Noch kürzer können wir uns über die Stellung Goethes zur Staatsverwaltung und Politik faßen. Ueber die erstere, so weit sie von Goethe geführt worden ist, läßt sich ohne Einsicht der Akten nicht urteilen, und es ist vorwitzig, ohne eine solche Einsicht dieselbe, wie geschehen, hoch erheben oder geradezu als verkehrt verwerfen zu wollen. [Dieselben sind doch wenigstens teilweise veröffentlicht: Goethe in amtlichen Verhältnißen aus den Akten dargestellt von seinem letzten Amtsgehilfen C. Vogel, Jena 1832; Fr. v. Müller „Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit", Weimar 1832. Goethe nahm es ungemein ernst mit seinen Amtspflichten, ja er kam denselben nicht ohne etwas Pedantismus in der Form nach.] Meist scheint dieselbe in der damals allgemein beliebten kleinen und oft kleinlichen Nützlichkeits-Administration bestanden zu haben, höhere Gesichtspunkte, von welchen dieselbe etwa ausgegangen wäre, sind [erst durch Schölls Mitteilungen „Goethe als Staats- und Geschäftsmann"] bekannt geworden. [Nach der italienischen Reise trat er von der Staatsleitung zurück, einerseits weil er manche der ihm vorschwebenden Ziele wirklich erreicht, andererseits weil er vieles ihm für das Land notwendig erscheinende bei Karl Augusts militärischen Neigungen nicht durchsetzen konnte. Wahrscheinlich hat Goethe auch auf die Schaffung des deutschen Fürstenbundes, dessen Seele Karl August war, viel bedeutender eingewirkt, als man bisher angenommen hat.] Für Goethe war seine Stellung

als Mitglied einer Landes-Regierung, wie wir oben schon bemerkten und die neueren Biographen endlich auch, in starkem Widerspruch mit allen früheren, anzuerkennen anfangen, in hohem Grade woltätig, wenn er sich auch durch die Regierungsgeschäfte, in die er sich mit der grösten Mühe einarbeiten mußte, belästigt und gedrückt fühlte. Noch dazu lag dieser Druck in eigentümlichen, durch den geringen Umfang des Landes bedingten Zuständen. Für den, welcher größere Staatsverhältnisse zu behandeln gehabt hat und zu überschauen vermag, hat es etwas unvertilgbar Lächerliches, den Geheimen Rat, Kammerpräsidenten und Direktor der Kriegskommission die Rekrutenaushebung in eigener Person besorgen zu sehen. Dergleichen Dinge mußten freilich niederdrücken und das poetische Vermögen dem Erlöschen nahe bringen. Goethes Stellung zur Politik ist ihm sehr oft und wol mit am härtesten zum Vorwurfe gemacht worden, indes haben sich diese Vorwürfe doch in der neueren Zeit, namentlich nach den Mitteilungen Goethes, welche H. Luden veröffentlichte [„Rückblicke in mein Leben" Jena 1847], sehr vermindert und ziemlich auf ihr richtiges Maß gestellt. Daß Goethe nach seiner ganzen dichterischen Natur nicht dazu gemacht war, sich persönlich bei der Politik zu beteiligen, darüber sollte kein Zweifel obwalten. Auch die politischen Ereignisse waren für ihn Erscheinungen, Gestalten; freilich konnte er derselben nicht in dichterischer Weise Herr werden, weil zu einem Beherrschen dieser Dinge persönliche Beteiligung, nicht blos dichterisch-objektive, weil zu demselben das Einsetzen des Individuums schlechthin erfordert wird, weil endlich die höchste Politik, die Spitze alles politischen Lebens, das Christentum ist, und ohne Bewußtsein von dem Wesen und der Bedeutung der christlichen Kirche alle Plitik doch nur Maulwurfspolitik ist. Zudem aber hatte Goethe von der Genieperiode her, deren Elemente in ihm gewurzelt blieben und freilich nach Vollziehung ihrer dichterischen Reinigung ihn auch zum grösten Dichter gemacht haben, zu viel Verwandtschaft mit der französischen Revolution von 1789, als daß er dieselbe in ihrem tiefsten Grunde hätte faßen und die Katharsis von 1806—1813 hätte innerlich verstehen können. Aus diesem Grunde war es ihm auch möglich, sich durch die Unterredung mit Napoleon (2. Oktober 1808) geschmeichelt zu fühlen..

Wir verbinden hiermit eine kurze Bemerkung über Goethes Stellung zur bildenden Kunst und zur Wißenschaft.

Mit der Zeichenkunst, der Malerei, ja der Bildhauerei und der Baukunst hat sich Goethe bekanntlich vielfältig von Jugend auf, mit der zuerst genannten Kunst auch praktisch, beschäftigt, viel Zeit daran gewendet, ohne es über einen sehr mäßigen Dilettantismus hinaus zu bringen, und hat, wie Viele damals meinten, Einzelne vielleicht noch jetzt meinen, viel Zeit damit vergeudet. [Chr. Schuchardt, „Goethes italienische Reise, Aufsätze und Aussprüche über bildende Kunst. Mit Einleitung und Bericht über dessen Kunststudien und Kunstübungen" 2 Bde. Stuttgart 1862—1863]. Wer Goethes Poesie von dem Standpunkt aus betrachtet, welchen wir eingenommen haben, wird diese Beschäftigungen des Dichters, so unzulänglich sie nach Außen mögen gewesen sein, nur als n o t w e n d i g e Beschäftigungen, notwendig für sein künstlerisch-dichterisches Leben ansehen können. Das Auge für die inneren Formen wurde durch die eingehende Beschäftigung mit äußeren Formen geschärft, die dichterische Plastik Goethes durch seine Beschäftigung mit äußerer Plastik gefördert. Seine brennende Sehnsucht nach Italien ist dem völlig begreiflich, wer ihn so ansieht, wie wir ihn ansehen. Daß er sich ausschließlich und sehr einseitig der Antike zuwendete, gehört übrigens auch in diese Rubrik; die alte deutsche Kunst, zumal die deutsche Baukunst, verlangt, ganz ähnlich der alten deutschen Poesie, s u b j e k t i v e Beteiligung, nicht bloß objektive Formanschauung; es war aber Goethe vorzugsweise für die letztere, nicht für die erstere, organisirt [; nichtsdestoweniger hat er durch seine Schriften über den Straßburger Münster allein und als der erste die Betrachtung der alten deutschen Kunst unter uns eingeführt; alle späteren Bestrebungen der Romantiker sind davon ausgegangen und die Brüder Boisserée fanden an Goethe einen teilnehmenden Förderer ihrer Bestrebungen]. Uebrigens haben alle bedeutenden Künstler bekannt, daß Goethe das k ü n s t l e r i s c h e S e h e n im vorzüglichen Grade, meisterhaft und musterhaft selbst den Künstlern gegenüber, verstanden habe. Hiervon legen auch seine, freilich wenig gelesenen und wenig verstandenen „P r o p y l ä e n [. Eine periodische Schrift, herausgegeben von Goethe", 3 Bde. Tübingen 1798—1800] Zeugnis ab. Diejenige Wißenschaft, für welche Goethe Sinn hatte — freilich für sie auch a l l e i n — war die Naturwißenschaft. [Diese Studien entsprangen seiner amtlichen Tätigkeit. „Ich kam", erzählte er 1824 dem Kanzler Müller, „höchst unwissend in allen Naturstudien nach Weimar und erst das Bedürfnis, dem Herzog bei seinen mancherlei Unternehmungen

(— Ilmenauer Bergbau —) Bauten, Anlagen, praktische Ratschläge geben zu können trieb mich zum Studium der Natur".] Noch mehr als die Beschäftigung mit dem Zeichnen ist seine langjährige, zu Zeiten seine ganze Tätigkeit in Anspruch nehmende, Beschäftigung mit Schädelknochen, Pflanzengestaltung und Mineraliensammlung ihm zum Vorwurfe gemacht worden. Wiederum, unserer Ansicht zufolge, mit Unrecht. Auch hier galt es ihm darum, Gestalten zu sehen, Grundformen zu finden, und daß ihm dieß in der Osteologie und noch mehr in der Morphologie der Pflanzen gelungen sei, wird jetzt nicht mehr bestritten [; die einsichtsvollste Beurteilung, welche Goethes Naturstudien bisher gefunden, ist in Rudolf Steiners klarer und tiefgehender Einleitung zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften (J. Kürschners Deutsche Nationallitteratur, 114. Bd. 1884) enthalten; vgl. auch Kalischers Einleitung im 33. Bde. der Hempelschen Goetheausgabe und die Schrift von Oskar Schmidt „Goethes Verhältnis zu den organischen Naturwissenschaften", Berlin 1835]. Ohnehin wißen wir, daß er von jeder Beschäftigung mit der Natur voll frischer Kraft zur Dichtung zurückkehrte — daß die Naturkunde ihm ein wohltätiges, nährendes Ausruhen war, wie er das oft, lange Zeit freilich unverstanden von der Menge, auch der Mehrzahl seiner Bewunderer, ausgesprochen hat. [Goethes leidenschaftliche Vorliebe für naturwissenschaftliche Studien hat auch in einer größeren Zahl seiner Briefwechsel Ausdruck gefunden, die man, wie es Bratanek mit zwei Bänden der „neuen Mitteilungen aus J. W. v. Goethes handschriftlichen Nachlasse" (Leipzig 1874) getan hat, geradezu als „Goethes Naturwissenschaftliche Korrespondenz" bezeichnen kann. Dahin gehören: Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Grafen von Sternberg (Wien 1866); Goethes Briefe an Sömmering (in Sömmerings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen, Leipzig 1844); Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schulz (Leipzig 1853); Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rate Grüner (Leipzig 1853); Goethes Briefe an Soret (Stuttgart 1877). — In der erst durch v. Löper und Kalischer bekannt gewordenen „Abhandlung über den Granit" hat Goethe selbst schon 1784 sich über den Zusammenhang seiner Naturstudien und dichterischen Tätigkeit in großartiger Weise ausgesprochen: „Und so wird Jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimniße für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß ich den Kreis der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen

und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruchs sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja, man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnellen Bewegungen derselben in mir selbst und in Andern Manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame, stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahnung hat, folge mir!"] Auffallend ist es, daß Goethe, wie er auch an manchen seiner geringfügigsten poetischen Produktionen gerade das gröste Wolgefallen fand, so auch in der Naturwißenschaft das Meiste in der Farbenlehre geleistet zu haben meinte. Daß die Farbenlehre ganz in den Kreis seines geistigen Lebens gehörte, wird man nicht bestreiten, aber Goethes Prinzip in dieser Wißenschaft ist sicherlich als solches unrichtig, troz der ungemeinen Mühe, welche er seit 1792 bis in die lezten Jahre seines Lebens darauf verwendet hat, und schwerlich etwas Anderes, als die Erhebung einer Erscheinung in der Entstehung der Farben zum Prinzip dieser Entstehung selbst.

Endlich noch einige Worte über die Stellung Goethes zum Christentum und zur Kirche. In dieser Beziehung trägt Goethe freilich ganz und gar den Stempel seiner Zeit: Loslösung von allem Gegegebenen, von der herkömmlichen Poesie, von der herkömmlichen Sitte, von der herkömmlichen Gelehrsamkeit und der herkömmlichen bildenden Kunst in gleicher Weise wie von dem „herkömmlichen" Glauben und der alten Kirche — Glaube und Kirche hatte für jene Zeit keine andere Berechtignng als Sitte und Poesie, Kunst und Wißenschaft: die Berechtigung des Herkommens. Und gegen das Herkommen trat die Genieperiode auf, und trat auf das Rücksichtsloseste ein für die Selbststellung auf das eigene Ich. Aber Goethe trägt hier noch einen besonderen Charakter, und zwar keinen andern als den, von dessen Bezeichnung unsere Besprechung ausgegangen ist. Das Christentum verlangt persönliche und zwar volle Beteiligung, unbedingte

individuelle Hingebung, oder es wird zur Rhetorik, zu Phrase, wenn es dennoch festgehalten werden will. Beides war für Goethe nicht möglich. Das Letztere nicht, weil er der konkrete Gegensatz, der Widerspruch in Person gegen alle Rhetorik war; das Erstere nicht, weil seine Objektivizät bei ihm aus der poetischen Objektivität zu einer allgemeinen Objektivität geworden war — durch diesen ethischen Fehler war er zum Widerspruch gegen alle Anforderung geistiger Unterordnung, war er zu völliger Bewußtlosigkeit von der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen auf einem nur allzu ebenen Wege gelangt, und diese Bewußtlosigkeit hat er in fast krasser, für den erleuchteten Christen aber freilich auch lächerlicher, ja kindisch erscheinenden Weise gerade in seinem letzten Werke, im zweiten Teile des Faust ausgesprochen und geltend gemacht. Trotz dem allem aber war der, wie es scheint, nicht ganz übele Grund, den seine Kindheit im Christentum, und zwar nicht blos in äußerer Kenntnis desselben, gelegt hatte und war die Anregung, welche er von Fräulein v. Klettenberg [— Lappenberg „Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg" Hamburg 1849; vgl. den Artikel „Klettenberg" im 37. Bde. (2. Sektion) der Enzykopädie von Ersch und Gruber; besondere Berücksichtigung muß, wenn von Goethes Stellung zum Christentum die Rede ist, dem Fragmente seiner religiösen Epopöe „Die Geheimniße" (1784 und 1785) gewidmet werden —] nach seinem Aufenthalt in Leipzig erhielt, niemals, auch nicht durch die Reise nach Italien, welche begreiflicher Weise auf das Nachteiligste wirken mußte, in Goethe zu vertilgen. — Daß, ohne seine Absicht, seine Dichtung Andere gerade den entgegengesetzten Weg von dem Wege, welchen er eingeschlagen, führen könne und Viele wirklich geführt habe, haben wir vorher bereits berührt. Noch aber wollen wir bemerken, was sonst schon gesagt worden, daß während der Lebenszeit Goethes ihm nur individuell angeregte einzelne Christen, Christen mit christlichen Stimmungen, aber keine christliche Kirche entgegengetreten ist. Eine müßige Frage ist es, wie er sich würde verhalten haben, wenn nicht Lavater mit seinen Stimmungen und Redensarten, welche Goethe zuletzt für eitel Heucheleien nahm, nicht Herder als eine Art von poetischem Rival, nicht Jung-Stilling mit seinem halb theosophischen Pietismus, sondern die evangelische Kirche mit der vollen Kraft ihres Glaubens ihm entgegen getreten wäre. Wir unseres Ortes müssen es begreiflich finden, wenn Goethe den rührenden Brief

der Gräfin Auguste zu Stolberg vom 15. Oktober 1822 statt als eine göttliche, eine kirchliche Mahnung, vielmehr als eine unberufene Einmischung einer einzelnen Person in sein Ich betrachtete und demgemäß ihn durch den kühl ablehnenden — leider freilich auch wie es nicht anders sein konnte, phrasenhaften Brief vom [Februar, aber erst am] 17. April 1823 [nach tötlicher Erkrankung beschlossen] beantworten konnte. [Die Hauptstelle dieses Briefes verdient wohl zu unbefangener Würdigung hier angeführt zu werden. „Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immer fort, so lang es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, Sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein. Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammen finden."] — Wenn irgendwo auf dem weiten Gebiete der gesamten Poesie aller Zeiten und Völker, so treten in der Beziehung, von der wir hier reden, Dichtung und Dichter, Geschaffenes und Schöpfer, in völliger Diskrepanz auseinander — nicht zum Vorteil des Dichters und Schöpfers, wol aber zur Rechtfertigung des Geschaffenen, der Dichtung, und nicht nur der Dichtung Goethes, sondern aller Dichtung in aller Welt und zu aller Zeit.

---

8. Johann Christoph Friedrich von Schiller.

Den Einzelheiten in dem Leben unseres großen Dichters **Johann Christoph Friedrich Schiller** ist man [längere] Zeit mit fast noch größerer Sorgfalt nachgegangen, als dieß [in der neuesten Zeit] mit Goethes Biographie der Fall [ist]; die Resultate entsprechen indes der oft in Kleinlichkeit ausartenden Sorgfalt nicht immer.

Die Familie Schillers stammt ursprünglich aus Tyrol [?], doch war sie seit dem 17. Jahrhundert in Württemberg, in Groß-Heppach [, wo Jakob Schiller im Jahre 1587 seinen Sohn Georg taufen ließ], dann in Bittenfeld bei Waiblingen, ansäßig, und Großvater und Urgroßvater des Dichters betrieben das Bäckergewerbe. Der Vater des Dichters jedoch, Johann Kasper (geb. [27. Oktober] 1723), erlernte nach dem frühen Tode seines Vaters (1733) die Chirurgie und machte mit dem bayerischen Husarenregiment [Frangipani] einen Teil der Feldzüge das österreichischen Erbfolgekrieges, seit 1745, mit, diente [im weiteren Verlauf des Feldzugs zugleich] als Feldscher und Unteroffizier und ließ sich nach dem Frieden zu Aachen im Jahre 1749 in dem Städtchen Marbach als Chirurgus nieder. Hier verheirathete er sich in demselben Jahre mit Elisabet Dorotea Kodweiß (geb. 1732, † 1802), der Tochter eines damals wohlhabenden, später völlig verarmten Bürgers in Marbach. Im Jahre 1752 trat er jedoch wieder als Fourier in das württembergische Militär, machte als Lieutenant seit [März] 1758 einen Teil des siebenjährigen Krieges mit [garnisonirte, nachdem er im August 1761 das Hauptmannspatent erhalten abwechselnd in Kannstadt, Urach, Stuttgart, von 1762—1763 in Ludwigsburg, wo er wieder mit seiner Familie vereinigt war,] wurde [von Ende des Jahres 1763 an] drei Jahre lang als Werbe-Offizier für die Reichsstadt Gmünd verwendet, während welcher Zeit er in dem Dorfe Lorch an der Rems wohnte, hatte seit 1768 seine Garnison in Ludwigsburg, wo er sich mit Anlegung einer Baumschule beschäftigte, und wurde [zu Ende des] Jahres 1775 auf die Solitüde als Oberaufseher [„Intendant"] der herzoglichen Baumpflanzungen versetzt; hier starb er [, nachdem er im März 1794 noch den Majorscharakter erhalten hatte,] am 7. September 1796. [Brosin „Schillers

Vater" Leipzig 1879. Joh. Kaspar Schillers Selbstbiographie „curriculum vitae meum" aus den Familienpapieren mitgeteilt in dem Buche „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen" Stuttgart 1859.]

In Marbach wurde sein Sohn Johann Christoph Friedrich am [Sonnabend den] 10. November 1759 geboren[1]). Den ersten Unterricht erhielt der Knabe von dem Pfarrer Moser in Lorch; später besuchte er die lateinische Schule in Ludwigsburg, beteiligte sich, da er sich für das Studium der Theologie bestimmt hatte, in den Jahren 1769 bis 1772 an dem in Württemberg üblichen jährlichen Landexamen und wurde 1772 konfirmiert. Der Herzog Karl Eugen (geb. 1728, reg. seit 1744, † 24. Oktober 1793) forderte jedoch den Vater auf, den Sohn in die 1770 auf der Solitüde errichtete militärische Pflanzschule eintreten zu laßen, welche zunächst für die Heranbildung künftiger Offiziere, aber auch künftiger Zivilbeamten, Juristen und Mediziner, bestimmt war, im November 1775 wurde dieselbe als „herzogliche Militär-Akademie" nach Stuttgart verlegt, später, 1781, auch als „hohe Karlsschule" vom Kaiser Joseph II. zum Rang einer Universität mit drei Fakultäten erhoben, aber 1794 aufgelöst [Heinrich Wagner „Geschichte der Hohen Karls-Schule" Würzburg 1856—1858]. Ungern ließ sich der Vater bestimmen, dieser Forderung nachzukommen, indes war derselben nicht wol auszuweichen und Schiller trat am 17. Januar 1773 in die Pflanzschule ein, widmete sich Anfangs der Jurisprudenz, seit 1775 der Medizin, wahrscheinlich, weil er diese

---

1) Ob Schiller am 10. oder am 11. November geboren worden [war bis vor kurzem] nicht zur völligen Evidenz zu bringen. Die Tradition in seiner Familie war lange Zeit für den 10. November, und dafür spricht auch die Aufzeichnung seines Vaters; das Kirchenbuch zu Marbach sagt jedoch, er sei am 11. November geboren und an demselben Tage getauft worden [vgl. Weltrich im Anhang seiner Schillerbiographie]. Außer ihm blieben den Eltern nur drei Töchter: Christophine, eine treue Genoßin ihres Bruders, geb. 1757, an den Bibliothekar Reinwald in Meiningen († 1815); verheiratet und beinahe neunzigjährig am 31. August 1847 gestorben; Louise, geb. 1766, verheiratet an den Stadtpfarrer Frankh in Möckmühl, gestorben 1836, [Maria Charlotte 1768—1774; Beate Friderike bald nach der Geburt 1773 gestorben,] und Christiane (genannt Nanette [oder Nane]), geb. 1777, welche noch vor den Eltern im Jahre 1796 starb.

Wißenschaft seinem inzwischen erwachten Dichtertrieb nicht so fremdartig hielt, als die Jurisprudenz, und gehörte dieser Anstalt nahebei acht Jahre, bis zum 14. Dezember 1780, an. [Christophine Reinwald „Schillers Jugendjahre"; von R. Boxberger 1870 im 1. Bde. von Gosches Archiv für Litteraturgeschichte veröffentlicht.]

Durch manche ältere Biographen Schillers ist die Meinung verbreitet worden und in einem Teil der gebildeten Welt bis jetzt nicht ausgerottet, es sei die gedachte Anstalt eine unvernünftige Dressierschule gewesen, voll Despotismus, Geisteskнechtschaft und Verfinsterung, welche namentlich auch auf Schiller niederdrückend, ja knechtend eingewirkt und durch diesen Druck das oppositionelle, revolutionäre Element in Schiller, als eine volle Berechtigung gegen diese Knechtschaft, erzeugt habe. Es sind das grobe Unwahrheiten, welchen übrigens unter den Biographen erst Palleske eingehend entgegengetreten ist. Die Disziplin war — etwa allein abgesehen von der Uniform, welche die Zöglinge tragen mußten — nicht strenger, als auf den sächsischen Fürstenschulen in ihrer Art, ja wie dieselbe noch jetzt in allen Kadettenhäusern und in den meisten Konvikten ist und sein muß; der Unterricht war gut [Jul. Klaiber, „Der Unterricht in der ehemaligen hohen Karlsschule in Stuttgart" Stuttgart 1873], und Schiller hat sich, etwa mit Ausnahme des letzten Jahres, in der Militärakademie wol gefühlt. Was Schiller Gegenteiliges geäußert hat, hat er in der Zeit der Aufregung geäußert, und es kann dieß gegen die Tatsachen, welche wir aus jener Zeit von ihm selbst und über ihn von seinen Genoßen v. Scharffenstein, Petersen, v. Hoven wißen, nicht in Betracht kommen. Vgl. auch seine Aeußerungen in Körners Briefwechsel vom 17. März 1794, durch welche ohnehin jene früheren Auslaßungen aufgehoben werden [: „Die Militairakademie ist jetzt aufgehoben" schreibt Schiller in diesem Briefe; und dies wird mit Recht beklagt, obgleich sie nicht mehr in ihrer Blüte war", denn die Einwohnerschaft Stuttgarts verliere finanziell und geistig durch diese Maßregel]. Eine Absperrung der Zöglinge gegen die neuere deutsche Litteratur fand nicht nur nicht statt, sondern es wurde derselben sogar ein sehr reichlicher Zugang zu der Akademie verstattet, wie z. B. zum Geburtstag des Herzogs am 11. Februar 1780 von den Zöglingen Goethes Klavigo aufgeführt wurde, wobei Schiller den Klavigo spielte. Am allerwenigsten hat für Schiller während seines Aufenthalts in der Akademie der Herzog den Charakter eines Despoten und Tyrannen getragen;

der Herzog wollte Schiller wol, und Schiller verehrte, gleich den Uebrigen, den Herzog nicht allein, sondern auch dessen damalige Maitresse, die Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, in hohem Grade und, wie nicht bezweifelt werden kann, in völligster Aufrichtigkeit. Was den Aufenthalt in der Akademie während des letzten Jahres für Schiller weniger angenehm gemacht haben mag, ist der Umstand, daß Schiller schon am Ende des Jahres 1779 aus der Anstalt entlaßen zu werden hoffte, ihm jedoch, weil die von ihm eingelieferte Abhandlung nicht genügend befunden worden war, das Verweilen in der Akademie noch für ein weiteres Jahr auferlegt wurde.

Während der letzten drei oder vier Jahre dieses Aufenthalts Schillers in der Akademie entstanden neben zahlreichen Gedichten und unausgeführten Entwürfen allmählich die Räuber, einzelne Situationen und Szenen wol schon im Jahre 1777; komponiert aber wurde das Stück nach Schillers sehr bestimmter Erklärung erst im Jahre 1780. (Briefwechsel mit Körner [2. Februar 1789 „Als ich während meines akademischen Lebes plötzlich eine Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang mich ausschließend der Medizin widmete, so war mein erstes Produkt nach diesem Intervall doch gleich die Räuber. Was ich auch auf eine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit Fremdes und Neues pfropfen mag, so wird sie immer ihre Rechte behaupten".])

Nach seinem Abgang von der Akademie wurde Schiller sofort als „Regiments-Medicus" bei dem Grenadierregiment v. Augé angestellt, indes besaß Schiller für die praktische Medizin keine Befähigung und überhaupt nicht die mindeste Neigung für die Ordnung irgend einer praktischen Berufstätigkeit. Da er für die Räuber einen Verleger nicht finden konnte, ließ er das Stück im Sommer 1781 auf eigene Kosten drucken und verwickelte sich hierdurch in unbezahlbare Schulden, welche durch ein leichtsinniges Leben noch erheblich vergrößert wurden; sein Ruf war, namentlich durch sein Zusammenleben mit einem unbändigen Gesellen, dem Lieutenant Kapff, und durch seine zweideutige Verbindung mit der Hauptmannswittwe Vischer — Laura in Schillers Gedichten — in Stuttgart nicht der beste.

Durch den Ruhm, welchen ihm die Räuber, namentlich seitdem sie durch [den Freiherrn Wolfgang Heribert] v. Dalberg in Mannheim auf die Bühne gebracht worden waren [— die hundertjährige Wiederkehr des denkwürdigen Tages wurde am 13. Januar 1882 in Mannheim

mit gerechtem Stolze gefeiert —], erworben haben, scheint er sich über die Schranken des allerdings engen Berufslebens, in welchem er sich befand, völlig hinausgehoben gefühlt zu haben, und so unternahm er es, im Mai 1782 ohne Urlaub nach Mannheim zu reisen, um einer Wiederholung der Aufführung der Räuber beizuwohnen. Es folgte hierauf vierzehntägiger Arrest und das Verbot irgend welchen Verkehrs mit dem Auslande. Mitlerweile war auch eine von den halb widrigen, halb lächerlichen politischen Klatschereien aufgetaucht, an welchen jene Zeit reich war; irgend ein Graubündener war durch die Erwähnung Graubündens in den Räubern beleidigt worden, und beklagte sich über diese Verleumdung seines Vaterlandes in einer Zeitschrift mit den gehäßigsten Ausdrücken [; V. Vetter „Schiller und die Graubündner“ 1884 im 12. Bde. von Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte]. Diese Beschwerde wurde dem Herzog hinterbracht; Schillers Rechtfertigung wurde nicht gelten gelaßen, vielmehr ihm, offenbar unter dem Gesichtspunkte, das freundnachbarliche Verhältnis zwischen Würtemberg und Graubünden durch sein Drama gestört zu haben, alles Schreiben von Komödien und dergleichen uutersagt, ja, als er hiergegen zu remonstrieren versuchte, verboten, sich ferner schriftlich an den Herzog zu wenden. Eine von dieser Behandlung, welche Schiller erfuhr, wesentlich verschiedene Behandlung, würde damals ein in Militärdiensten stehender Schriftsteller schwerlich in irgend einem deutschen Lande erfahren haben. Für einen Schiller aber waren freilich diese Maßregeln doppelt und dreifach drückend, ja unerträglich; er sah seine ganze Zukunft durch dieselben vernichtet, und trug sich, im Bewußtsein seiner jetzigen und zukünftigen Bedeutung und ohne alle Kenntnis der wirklichen Welt, mit der zuversichtlichen Erwartung, man werde ihn in Mannheim mit offenen Armen aufnehmen und ihm eine auch in pekuniärer Hinsicht völlig gesicherte Stellung gewähren. [E. Boas „Schillers Jugendjahre“ 2 Bde., Hannover 1856. — Eine auf gewissenhaften Quellenstudien beruhende, wahre und lebensvolle Schilderung der Umgebung und Verhältniße, in denen der junge Schiller aufwuchs und die ihn schließlich zum Verlassen der Heimat nötigten hat Hermann Kurz gegeben in seinem zweibändigen Romane „Schillers Heimatsjahre“ 1843; neueste Auflage Stuttgart 1879.]

In dieser Hoffnung bewerkstelligte er unter tätiger Beihülfe und in Begleitung seines treuen Freundes Andreas Streicher, des später weltbekannt gewordenen Pianofortefabrikanten in Wien, am

Abend des 17. September 1782 seine Flucht aus Stuttgart [; Streicher selbst hat ihre gemeinsame abenteuerliche Fahrt wahrheitsgetreu beschrieben in dem Büchlein „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim" Stuttgart 1836]. Er wandte sich nach Mannheim und an den Intendanten der dortigen Bühne, den Präsidenten v. Dalberg; was jedoch leicht vorauszusehen war, trat ein: unter solchen Umständen fand sich Dalberg nicht bewogen, sich Schillers besonders anzunehmen, und auch sein Fiesko, welchen er im Arrest vollendet hatte, fand keine Aufnahme [Iffland und Dalberg. Geschichte der klassischen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargestellt von W. Koffka. Leipzig 1865]. Nach wenig Tagen mußte er sogar wiederum von dem treuen, sich für ihn in der edelmütigsten Weise opfernden Streicher begleitet, Mannheim verlaßen, vermutlich, weil man ihn entweder in Mannheim wirklich nicht sicher glaubte, oder weil man sich seiner entledigen wollte. Am 30. September langte er, fast völlig mittellos, in Frankfurt an, machte hier vergebliche Versuche, seine Dichtungen bei einem Verleger anzubringen, und kehrte dann zurück, zunächst nach Oggersheim, wo er sich bis in den November aufhielt, alsdann abermals nach Mannheim; die Verhältnisse hatten sich jedoch in der kurzen Zwischenzeit sehr wenig verändert.

In dieser äußersten Verlegenheit eröffnete ihm die verwitwete Frau v. Wolzogen, mit deren Sohne er auf der Militärakademie gewesen war und in deren Gesellschaft er im Mai jene verhängnisvolle Reise nach Mannheim gemacht hatte, einen Zufluchtsort auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen. Schiller langte hier am 8. Dezember 1782 an und blieb daselbst bis zum 21. Juli 1783 [G. Brückner „Schiller in Bauerbach" Meiningen 1856]. Hier vollendete er in ländlicher Einsamkeit, fast nur im Verkehr mit seinem nachherigen Schwager Reinwald, welcher ihn von Meiningen aus mit Büchern versah, die „Louise Millerin" (Kabale und Liebe), und entwarf die ersten Linien zum Don Karlos.

Im Vorsommer 1783 wurden die Verbindungen mit Mannheim unter günstegeren Aussichten für Schiller wieder angeknüpft; er kehrte von Bauerbach nach Mannheim zurück, wurde als Theaterdichter engagiert und blieb daselbst fast zwei Jahre, bis zum April 1785. Während dieser Zeit wurde Fiesko und zwei Monate später, am 9. März 1784 „Louise Millerin" unter dem, von Iffland diesem Stücke gegebenen schwerfälligen und abgeschmackten Titel „Kabale und

Liebe", aufgeführt, ersteres Stück mit äußerst geringem Erfolge, letzteres unter ungeheurem Applaus [Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel von Schiller. Mit einer Einleitung und mit kritischen Noten hrsgb. von W. Vollmer. Stuttgart 1880]. Indes gereichte das neue Verhältnis weder dem Theaterpersonal noch Schiller zur Befriedigung, viel weniger letzterem zur Förderung, im Gegenteil war sein Leben unter Schauspielern für ihn innerlich und äußerlich nachteilig.

In tiefer Unzufriedenheit löste er deshalb sein Engagement auf, hoffte dagegen von dramaturgischer Schriftstellerei, wie es scheint, ganz ungewöhnliche Erfolge und begann in dieser Erwartung die „Rheinische Thalia", mit welcher er sich allein und ganz dem Publikum in die Arme werfen wollte, von der indes nur ein einziges Heft erschien. In diese Zeit (Juni 1784) fällt seine Bekanntschaft mit der jedenfalls merkwürdigen, mit großer Seelentiefe begabten, aber exzentrischen und haltlosen Charlotte v. Kalb, gebornen Marschalk zu Ostheim; Schillers Verhältnis zu ihr, welche, zwei Jahre jünger als Schiller, mit einem ihr höchst gleichgültigen Gatten verbunden war, war schon damals ein leidenschaftliches; in weit höherem Grade leidenschaftlich wurde dasselbe drei Jahre später in Weimar, so daß sie nahe daran war, sich scheiden zu lassen und Schiller zu heiraten; schon galt sie ganz öffentlich für seine Geliebte. Schiller entgieng dieser Gefahr, zum großen Teil durch seine Bekanntschaft mit den Fräulein v. Lengefeld, und urteilte später äußerst nachteilig über sie, ähnlich wie Jean Paul, den sie zehn Jahre später auf einige Zeit feßelte, der ihr aber, wie schon vor ihm ihr Hauslehrer Hölderin, glücklich entschlüpfte. Sie überlebte fast alle ihre Zeigenoßen; arm und seit 1820 völlig erblindet, starb sie in einem Mansardenzimmer des königlichen Schloßes zu Berlin, wo ihr die Prinzessin Marianne von Preußen ein Asyl bereitet hatte, am 12. Mai 1843, 82 Jahr alt [Charlotte. Gedenkblätter von Charlotte von Kalb. Herausgegeben von E. Palleske. Stuttgart 1879; Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin, herausgegeben von Paul Nerrlich, Berlin 1882].

Weit wichtiger nicht allein, sondern entscheidend für das Leben Schillers wurden zwei andere Ereignisse dieses Zeitraums. Im Juni 1784 sandte der Konsistorial-Assessor Christian Gottfried Körner zu Dresden († zu Berlin 13. Mai 1831, der Vater des

Dichters Theodor Körner) in Gemeinschaft mit seiner Braut, deren Schwester und dem Verlobten derselben, Ludwig Ferdinand Huber, eine freundliche Gabe an Schiller, begleitet von Briefen voll der wärmsten, wahrsten und herzlichsten Anerkennung des Dichters. Schiller, damals von Charlotte v. Kalb befangen, antwortete erst spät, aber aus diesem Anlaß entwickelte sich die Freundschaft mit Körner, welche, wie man bestimmt behauptet muß, Schiller nicht allein gerettet, sondern auch auf seinen Lebensweg gewiesen, ja auf demselben erhalten hat. [Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Aus den Quellen zusammengestellt vou Fritz Jonas. Berlin 1882. Chr. G. Körners gesammelte Schriften herausgegeben von A. Stern. Leipzig 1881.]

Sodann fand Schiller gegen Ende des Jahres Gelegenheit, den ersten Akt des Don Karlos am Hofe zu Darmstadt vorzulesen. Hier war der Herzog Karl August von Weimar sein Zuhörer und erteilte ihm unter dem 27. Dezember 1784 den Titel Rat, an welche Titelverleihung sich seine späteren Verbindungen mit Weimar anschloßen [; „Karl Augusts erstes Anknüpfen mit Schiller", Stuttgart 1857].

Seine Verhältnisse in Mannheim wurden ihm jedoch immer unerträglicher, so daß er sich bei Körner, welcher von Schillers bedrängter Lage nichts wußte, anmeldete, und im April 1785 auf erhaltene freundliche Einladung nach Leipzig gieng, wo er zwar Körner nicht traf, aber von Huber auf das Freundschaftlichste aufgenommen wurde. Er wohnte bis in den September 1785 in Gohlis bei Leipzig, wo das „Schillerhäuschen" lange Jahre, und vielleicht noch jetzt, gezeigt wurde. Körner sorgte in edelmütigster, nicht genug anzuerkennender Weise für die Beseitigung der schwersten Geldbedrängnisse, in denen sich Schiller befand, und bestimmte ihn, im September 1785 nach Dresden überzusiedeln. Vor diese Uebersiedlung aber fällt noch Schillers Bewerbung um die Hand der Margareta Schwan, Tochter des Buchhändlers Schwan in Mannheim, welche von ihm, ohne tiefere Neigung zu dem Mädchen, zu dem Zwecke angestellt wurde, um durch eine reiche Frau sich eine Existenz zu bereiten. Man sollte den Grund dieser Bewerbung, welche übrigens fehl schlug, was sich Schiller leicht selbst hätte vorhersagen können, nicht wegwischen und leugnen wollen; handeln doch so manche, drei Jahre später an Körner geschriebene Briefe ganz offen von Schillers ernstlichstem Bestreben, sich eine reiche Frau zu verschaffen.

In Dresden oder in dem nahen Loschwitz auf Körners Weinberg wohnte Schiller nahe an zwei Jahre, bis zum Juli 1787. Hier wurde Don Karlos vollendet[1]) [Don Karlos, Infant von Spanien. Von Schiller. Wiederabdruck der ersten Ausgabe (Leipzig 1787) mit einer Einleitung und mit kritischen Noten von W. Vollmer. Stuttgart 1880] und es gieng unter Körners maßvollem und nachhaltigem Einfluße eine sehr bedeutende Veränderung mit Schiller vor, die man fast eine Umwandlung nennen kann [Schillers Geistesgang von A. Kuhn. Berlin 1863; Kuno Fischer „Die Selbstbekenntniße Schillers“ Leipzig 1868]: das Formlose, Maßlose, Exzentrische seines bisherigen Lebens verlor sich und schlug bis auf einen gewissen Grad in sein Gegenteil um; auch lernte er, sich mit wißenschaftlichen Gegenständen ernstlich zu beschäftigen; so begann er, angeregt von Körner, die Philosophie Kants zu studieren und der Geschichte einen gewissen Fleiß zuzuwenden.

Von Dresden ging es nach Weimar; möglich, daß eine Neigung zu einer Kokette, Julie v. Arnim, auf Veranlaßung seiner Freunde seine Entfernung von Dresden herbeigeführt hat. In Weimar hatte er mit den dortigen bedeutenden Personen, etwa Wieland teilweise ausgenommen, nur geringe Berührung; Goethe war noch in Italien. Dagegen kam er mit dem Koadjutor von Mainz, dem Freiherrn Karl Theodor von Dalberg, Bruder des Mannheimers, in Erfurt und mit den Gelehrten in Jena in Berührung, und lernte im Dezember die Familie v. Lengefeld in Rudolstadt kennen. Um derselben näher zu sein, hielt er sich vom Mai bis November 1788 in Volkstedt bei Rudolstadt auf.

Mittlerweile war seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande erschienen, und in Folge hiervon wurde er im März 1789 als außerordentlicher Professor nach Jena berufen, und begann seine Vorlesungen am 26. Mai. Der Zulauf zu denselben war im Anfange,

---

1) Aus dieser Zeit datiert auch der neckische Verkehr Schillers mit Auguste Segadin, der Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers in dem Loschwitz gegenüber liegenden Dorfe Blasewitz, welcher Schiller versprach, sie in eins seiner Werke zu bringen und dadurch berühmt zu machen; sie erschien als „Gustel von Blasewitz“ dreizehn Jahre später im Wallenstein. An einen Ratsherrn Renner in Dresden verheiratet, starb sie als die Letzte ihrer Zeitgenoßen am 24. Februar 1856, fast vier nnd neunzig Jahre alt.

wie natürlich, außerordentlich; es hat aber etwas Kindisches, wenn Schillers Biographen noch immer in der Detailbeschreibung dieses Zulaufes sich ergehen; der Zulauf nahm bald ab und eine irgend bedeutende akademische Wirksamkeit, zu welcher Schiller überhaupt nicht geschaffen war, hat er niemals entwickelt, auch seit dem Jahre 1793 überhaupt keine Vorlesungen mehr gehalten.

Im Sommer 1789 verlobte er sich mit Charlotte v. Lengefeld nachdem er längere Zeit zwischen ihr und ihrer Schwester Karoline (vermählten, dann geschiedenen v. Beulwitz, nachher vermählten v. Wolzogen, Schillers Biographin, † 11. Januar 1847) geschwankt hatte. Am 2. Januar 1790 erhielt er den Charakter Hofrat von dem Herzoge von Sachsen-Meiningen, auch 200 Taler Gehalt, und am 22. Februar 1790 wurde er mit seiner Braut in Wenigen-Jena kopuliert[1]). [In ihr fand er eine durch Geistes- und Herzensgaben ausgezeichnete Gattin; die Ehe war eine überaus glückliche und Charlotte, Schiller pflegte sie „Lolo" zu nennen, hielt das Andenken Schillers, dessen Biographie sie zu schreiben begann, in heiliger Erinnerung. — Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 3 Bde, hrsgb. von Urlichs, Stuttgart 1860—1865; Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund (Knebel), hrsgb. von Düntzer, Leipzig 1856; Fischenich und Charlotte von Schiller. Aus ihren Briefen und andern Aufzeichnungen von Hennes. Frankfurt 1875.

---

1) Charlottte v. Schiller, geb. v. Lengefeld, geboren 1766, starb zu Bonn am 9. Juli 1826. Schillers Kinder sind: 1) Karl Friedrich Ludwig, geb. zu Ludwigsburg 14. September 1793, k. württembergischer Oberförster, 1845 in den Freiherrnstand erhoben, gest orben 21. Juni 1857 (sein einziger Sohn war k. k. österreichischer Kürassier- [Major, geb. 28. Dezember 1826, gest. 8. Mai 1877]); 2) Ernst Friedrich Wilhelm, geb. 11. Juli 1796, k. preußischer Appellations-Gerichtsrat zu Bonn, gestorben 19. Mai 1841; 3) [Karoline] Henriette Luise, geb. 11. Oktober 1799, verheiratet mit dem Bergrat Junot 1838, Witwe 1846, gestorben zu Würzburg 19. Dezember 1850; 4) Emilie Henriette Luise, geb. 25. Juli 1804, verheiratet seit 1828 mit dem Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm zu Greifenstein ob Bonnland im bayerischen Unter-Franken [starb am 25. November 1872; ihr Sohn Karl Alexander Schiller von Gleichen-Rußwurm ist der einzige noch lebende Nachkomme Schillers. Frau Emilie von Gleichen-Rußwurm ist es zu verdanken, daß der durch Jahrzehnte hindurch pietätvoll gehütete Nachlaß ihres Vaters vollständig und in würdigster Weise der Nation dargeboten werden konnte.].

W. Toischer „Lotte Schiller", Wiener-Neustadt 1881. Lottens Briefe an Goethe, mitgeteilt 1883 im 4. Bde. des Goethe-Jahrbuchs.]

Im Frühjahr 1791 befiel ihn eine schwere Krankheit, von welcher er sich niemals völlig erholte; er mußte das Karlsbad besuchen und dieser Badeaufenthalt, so wie die vorhergegangene Krankheit hatten seine Mittel in dem Grade erschöpft, daß er von den bittersten Sorgen gequält wurde. Da half eine großmütige Gabe des damaligen Erbprinzen, nachherigen Herzogs von Holstein-Sonderburg-Augustenburg († 1814), und des Grafen Schimmelmann ihm aus der Not: sie gaben ihm auf drei Jahre je 1000 Taler. [Schillers Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augusten-hrsgb. von Max Müller, Berlin 1875; Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von Michelsen, Berlin 1876.] Im Jahre 1793 erhielt er vom National-Konvent das französische Bürgerrecht als Mr. Gillès; das Diplom gelangte jedoch erst 1798 in seine Hände. Deutschredende Litteraten haben sich nicht geschämt, diesen Akt als die glänzendste Anerkennung, welche Schiller zu Teil geworden, zu proklamieren.

Vom Anfange des August 1793 bis zur Mitte des Mai 1794 hielt sich Schiller in seiner schwäbischen Heimat, Anfangs zu Heilbronn, dann zu Ludwigsburg und zuletzt in Stuttgart auf; der Herzog war billig genug, den Aufenthalt des ehemaligen Deserteurs in seinem Lande und sogar in Stuttgart ignorieren zu wollen; er starb jedoch, während Schiller in Ludwigsburg verweilte.

Kurz nach seiner Rückkehr nach Jena, zuerst im Juli, dann im September 1794 trat Schiller in nähere Verbindung mit Goethe, eine Verbindung wahrer Freundschaft, welche von Jahr zu Jahr enger wurde und nur mit seinem Tode sich löste. Diese letzten zehn Jahre seines Lebens waren die Zeiten seiner erfolgreichsten und glänzendsten, seiner wahrhaft dichterischen Wirksamkeit und zugleich war seine Tätigkeit eine so ungemein rege, daß es fast unbegreiflich scheint, wie er, bei fast unausgesetzter Kränklichkeit, in dieser Zeit so viel habe produzieren können. Indes sind diese Lebensjahre, vom 35. bis zum 45., überhaupt die Jahre der frischesten und schöpferischsten männlichen Tätigkeit, und es kann dazu in Anschlag gebracht werden, daß mit der Entwickelung einer Lungenkrankheit, an welcher Schiller litt, der Geist sich desto freier und feiner zu entfalten pflegt. So hoch

auch immer die Einwirkung Goethes auf Schiller in Anschlag kommen mag, so kann hiernach die ausgezeichnete Produktivität Schillers in dieser Zeit doch nicht einzig und allein auf Rechnung dieser Einwirkung gebracht werden. Die Verbindung mit Goethe wurde zunächst durch die Herausgabe der Zeitschrift „Horen" vermittelt (1795 bis 1797 in 36 Heften oder 12 Bänden), welche Beide gemeinschaftlich herausgaben, und von welcher sich insbesondere Schiller eine weitreichende und tief eingreifende Wirksamkeit versprach; er täuschte sich jedoch auch dießmal, wie er sich mit der „Rheinischen Thalia" und mit der „Thalia" (1787—1791; Neue Thalia 1792—1793) getäuscht hatte.

Eine Folge dieser Täuschung waren die im Sommer 1796 von Schiller und Goethe gemeinschaftlich abgefaßten, im Musenalmanach auf 1797 erschienenen Xenien, welche, was jetzt wol Niemand mehr in Abrede stellen wird, ein woltätiges Korrektiv für die unpoetische, aber für Poesie sich ausgebende Trivialität der damaligen Zeit waren, aber auch, was zur Zeit weniger beachtet wird, eine Reihe sehr ungerechter und gehäßiger Angriffe auf Personen und Sachen enthielten, welche teils solche Angriffe nicht verdient hattten, teils sogar für dieselben viel zu hoch standen. (Eine sehr umständliche Erörterung der Xenien enthält das Buch von E. Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampf. Stuttgart 1851. 2 Bde. [; Schillers und Goethes Xenienmanuskript. Zum erstenmal bekannt gemacht von E. Boas und W. v. Maltzahn, Berlin 1856].)

Den Wallenstein vollendete Schiller 1799 [gedruckt Stuttgart 1800; Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Schiller. Mit einer Einleitung und mit kritischen Noten hrsgb. von W. Vollmer, Stuttgart 1880], und nebenher dichtete er die im Musenalmanach auf 1798 erschienenen zahlreichen Balladen; die Maria Stuart verfaßte er 1799—1800, die Jungfrau von Orleans 1800—1801 [Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Schiller. Mit einer Einleitung und mit kritischen Noten hrsgb. von W. Vollmer, Stuttgart 1879; die freie Bearbeitung von Shakespeares Makbeth 1800], Turandot 1801—1802, die Braut von Messina 1802—1803, den Wilhelm Tell 1803—1804 [Wilhelm Tell. Ein Schauspiel von Schiller. Mit einer Einleitung und mit kritischen Noten hrsgb. von W. Vollmer. Stuttgart 1879]; 1804 endlich die Huldigung der Künste und 1805 die Ueber-

setzung [von Racines] Phädra [und der beiden französischen Lustspiele der Neffe als Onkel und der Parasit oder die Kunst, sein Glück zu machen] und das Fragment des Demetrius, worüber er starb.

Nachdem er im Jahre 1795 einen Ruf nach Tübingen zweimal erhalten und zweimal abgelehnt hatte, wurde er am 6. März 1798 zum ordentlichrn Professor ernannt, doch gab er im folgenden Jahre seine Tätigkeit als akademischer Lehrer, so weit von derselben noch die Rede sein konnte, völlig auf und zog Anfangs Dezember 1799 nach Weimar, wo er sich zwei Jahre später auch ein Haus kaufte.

Im Jahre 1802 versuchten zum ersten Male die kleinen Geister unter Kotzebues Leitung die Vergleichung oder vielmehr Rivalität zwischen Goethe und Schiller, wie dieselbe in ihren Köpfen sich gebildet hatte, zum Vorteil des Letztern durch eine „Schillerfeier" zu einer Demonstration zu benutzen, wie wir deren in neuerer Zeit zahlreiche, nur mehr politischer Art und ohne greifbaren Gegensatz gegen Goethe, erlebt haben.

Unter dem 7. September 1802 wurde Schiller vom Kaiser in den Adelstand erhoben (nicht 1803, wie das Gothaische genealogische Taschenbuch der freiherrlichen Häuser seit 1856 beharrlich sagt); das Wappen war ein gespaltener Schild: oben in Gold ein rechts gewendetes, wachsendes silbernes Einhorn, unten in Blau ein goldener Querbalken; der Helm ist mit einem natürlichen Lorbeerkranze geziert, aus welchem das Einhorn hervorwächst. (Mit der Erhebung in den Freiherrnstand [1845] wurde das Wappen vermehrt.)

Im Mai 1804 reiste Schiller mit Frau und Kind nach Berlin, wohin ihn Iffland (angeblich) eingeladen hatte, damit er der dortigen Aufführung seiner Dramen beiwohne. Der eigentliche Zweck dieser Reise aber war für Schiller der, seine Berufung nach Berlin einzuleiten, wie dieß aus dem Briefwechsel mit Körner sich unzweifelhaft ergiebt. Daraus wurde denn bald nach Schillers Tode die Sage gemacht, er sei unter den glänzendsten Bedingungen im Begriff gewesen, nach Berlin überzusiedeln, als der Tod ihn übereilt habe. Wenngleich Einsichtige dieser Sage schon damals widersprachen, so schienen diese Widersprüche doch vor einer sehr kategorischen Erklärung des Großkanzlers v. Beyme (Hall. Allg. L.-Z. 1830 Intell.-Bl. Nr. 29, auch abgedruckt mit mehreren auf diese Sachen bezüglichen Briefen v. Beymes an Varnhagen in Dorows Denkwürdigkeiten III, 208 ff.)

schweigen zu müßen: Es sei, sagt von Beyme, „Schiller ein Gnadengehalt von 3000 Tlr. und freier Gebrauch einer Hof-Equipage zugesichert worden.“ Der Briefwechsel mit Körner machte jedoch diese Angaben mehr als zweifelhaft, und aus den von Palleske veröffentlichten Urkunden geht unwidersprechlich hervor, daß Schiller seine Wünsche (welche allerdings auf 600 Fiedrichsd'or und eine Equipage gingen) einer sehr untergeordneten Persönlichkeit, dem Theatersekretär Pauli, eröffnet, dieser sie an Iffland, dieser an Beyme gebracht, und Schiller mit Beyme eine ziemlich oberflächliche Unterredung gehabt, nachher aber von Weimar aus (18. Juni), nachdem er durch diese angebliche Berliner Vocation eine Vermehrung seines Weimarischen Gehaltes auf 800 Tlr. erwirkt, seine Forderungen dahin modifiziert habe, in Weimar seinen Sitz behalten, einige Monate des Jahres aber in Berlin zubringen und dafür 2000 Tlr beziehen zu wollen. Darauf hat man ihn von Berlin aus, wie leicht vorauszusehen war, gänzlich ohne Antwort gelaßen. Diesem wahren Hergang einer viel besprochenen Begebenheit gegenüber erscheint die Erklärung des v. Beyme als eine bewußte Unwahrheit, deren Tendenz übrigens in der Erklärung selbst hinreichend klar ausgesprochen ist. —

Nach zahlreichen, bald schwereren, bald leichteren Krankheitsanfällen, welche, überblickt man die, wenn auch noch so oberflächlichen Nachrichten, welche von denselben aufbehalten worden sind, den entschiedenen Eindruck einer sich sukzessive vollziehenden Lungenzerstörung gewähren und es auffallend erscheinen laßen, daß Schiller auch nur so lange habe leben können, und daß seine nahe bevorstehende Auflösung seit dem Herbste 1804 von Niemanden mit Sicherheit erwartet worden ist, erkrankte er am 30. April und starb Nachmittags am 9. Mai 1805. Sein Tod erregte in Weimar nicht nur kein Aufsehen sondern nicht einmal erhebliche Teilnahme; nach der angeblich in Weimar herschenden, aber jedenfalls höchst seltsamen, Sitte wurde er in der Mitternacht zwischen dem 11.—12. Mai ohne alle kirchliche Feierlichkeit und ohne alle Begleitung begraben, d. h. der Sarg wurde in ein Gewölbe zu zehn andern Särgen hinabgelaßen. Nach einundzwanzig Jahren, als dieses Gewölbe ausgeräumt werden sollte, suchte der damalige Bürgermeister Schwalbe, welcher einst schon dafür gesorgt hatte, daß der Sarg wenigstens nicht von der Schneiderzunft, sondern von Freunden und Bekannten getragen worden war, nach Schillers Gebeinen. Aber es waren zu jenen elf Särgen noch mehrere ge-

kommen, die alten Särge waren zusammengefallen und folglich die Gebeine der hier Bestatteten mit einander vermischt worden. Nur nach Wahrscheinlichkeit ließ sich Schillers Schädel herausfinden, etwas später mit noch geringerer Wahrscheinlichkeit sein übriges Gebein. Seit dem 16. Dezember 1827 sind diese vermutlichen Reste des großen Dichters auf Anregung des Königs Ludwig I. von Bayern in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt.

Schillers Persönlichkeit und Lebensgang macht, bloß äußerlich angesehen und wenigstens auf den ersten Blick, den Eindruck einer gewissen Unebenheit, so daß man in manchen Punkten durch ihn an Jean Paul, oder durch Jean Paul an Schiller erinnert wird. Etwas Gespanntes, Unruhiges, hat er durch sein ganzes Leben, auch in körperlicher Hinsicht, behalten; eine oft sehr stark ausgesprochene Unzufriedenheit mit seiner Lage und das Streben, dieselbe in seinem Sinne und ohne Rücksicht auf die wirklichen Verhältnisse zu verbeßern und zu gestalten, hat ihn von der Militärakademie bis nach Berlin unausgesetzt begleitet. Er wollte durch seine Dichtung etwas erreichen — in der früheren Zeit Ruhm und eine gesicherte Lebensstellung, in der späteren Zeit die letztere; was nach der Erzählung seiner Biographin v. Wolzogen sogar soweit gieng, daß er in seinen späteren Jahren ein höheres Staatsamt zu erhalten wünschte, wozu er sich durch seine Stellung als Dichter vollkommen befähigt wähnte; und wenn auch die rohe Aeußerung, „er sei mit seiner Kunst nach Gelde gegangen, wie ein Schauspieler oder Professor", welche wir aus Weimarischen Kreisen nicht allzulange nach dem Tode des Dichters vernommen, später auch wenig modifizirt gelesen haben, eben nichts ist, als eine Roheit, so liegt derselben doch, wenn wir einzig den äußern Menschen mit dem Auge der Alltagswelt betrachten, ein kleines Körnlein Wahrheit zum Grunde. Hiervon legen zahlreiche Briefe an Körner in einer Weise Zeugnis ab, daß man wünschen möchte, es wären die betreffenden Stellen bei der Herausgabe unterdrückt worden. Dazu kommt, daß er in der frühesten Zeit, und im Ganzen bis zum Ende seines Aufenthaltes in Mannheim, hierin Jean Paul besonders ähnlich, und den Charakter der Genieperiode in der schroffesten Weise an sich tragend, daraus nichts von der Außenwelt empfangen, durchaus nichts lernen wollte; er schuf seine Gestalten mit der subjektivsten Willkür, nur aus sich selbst heraus. Der fundamentale Unterschied aber zwischen Schiller und Jean Paul liegt — ganz abgesehen von der großen Ge-

staltungsfähigkeit, welche ihm vom Anfange an beiwohnte, deren aber Jean Paul gänzlich ermangelte, — darin, daß Schiller Lernfähigkeit besaß und den Willen sich aneignete, zu lernen; daß für ihn eine Zeit kam, in welcher er das Lernen lernen wollte und lernte. Und das ist das unvergängliche Verdienst Körners, daß er Schiller das Lernen gelehrt hat. Ohne Körner würde heute Schiller in gleichem Grade, ja noch mehr vergeßen sein, wie Klinger, und vielleicht weit weniger Bedeutung in Anspruch zu nehmen haben, als dieser. Ohne die reflexiven und kritischen Elemente in Körners Natur, durch welche er die analogen Elemente in Schiller weckte, ohne die Selbstunterordnung und Selbstsucht, auf welche Schiller stets, bis an das Ende seines Lebens, von Körner hingewiesen wurde, Hinweisungen, welche er in nicht genug zu rühmender Weise annahm und befolgte; endlich ohne das immerhin ungenügende Studium der kantischen Philosophie und der Geschichte, wozu er von Körner angeregt wurde — ohne alles dieß würde Schiller für die späteren großartigen poetischen Anregungen Goethes durchaus nicht empfänglich gewesen sein, er würde dieselben vielleicht nicht einmal verstanden haben; ja noch mehr: ohne diese Vorbereitung und ohne die Einwirkung Körners würde er den Stoff seiner späteren Dichtung weder haben finden, noch, und viel weniger, haben gestalten können. Die wahren schöpferischen Anlagen Schillers, welche sich, worauf wir schon vorher hinwiesen, naturgemäß im mittleren Mannesalter entfalten, sind von Körner geweckt und zur Entwickelung vorbereitet, ja gezeitigt worden.

Die bekannten drei Perioden in Schillers Leben: die stürmische, unklare 1780—1784, die philosophisch-reflektirende 1785—1794 und die dichterisch-schaffende 1795—1805, charakterisieren nicht bloß die Entwickelung des großen Dichters, sondern auch die Entwickelung eines ethisch bedeutenden Menschen, und diese Entwickelung ruht nicht etwa auf einem dunklen Instinkt, noch viel weniger auf dem, einer Entwickelung mit Bewußtsein entgegen gehenden Willen Schillers, auch nicht auf den „günstigen Verhältnißen"; der Knotenpunkt dieser Entwickelung ist Körner, ist — um es rund auszusprechen — die willige Unterordnung Schillers unter Körner, wobei er seine Selbstständigkeit bewahrte, und dadurch sich befähigte, später mit gleicher Bewahrung seiner Selbstständigkeit sich Goethe unterzuordnen. In dieser Unterordnung unter eine stärkere Persönlichkeit mit gleichzeitiger Bewahrung der ursprünglichen, anerschaffenen Bestimmtheit des Ich liegt das Ge-

heimnis aller gesunden Entfaltung des menschlichen Individuums, zunächst der ethischen, sodann auch jeder anderen, dichterischen, wißenschaftlichen, praktischen Entfaltung. In diesem Sinne müßen wir, hinwegsehend über die Anstöße und die niemals völlig überwundenen Hemmnisse dieser Entwickelung, allerdings behaupten: Schiller war eine edle Natur — eine Behauptung, welche nur zu oft als unverstandene Phrase ist gebraucht worden, und von den unverständigen, kritiklosen Panegyrikern Schillers noch immer bis zur Karrikatur gemisbraucht wird. —

Eine Beurteilung seiner dichterischen Schöpfungen haben wir hier nicht zu geben; es genügt, einige Gesichtspunkte zur Würdigung derselben aufzustellen. [W. Fielitz „Studien zu Schillers Dramen", Leipzig 1876; Gustav Hauff „Schillerstudien" Stuttgart 1880]. Die drei ersten Bühnenprodukte unseres Dichters wird heut zu Tage wol Niemand, welcher ein einigermaßen gereiftes Kunsturteil besitzt, für dichterische Kunstwerke erklären, dagegen wird auch Niemand in Abrede stellen, daß sich in denselben ein sehr bedeutendes dramatisches Talent offenbare. Dieses Talent liegt in dem Geschick, allgemeine Anschauungen, sogenannte Ideen, Gedanken zu Gestalten zu verkörpern und sich in lebhaftem Dialog mit affektvoller, glänzender Diktion aussprechen zu laßen. Auf diesem Talent beruht in ganz gleicher Weise die Dichtung der Räuber, wie des Wallenstein und des Tell.

Die Räuber sind nicht aus einer konkreten Opposition Schillers gegen die damaligen gesellschaftlichen Zustände, von denen er zu der Zeit wenig oder nichts wußte, noch weniger aus dem Druck, welchen diese Zustände etwa auf ihn speziell ausgeübt hätten, hervorgegangen, sondern aus der Bekanntschaft Schillers mit der damals vorhandenen Drang- und Sturmlitteratur, wie denn seit einiger Zeit hinreichend nachgewiesen ist, daß in den Räubern zahlreiche, mitunter wörtliche Reminiszenzen aus jener Litteratur sich finden. Aber was Schiller hier Eigenes hat, besteht darin, daß er diese allgemeinen Gedanken von „nobeln Bösewichtern" und „edlen Canaillen", wie sie die damalige Litteraturwelt durchzogen, im Ganzen zu seinem Eigentum zu machen sich mit denselben zu identifizieren vermochte. Wenn nun den Dichter die Eigenschaft zum Dichter macht, sich ganz von dem Gegenstande seiner Dichtung erfüllen zu laßen, so muß auch diese Eigenschaft Schillers ihm für die Räuber zugesprochen werden; aber der Gegenstand war eben ein monströser, formloser, folglich undichterischer, und

so haben denn die Räuber auch in der Tat gleich vom Anfange an nicht kunstmäßig, sondern stofflich, durch eine ähnliche Teilnahme für jene Ungeheuer, wie sie Schiller hatte, gewirkt. Die Erfahrung lehrt aber nicht etwa nur heute, sondern hat schon vor fünfzig, vor sechzig Jahren gelehrt, daß auf gesunde Jünglingsnaturen die Aufführung und schon das Lesen der Räuber beunruhigend wirkt; und hiermit ist allein schon die künstlerische, und zwar definitive, Verurteilung der Räuber ausgesprochen. Es wird dabei bleiben müßen, daß die Räuber durchaus nichts weiter sind als die Konzentration der unklar gährenden Elemente der Genieperiode, mit welcher diese Elemente ein für allemal abgetan wurden; solche Abschlüße werden aber stets nur durch einen Geist herbeigeführt, welcher den früheren Geistern derselben Kategorie unbedingt überlegen ist, nnd diese Ueberlegenheit gestehen wir Schiller selbstverständlich (mit Ausnahme von Goethe, der übrigens zu jenen Elementen der Unklarheit und Wirrnis nicht gehört) zu.

Daß es sich, des Fiesko [Ad. Schöll „über Schillers Fiesko" in den „gesammelten Aufsätzen zur klassischen Litteratur alter und neuerer Zeit", Berlin 1884] nicht zu gedenken, mit Kabale und Liebe eben so verhalte, haben wir hier nicht nötig auseinander zu setzen, auch nicht, daß die Räuber und Kabale und Liebe schon deshalb als Dramen bedeutenden Ranges nicht gelten können, weil sie auf wirklich ersonnenen Verhältnissen beruhen, wären dieselben auch frei von der inneren Unwahrheit, von welcher sie strotzen. Dieß sah Schiller später selbst auf das Bestimmteste ein.

Don Karlos aber, welcher einen ungemeinen Fortschritt in der Form zeigt, niemals jedoch gleiche Teilnahme, wie jene beiden Stücke, erlangt hat, kann dieselbe auch in der Tat um des Zwielichts willen, in welches Karlos und Posa gestellt sind, nicht in Anspruch nehmen; er leidet an einem Mangel, an welchem die Räuber und Kabale und Liebe nicht leiden; es fehlt dem Stück die volle Teilnahme und Hingebung des Dichters. Uebrigens hätten längst alle oft sehr weitschweifigen Besprechungen des Don Carlos durch Schillers Briefe über Don Carlos [1788 in Wielands teutschem Merkur] überflüßig gemacht sein sollen; Gründlicheres und Treffenderes ist nicht zu Tage gebracht worden. [Otto Vilmar„ der Charakter Philipps II. in Schillers Don Carlos als ein Wendepunkt in Schillers Entwickelung dargestellt" Hanau 1859.]

Die fünf großen Dramen aus Schillers vollendeter Dichterperiode besitzen wieder den Vorzug, welchen wir an den Räubern und Kabale und Liebe anerkannt, an Don Karlos vermißt haben: der Dichter identifiziert sich wieder mit den Personen seiner Dichtung, und es ist der Satz ganz richtig, welcher oft, bald zum Lobe, bald zum Tadel des Dichters ist aufgestellt worden: man höre in diesen Dramen immer Schiller sprechen." Es ist denselben hierdurch eine eigentümliche wohltuende Wärme eingehaucht, durch welche sie bei ihrem Erscheinen so ungemein ansprachen, noch heute ansprechen, und, wir zweifeln nicht, selbst alsdann noch ansprechen werden, wenn unsere jetzige Bildungsperiode wird völlig abgelaufen sein und ganz andern Anschauungen und einer neuen Sprache und Ausdrucksweise wird Raum gegeben haben. Aber aus eben diesem Grunde laßen sie eine vollendete dichterische Plastik allerdings vermissen. Hierzu kommt noch der andere, vorher bereits berührte Charakter dieser Dramen. Auch sie stellen allgemeine Gedanken, Begriffe, wenn man so will, auf, und versuchen, dieselben an den Personen, an deren Handlungen und Schicksalen zu veranschaulichen — „sie steigen von dem Allgemeinen zum Besonderen herab." Dieß ist nun nicht anders zu erreichen, als dadurch, daß der Dichter die Personen seiner Dramen sich aussprechen läßt, und daher rührt das sehr merkliche, oft geradezu dominierende rhetorische Element seiner Bühnenstücke, welches ihm noch in später Zeit von Körner mit den Worten vorgehalten wurde: „man hört in Dir nicht so sehr den Dichter, als den Redner." Beides zusammen macht den subjektivistischen Charakter der Dichtungen Schillers aus, und gerade um dieses Subjektivismus, namentlich aber um der glänzenden Rhetorik willen, haben die Schillerschen Stücke den allgemeinen Beifall, zumal bei der Jugend, für sich gehabt, und haben ihn teilweise noch immer für sich.

Uebrigens hat sich hinsichtlich der Dramen, von denen wir reden das Urteil der kompetenten Nachwelt ganz anders gestellt, als das Urteil der Zeitgenoßen. Wessen Erinnerung noch in die ersten zehn bis fünfzehn Jahre dieses Jahrhunderts zurückreicht, wird dessen wol eingedenk sein, daß damals der Wilhelm Tell, freilich aus den nachher zu berührenden stofflichen Gründen, unbedingt und ohne Widerspruch als die Krone der dramatischen Dichtung Schillers galt [Karl Lucä „über Schillers Wilhelm Tell", Halle 1865; E. L. Rochholz „Tell und Geßler in Sage und Geschichte" Heilbronn 1877];

ihm zunächst stand die Jungfrau von Orleans, dann Maria Stuart; von Wallenstein war verhältnismäßig wenig die Rede. In unserer Zeit aber möchte sich doch die wolbegründete Ueberzeugung schließlich festgestellt haben, daß Wallenstein der Gipfel der dramatischen Produktion Schillers [J. W. Süvern „über Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie", Berlin 1800] und von da aus nicht nur kein Steigen, sondern ein, wenn auch sehr allmähliches, doch merkliches Sinken der dramatischen Schöpferkraft des Dichters eingetreten sei; in den vier auf Wallenstein folgenden Dramen zeigen sich, und zwar in steigender Progression, berechnete, namentlich auf die Bühnendarstellung berechnete Effekte, am stärksten im Tell. Wir können deshalb der Ansicht nicht sein, Schiller würde bei längerem Leben noch Größeres als bisher geschaffen haben; wir begnügen uns mit dem Worte Goethes über Schiller: „als ein ganzer Mann ist er von hinnen gegangen", und überlaßen jene Ansicht den Panegyristen.

Was die nichtdramatische, die lyrische und didaktische Poesie Schillers betrifft, so leiden die Gedichte der ersten Periode allerdings noch an dem Mangel eines „reinen, mit sich selbst einigen Geschmackes", um Schillers eigene Worte von denselben zu gebrauchen; aber man tadle an ihnen, so viel man wolle, Niemand wird die ungemeine, alles Bisherige weit überbietende, die überwältigende Sprachgewalt verkennen, welche ihnen innewohnt (Hektors Abschied, Amalia, Kindsmörderin, Größe der Welt, Schlacht); dieselbe Sprachgewalt besitzen auch seine lyrischen Erzählungen (Balladen und Romanzen), deren Bedeutung übrigens noch dadurch erhöht wird, daß sie nicht willkürliche Erfindungen, sondern entweder geschichtliche Begebenheiten oder ältere Sagen darstellen, wie z. B. der Gang nach dem Eisenhammer aus dem alten Werke: „Der Seelen Trost" (1478 gedruckt), der Taucher aus der in älterer Zeit gar oft wieder erzählten Begebenheit mit dem Fischer Nikolaus und Kaiser Friedrich II. in Sizilien entnommen ist, zu welcher Schiller selbst im Detail (Beschreibung des Strudels) nichts als einzig die Königstochter hinzugetan hat. Diese Romanzen und Balladen müßen den parallelen Dichtungen Goethes an die Seite gestellt werden und, so lange unsere jetzige Sprache und Anschauungsweise dauert, für völlig unerreichbar gelten, mag man auch, wie öfter geschehen, an den Einzelheiten des Stiles derselben mancherlei (oft mit Unrecht) aussetzen. Schwerlich

wird es viele geben, welche mit A. W. Schlegel behaupten, Schiller habe diese Balladen „wider den Willen der Minerva“ gedichtet.

Auffallend ist es, daß die erotische Lyrik in der Dichtung Schillers so gut wie gar nicht vertreten ist, während doch die Erotik als das eigentliche Element der Lyrik mit Recht gilt. Dazu muß unserm Dichter das Organ gefehlt haben. Alle seine Liebesverhältnisse: zu Sophie Albrecht, zu Charlotte von Wolzogen, Charlotte von Kalb, Margarete Schwan, Julie von Arnim und endlich auch zu Charlotte von Lengefeld sind alles und jedes poetischen Schmelzes und Duftes baar und ledig; oft sind es, wie wir aus dem Briefwechsel mit Körner sehen, die allerhausbackensten Heiratsgedanken, von welchen der Dichter bewegt wird, und der Briefwechsel zwischen ihm und seiner Braut (Schiller und Lotte 1788, 1789), herausgegeben Stuttgart 1856 von der Tochter (Frau v. Gleichen) [vollständiger 1879 in drei Bänden von W. Fielitz] enthält zwar sehr Anmutiges und Herzliches, aber von Poesie auch nicht ein Fünklein.

Die didaktische Poesie der zweiten reflektierenden Periode, welche ohnehin nur äußerst sparsam gefloßen ist, gehört, gleich dem „Geisterseher“ (1789) welcher nur ein Torso bleiben konnte, und von welchen man deshalb unter Schillers Werken wenigstens nicht rühmend reden, lieber ganz schweigen sollte — zu den eigentlich verunglückten Erzeugnissen des Dichters, die er übrigens als solche auch sehr wol erkannte. Hat er selbst das Lied an die Freunde [, das Beethoven im Schlußsatze seiner neunten Symphonie verwendete,] für ein „schlechtes Gedicht“ erklärt, so werden wir es nicht gut finden, sondern getrost für ein Gewebe unerträglicher Phrasen erklären dürfen. Das Gedicht aber „die Künstler“, von welchem Schiller (Körners Briefwechsel [9. Februar 1779]) „die Hauptidee des Ganzen“ dahin angab, es stelle „die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit“ dar, und welches Wieland gar nicht für Poesie wollte gelten laßen, weil es eine Allegorie sei, welche sich mit jedem Augenblick in eine neue Allegorie auflöse oder in abstrakte philosophische Sätze übergehe, ist an sich und besonders durch die Einschachtelungen, welche der Dichter sukzessiv an demselben vornahm, zu einem wahrhaft verworrenen Produkt geworden — einst hoch gefeiert, war es schon vor fünfzig Jahren das Schreckbild der Primaner, welche genötigt wurden, Analysen desselben zu liefern. Dagegen hat die didaktische Poesie des dritten Zeitraums einige der edelsten Blüten der Dichtung

Schillers überhaupt geliefert: das Ideal und das Leben vorausgesetzt, daß man dasselbe nicht erkläre, wie es Fülleborn und nach ihm so Viele schulmeisterlich von dem Streben nach „Tugend" erklärten, der Spaziergang, das Glück, der Genius, das Lied von der Glocke, das Mädchen aus der Fremde. [H. Viehoff, „Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen und Quellen zurückgeführt nebst Variantensammlung und Nachlese" 3 Bde., 5. Aufl. Stuttgart 1876. K. E. Putsche, „Schillers Gedichte für das deutsche Volk erläutert", Leipzig 1884.]

Zum Gelehrten hatte Schiller keine Anlage und als Geschichtschreiber kann er keinen höheren Rang in Anspruch nehmen, als den eines Kompilators, welcher höchst flüchtig zusammengetragene, aus Schriften dritter und vierter Hand unkritisch geschöpfte Stoffe in ein leichtes, meist geschmackvolles Gewand gekleidet hat. [Neuere gründliche Untersuchungen sind in Betreff dieser Frage doch zu ganz andern Resultaten gelangt: K. Tomaschek, „Schiller in seinem Verhältniße zur Wissenschaft", Wien 1862. K. Twesten, „Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft", Berlin 1863. Kuno Fischer, „Schiller als Philosoph", Leipzig 1868. Fr. Ueberweg, „Schiller als Historiker und Philosoph" Leipzig 1884.] Daß seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande fast das gerade Gegenteil der wirklichen Geschichte dieser Vorgänge sei, ist jetzt auch dem Laien der Geschichtswissenschaft bekannt, und kaum viel beßer verhält es sich mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welche übrigens, was man, um gegen Schiller nicht ungerecht zu werden, ja nicht vergeßen möge, ursprünglich in dem „Historischen Kalender für Damen" auf die Jahre 1791—1793 erschien. Dagegen müßen wir die von angeblich bedeutenden Historikern ausgegangene und in gewissen Kreisen weit verbreitete Meinung, als sei die moderne Glorifikation Gustav Adolfs auf die unkritische Darstellung Schillers zurück zu führen, entschieden zurück weisen. Wer sich eingehend mit der kleinen Litteratur des 17. Jahrhunderts beschäftigt hat, der weiß, daß damals von Hoch und Niedrig, von Kalvinisten und Lutheranern der schwedische König mit noch weit stärkeren Zügen als heut zu Tage für den einzigen Retter nicht nur der evangelischen Kirche, sondern auch Deutschlands ist erklärt und als solcher enthusiastisch gepriesen und gefeiert worden, und daß diese Ansicht, wie leicht nachzuweisen ist, sich unverändert bis zu Schillers Zeit erhalten hatte.

Nennt man Schiller einen „Apostel der Freiheit", wie das in der neueren Zeit bei denjenigen Sitte geworden ist, welche das Monopol zu besitzen meinen, von Freiheit zu reden, so verbindet man mit dieser Bezeichnung schwerlich klare Begriffe. Soll die soziale Freiheit darin bestehen, daß Räuberbanden verherrlicht und die höheren Stände als schurkische Bösewichter, die unteren als hochherzig und tugendhaft unbesehens bezeichnet werden, oder die politische in dem „Männerstolz vor Königstronen" und in der „Rettung von Tyrannenketten", so wird es sich wol kein Besonnener einfallen laßen, solche unsinnige Insinuationen, welche mit der Verleihung der Würde eines citoyen français durch den Nationalkonvent auf gleicher Stufe stehen, und an denen es freilich keineswegs gefehlt hat, irgend einer Antwort zu würdigen. Richtig ist es aber, daß ein sehr erkennbares Element der dichterischen Schöpfungen Schillers, mit Einschluß der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, in der Darstellung der Befreiung eines Volkes von fremder Herrschaft bestehet. Am deutlichsten zeigt sich dasselbe in der Jungfrau von Orleans und im Wilhelm Tell, weshalb auch diese beiden Dramen, zumal das letztere, in den Zeiten der Vergewaltigung Deutschlands durch die Franzosen sich der allgemeinsten Gunst aller Vaterlandsfreunde erfreueten; namentlich war der Tell im Ganzen sowol wie in einzelnen Szenen und Stellen eine Art von Bundeszeichen, an welchem sich die Vertreter der deutschen Freiheit gegen Napoleons Knechtung erkannten. Daß die wirklichen Begebenheiten, welche dem Wilhelm Tell zum Grunde liegen, die Losreißung der Schweiz vom deutschen Reichsverbande, sich sehr wenig zu einer solchen patriotischen Benutzung des Stückes eignete, fiel bei der damaligen äußerst geringen Kenntnis der wirklichen vaterländischen Geschichte und bei dem noch ganz unentwickelten allgemeinen deutschen Bewußtsein Niemanden ein, als eben Napoleon, welcher sich darüber wunderte, wie die ganz antideutsche Tat Tells mit ihren Folgen von den Deutschen in so hohem Grade könne gefeiert werden. Indes, versteht man das Prädikat eines Dichters oder Apostels der Freiheit in dem allgemeinen Sinn, daß Schiller die Befreiung der Völker von fremdem Joche gefeiert habe, so wollen wir ihm dieses Prädikat in dem angegebenen allgemeinen Verstande gern zugestehen. Nur vergeße man dabei nicht, daß Schiller weit entfernt, in dem heutigen Sinne freiheitlich gesinnt zu sein, d. h. die historischen Grundlagen der deutschen Monarchieen

erschüttern zu wollen, er vielmehr für diese Ordnungen oft, z. B. am Grabe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, und namentlich auch dadurch eingetreten ist, daß er im Dezember 1792 auf das Ernstlichste damit umgieng, eine Verteidigung Ludwigs XVI. zu schreiben und nach Paris zu senden [, wie er auch in der Jungfrau von Orleans das Königtum der Lilien mit einer der gleichzeitigen Revolution in Frankreich feindlichen Tendenz verherrlichte. — Karl Rieger, „Schillers Verhältnis zur französischen Revolution", Wien 1885].

Ueber Schillers Verhältnis zum Christentum ist, seitdem seine „Götter Griechenlands" (in Wielands teutschem Merkur 1788, I, 250 bis 260) erschienen waren, vielfältig verhandelt worden, teils von dem Standpunkte der angeblichen Erkenntnis des einen Gottes aus der Natur, wie schon im nächsten Hefte des Merkur v. Knebel tat, welcher doch meinte, man werde sich heut zu Tage ennuyieren, wenn man mit dem Gott des Weines, auch wenn er noch so freudetrunken sei, lange auf seinen Bergen herumziehen müße, oder der jugendliche Franz von Kleist, „das Lob des einzigen Gottes" in der Natur, als „Gegenstück zu den Göttern Griechenlands", (t. Merk. 1789, II, 111. f.) kindlich jubelnd feierte, teils vom Standpunkte der Offenbarung aus, wie Graf F. L. von Stolberg (im Deutschen Museum 1788, II, 97 f.) und der unglückliche Benkowitz (in Archenholz, Litteratur und Völkerkunde, 1789, Sept., S. 262 f.) dieß ausführten, wobei nur nicht unterlaßen werden darf, zu bemerken, daß Stolberg gerade den Hauptpunkt traf, welcher damals und noch viel später (in den Besprechungen des Kultus des Genius seit 1838 und in Röpes Programm von 1853 über die Götter Griechenlands, so wie in dem aus Röpes Schrift entstandenen litterarischen Streit) unbeachtet geblieben ist: die Poesie kann, sagt Stollberg, wenn sie Poesie sein will, nicht die Unwahrheit im Gegensatz gegen die Wahrheit feiern wollen. Diese Grundlage der Poesie anzuerkennen, war Schiller damals freilich gänzlich unfähig; aber bedauerlich bleibt es, daß er dieselbe auch acht Jahre später nicht anerkennen wollte, vielmehr sich an Stolberg durch zwei höchst platte Xenien zu rächen vermeinte. Wieland meinte in der Anmerkung zu Kleists Gedicht, Schillers Gedicht sei von Kleist und Stolberg misverstanden worden; wie er dieß gemeint, hat er unterlaßen, zu sagen. Das Leidlichste indes, was sich für ein solches Misverständnis sagen

läßt, ist von Gg. Reinhard Röpe [„Schillers Götter Griechenlands, ein Zeugnis für die gute Sache des Christentums. Als Beitrag zum Verständnis und zur gerechteren Würdigung Schillers“ Hamburg 1853] und Anderen in der neuesten Zeit gesagt worden und läuft im Ganzen darauf hinaus, Schiller habe nur den Gott des Rationalismus gemeint, und diesem, allerdings im Vergleich mit den antiken Gottheiten toten, Gott dicht gegenüber habe sein Gefühl ein gewißes Recht auf seiner Seite. Schwerlich haben diejenigen, welche dergleichen vorbringen, v. Knebels und v. Kleists vorher berührte Auslaßungen gelesen: grade sie vertreten den rationalistischen Gott, und zwar Knebel als den Gott des reineren und höheren Menschenbewußtsens, Kleist als den Gott der Liebe gegen Schillers ausgesprochenen Polytheismus, welcher ihm als die höchste Blüte der menschlichen Erkenntnis und Liebe erschien. Schiller wollte zwar auch diesen Gott der Deisten mit angegriffen wißen, aber offenbar auch den einen Gott, gleichviel wie dieser Eine auftrete, in der Offenbarung oder im Deismus, und zwar wollte er ihn prinzipiell in der Offenbarung, höchstens sekundär im Naturalismus angegriffen wißen. Ganz unrichtig ist es aber, wenn in diesen Verhandlungen behauptet worden ist, Schiller habe den Gott der Offenbarung, den lebendigen Gott nicht, sondern nur den Gott der Aufklärung oder des Rationalismus gekannt; er hatte den wahren Gott sehr wol, und zwar durch seine fromme Mutter, kennen gelernt; von dieser Erkenntnis war er mit vollem Bewußtsein abgefallen (s. den Briefwechsel zwischen Julius und Raphael in der Thalia), ist auch niemals zu derselben zurückgekehrt, und hat zu dieser Erkenntnis fortwährend in einem feindlichen Verhältnis gestanden, gleich Goethe, nur daß er diese Feindseligkeit teils unverhüllter, teils schärfer hervortreten ließ, als Goethe. Wir können demnach, alles reiflich erwogen, nur das Urteil wiederholt aussprechen, es habe Schiller durch das in Rede stehende Gedicht seinen Abfall vom Offenbarungsglauben dokumentirt, wenn wir gleich in denjenigen Stellen des Gedichtes ihm beistimmen müßen, in welchen er dem eben so sehr der Poesie wie der Offenbarung widerstrebenden nackten Naturmechanismus entgegen tritt. Es gewinnt dieß unser Urteil durch den Umstand nicht wenig Gewicht, daß „die Götter Griechenlands“ keineswegs etwa isoliert in Schillers Poesie stehen, sondern ihnen zwei Gedichte völlig gleicher Tendenz: das atheistische Lied an die Freude hinsichtlich dessen der höchst seltsame und von der Verworrenheit jener

Periode Zeugnis gebende Umstand bemerkt zu werden verdient, daß Stolberg sich an diesem Liede, welches materiell ärger ist, als die Götter Griechenlands, erfreut hatte und das pantheistische Lehrgedicht „Resignation", hervorgerufen durch Poussins altes, damals aber viel gefeiertes Gemälde „Arkadien", welches die Worte: Et in Arcadia ego auf einen Grabstein geschrieben zeigt, vorangegangen waren. Daneben wollen wir nicht allein gern zugestehen, sondern behaupten, daß Schiller in seiner spätern Zeit Gedichte geschaffen habe, wie namentlich „das Glück", welche vom höchsten Standpunkte der Kunst die Grundlagen der Offenbarung aussprechen, — denn die wahre Kunst geht aus dem Leben des lebendigen Gottes der Offenbarung hervor — und in so fern eine Versöhnung seiner Poesie mit der Offenbarung darstellen, auch, daß diese Darstellung eine ihm unbewußte Versöhnung enthält; daraus aber folgt nur, daß Schiller als Dichter weiter und tiefer habe sehen gelernt, als er es als Mensch jemals gelernt hat und hat lernen wollen, nicht aber, daß in den Göttern Griechenlands ein unbewußtes Anerkennen der Offenbarung subjektiv gelegen habe und objektiv ausgesprochen worden sei; dieß Gedicht geht gleich den andern gleichzeitigen Gedichten Schillers von Gott hinweg, und erst die Gedichte der vollendeten Kunstperiode streben wieder unbewußt, instinktiv, Gott zu erreichen.

[Einzelnsammlungen seiner Gedichte und prosaischen Schriften hat Schiller noch selbst vorgenommen; auch von einer Sammlung seiner Dramen, „Theater von Schiller", konnte er noch den ersten Band besorgen. Die erste Zusammenstellung von „Friedrich von Schillers sämtlichen Werken" erfolgte erst sieben Jahre nach seinem Tode. Zwischen 1812 und 1815 gab der getreue Körner in 12 Bänden Schillers Werke (Stuttgart und Tübingen in der Cottaschen Buchhandlung) heraus; der erste Band enthält die von Körner verfaßte Schillerbiographie „Nachrichten von Schillers Leben". Zwischen 1867 und 1876 erschienen im Cottaschen Verlage zu Stuttgart in 15 Bdn. (eigentlich 17, da Band 5 und 15 Doppelbände sind) „Schillers sämtliche Schriften. Historisch kritische Ausgabe. Im Verein mit A. Ellisen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oesterley, H. Sauppe und W. Vollmer von Karl Gödeke. Neben dieser grundlegenden Musterausgabe verdienen noch R. Boxbergers achtbändige Ausgabe (Berlin 1882), die Hempelsche und die in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur" (Bd. 118 u. f.) erscheinende besondere Erwähnung. Als Kommentar dienen Düntzers

und Eckardts „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern" (Leipzig in zahlreichen Auflagen herauskommend). „Schillers Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805" mit seinen zahlreichen Eintragungen ist 1865 (Stuttgart) von Schillers Tochter herausgegeben worden. — Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, ihn und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1781—1805. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Schillers Werken gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun, 3 Bde. Berlin 1882.]

Von Schillers Briefwechsel ist zwar sehr Vieles herausgegeben worden, Manches darunter aber zerstreut in allerlei, oft sehr untergeordneten Zeitschriften. Hier genügt es, folgende Sammlungen [, soweit sie nicht bereits an anderer Stelle erwähnt sind,] namhaft zu machen: [Briefe an Schiller gaben heraus Urlichs (Stuttgart 1877) und Speidel und Wittmann „Bilder aus der Schillerzeit" (Berlin 1884).] Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert v. Dalberg in den Jahren 1781—1785. Karlsruhe 1819 (zuletzt Mannheim 1854). — [Briefe Schillers mit geschichtlichen Erläuterungen, 2 Bde. (Berlin o. J.). Friedrich von Schillers auserlesene Briefe, hrsgb. von H. Döring, 3 Bde. (Zeitz 1835). Joh. Valentin Teichmanns litterarischer Nachlaß, hrsgb. von Dingelstedt (Stuttgart 1863). Schillers und Fichtes Briefwechsel hrsgb. von J. H. Fichte (Berlin 1847); hiezu Urlichs „Schiller und Fichte" (1881 in der „Deutschen Rundschau"). Briefe Schillers und Goethes an Aug. Wilh. Schlegel (Leipzig 1846). Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, hersgb. von Maltzahn (Leipzig 1875). Geschäftsbriefe Schillers. Gesammelt, erläutert und herausgegeben von K. Gödeke (Leipzig 1875). Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgegeben von Wilhelm Vollmer (Stuttgart 1876). Es ist die beste, nach jeder Richtung hin schlechtweg musterhafte Ausgabe eines Briefwechsels, welche wir überhaupt besitzen; eine wahre Fundgrube von Belehrung ist von Vollmer in einer Fülle inhaltsreicher Anmerkungen gegeben. Von sämtlichen Briefwechseln Schillers erscheinen als die drei ungleich wichtigsten:] Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Berlin 1847, 4 Bde. [; 2. vermehrte Aufl. herausgegeben von K. Gödeke, Leipzig 1874 in 2 Bänden], ungemein wichtig für die Geschichte der Entwickelung Schillers, wenngleich er in seinen Briefen an Körner nur zu oft in einem Lichte sich zeigt, welches man wünschen könnte, nicht gesehen zu

haben. — Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt [mit Humboldts herrlicher „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung"] Stuttgart 1850; [2. vermehrte Ausgabe 1876]. — Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Stuttgart 1828—29; 6 Bde. [Vierte, von W. Vollmer besorgte und vervollständigte Ausgabe 1881 in 2 Bänden.]

Als biographische Werke müßen genannt werden: [Th. Carlyle „the life of Schiller" zuerst 1825, with supplement London 1873; E. L. Bulwer „Schillers Leben und Werke" ins Deutsche übersetzt von H. Kletke, Berlin 1848.] Karoline v. Wolzogen Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Stuttgart 1830 (und dann öfter), 2 Bde [, zuletzt in einem Bande, Stuttgart 1884]. Hierzu vergleiche man auch den litterarischen Nachlaß der Frau von Wolzogen, Leipzig 1848, 2 Bde. — K. Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhange. Stuttgart 1838 bis 1842, 5 Bde. Ein Werk von der ermüdendsten Weitschweifigkeit und in Beziehung auf das Verständnis der Dichtung Schillers oft höchst mangelhaft. — Gustav Schwab, Schillers Leben in 3 Büchern, Stuttgart 1840. Eine der besten Biographieen, obgleich nach 1840 (1841) noch fast die wichtigsten biographischen Tatsachen erst an das Licht gekommen sind. — J. W. Schäfer, Schiller, eine biographische Schilderung. Leipzig 1852 — Emil Palleske, Schillers Leben und Werke. Berlin 1858—59, 2 Bde.; [11 Ausgabe 1882]. An Aufführung der Tatsachen [längere Zeit] die vollständigste und genaueste Biographie; leider zum großen Teil in einem gespreizten und pretiösen Stil geschrieben und durchgängig nur panegyrisch. — [H. Düntzer „Schillers Leben mit authentischen Illustrationen". Leipzig 1881. — Auf Grundlage der kritisch-historischen Ausgabe und alter wie neuer Forschungen hat Richard Weltrich eine umfassende nach jeder Richtung hin abschließende Biographie in 2 Bänden begonnen, deren erster Teil (Stuttgart 1885) nunmehr vorliegt: „Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen"; vgl. Grenzboten II, 673. 1885.] Hierzu kommen noch: Friedr. Wilhelm v. Hoven: Biographie, von ihm selbst geschrieben. Nürnberg 1840. — v. Hoven war einer der am nächsten an Schiller angeschloßenen Zöglinge der Militär-Akademie;

[in seiner Autobiographie sind auch zahlreiche Briefe Schillers zum Abdruck gelangt. — Besonderer Hervorhebung aber gebührt der großartigen „Rede auf Schiller", welche Jakob Grimm am 10. November 1859 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin hielt; wieder abgedruckt in J. Grimms kleineren Schriften I, 375—399.].

Bildsäulen Schillers sind errichtet worden in Stuttgart (1838), in Weimar und in Frankfurt a. M.; [in München, Wien, Hamburg, Berlin, Ludwigsburg, Mainz, Mannheim, Wiesbaden, Hannover, Marbach, New-York und vielen andern Orten]. Mit Recht berühmt ist die kolossale Büste Schillers von Dannecker, seinem Genoßen in der Militär-Akademie. [Neben den Statuen ragt aber als schöneres Denkmal die am 10. November 1859 in Dresden gegründete deutsche Schillerstiftung zur Unterstützung hilfsbedürftiger deutscher Schriftsteller und deren Hinterbliebenen.]

---

9. August Wilhelm von Schlegel.

August Wilhelm von Schlegel stammte aus einem litterarisch-poetischen Geschlechte. Schon sein Großvater, kurfürstlich sächsischer Appellationsrat in Meissen, beschäftigte sich mit der Dichtkunst; sein Oheim Johann Elias (gest. 1749) war ein für seine Zeit bedeutender Tragödiendichter; sein Oheim Johann Heinrich (gest. 1780) wenigstens ein verhältnismäßig guter Uebersetzer englischer Dramen und sein Vater Johann Adolf, gest. als Pastor Primarius in der Neustadt Hannover, Superintendent und Konsistorialrat 16. September 1793, ein noch jetzt nicht ganz vergeßener, zu seiner Zeit angesehener Dichter von Kirchenliedern [und Uebersetzer des einflußreichen französischen Kunstlehrers Batteux].

A. W. Schlegel war geboren zu Hannover am 8. September 1767, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte [seit 1786] in Göttingen, anfänglich Theologie, dann unter Heyne Philologie. Hier kam er in nahe Berührung mit Bürger, welcher den dichterischen Geist in ihm erkannte und bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte, „den leidenschaftlichen Versemacher von Kindesbeinen an",

wie er sich selbst nennt. Bürger führte ihn in die litterarische Welt ein und Schlegel hat für Bürger ein dankbares Andenken lebenslänglich bewahrt, übrigens auch die ohne alle Vergleichung beste Kritik, welche vorhanden ist, über Bürgers Dichtungen geliefert (Charakteristiken und Kritiken 1801. II, 3 ff. Sämmtl. W. VIII, 64 ff.). Außerdem erwachte in Göttingen in ihm die Neigung zu der romanischen Poesie, welche von Bouterweck, wenn nicht erweckt, doch in der erfolgreichsten Weise genährt wurde.

Nach Vollendung seiner Universitätsstudien war Schlegel drei Jahre lang Hauslehrer in Amsterdam und nahm bald nachher seinen Aufenthalt in Jena. Hier verheiratete er sich im Jahre 1796 mit der vier Jahre älteren Tochter des bekannten Orientalisten Johann David Michaelis, Karoline verwittwete Böhmer, einer geistig sehr angeregten Frau, welche im Anfange eifrigen Anteil an den Arbeiten ihres nunmehrigen Gatten nahm, und namentlich [an seinem Aufsatze „über] Shakespeares Romeo und Julie" in Gemeinschaft mit ihm [arbeitete], aber sehr bald sich so wenig mit ihm wie er sich mit ihr vertragen konnte, ein Liebesverhältnis mit Schelling anknüpfte, und diesen, nachdem sie 1802 von Schlegel geschieden worden war, heiratete (gestorben 1809) [Karoline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Augusta, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel, hrsgb. von G. Waitz, 2 Bde. (Leipzig 1871); Karoline und ihre Freunde. Mitteilungen aus Briefen von G. Waitz (Leipzig 1882). R. Haym, „ein deutsches Frauenleben aus der Zeit unserer Aufklärung" im 28. Bande der preußischen Jahrbücher und W. Scherer „Karoline" in den „Vorträgen und Aufsätzen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich" (Berlin 1874)]. Seiner Stieftochter, Auguste Böhmer, welche 1800 im Bade Boklet starb, widmete Schlegel einen gefühlvollen Nachruf [in dem mit Tieck gemeinsam herausgegebenen „Musenalmanach für das Jahr 1802"].

Im Jahre 1798 wurde er Professor der Litteratur in Jena und herzoglich Weimarischer Rat, war ungemein fleißig und litterarisch tätig und stand mit den bedeutenden Personen der damaligen Jenaer und Weimarer Kreise im nächsten Verkehr, der jedoch auch zu starken Erkältungen, wie namentlich zwischen Schiller und ihm, und litterarischen Fehden mit Schütz u. A. führte. [Näheres hierüber bieten die zwei

Bände „Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens Charakters und Verdienstes, nebst einer Auswahl aus seinem litterarische Briefwechsel", Halle 1834—1835.]

Im Jahre 1801 gieng er nach Berlin, [wo er Vorlesunge vor gemischtem Publikum hielt,] und seit 1803 war er der Begleite der Frau v. Staël, welche in diesem Jahre, von Goethe an Schlege empfohlen, nach Berlin kam. Er hielt sich mit ihr in Italien, au ihrem Landsitz Coppet bei Genf, auch in Dänemark und Schwede längere oder kürzere Zeit auf. In Schweden erhielt er 1809 de Titel Legationsrat und die Erhebung in den Adelstand oder die angebliche Erneuerung desselben.

Im Jahre 1807 war er in Paris, im Jahre 1808 aber hiel er in Wien seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur Im Jahre 1813 befand er sich im Gefolge des Kronprinzen vo Schweden, verfaßte die meisten von demselben ausgegangenen Proklamationen und war sonst publizistisch tätig. Nach Beendigung de Krieges lebte er wieder mehrere Jahre in Coppet bis zu dem Tod der Staël (1817).

Bei der Gründung der Universität Bonn wurde er zum Professor der Litteratur daselbst ernannt (1818) und verheiratete sich in Jahre 1819 mit Sophie Paulus, der Tochter seines vormaligen Amtsgenoßen in Jena, des bekannten Theologen Paulus in Heidelberg; doc hatte diese Ehe fast dasselbe Schicksal, wie die frühere: die Gatte trennten sich sehr bald freiwillig. In Bonn war Schlegel vorzugsweise mit Sanskritstudien beschäftigt und starb daselbst, über 77 Jahr alt, am 12. Mai 1845. —

Schlegel war, zunächst neben seinem Bruder Friedrich un L. Tieck, das Haupt der sogenannten romantischen Schule. E hält diese Bezeichnung einerseits die ursprüngliche Bedeutung de Wortes: „der Poesie der romanischen Sprachen zugeneigt" fest, andererseits aber verstand man unter „romantisch" das dem sogenannte Mittelalter Zugehörige überhaupt, mit bestimmtem Einschluß auch de Deutschen und hieran knüpfte man sowol die Vorstellung des Volksmäßigen, Naturwüchsigen, als des Wunderbaren und (seit Wieland) de Phantastischen. Von einem Gegensatze des Romantischen gegen da Klassische, d. h. die Kunst des griechisch-römischen Altertums, kan mithin kaum, und bei A. W. Schlegel gar nicht die Rede sein, inde Letzterer der griechischen Dichtkunst fortwährend seine Tätigkeit zu

gewendet hat. Die Hauptsache blieb und bleibt die, daß die Häupter der romantischen Schule der Poesie der romanischen Nationen, von Dante bis Tasso, von den spanischen alten Romanzen bis auf Cervantes, der deutschen Poesie des zwölften bis dreizehnten Jahrhunderts, und endlich Shakespeare, ihre Bedeutung — wenn man so will; neben der griechisch-römischen Dichtung — vindizierten, und daß sie geltend machten, es ruhe jene Poesie auf großen Gesamtanschauungen von Kirche und Monarchie, auf einem Allen gemeinsamen Glauben und einer Allein gleicher Weise erfüllenden ethischen, sozialen und politischen Gesinnung; ohne diese Gesamtanschauungen zu teilen, wenigstens anzuerkennen, könne jene Poesie weder gewürdigt, noch auch nur verstanden werden. Durch diese Grundlagen, auf welchen die romantische Schule fußte, durch die Gedanken, welche sie anregte, und durch die Erfolge, welche sie fast auf allen Gebieten des geistigen Lebens gehabt hat, ist sie bedeutender, als durch ihre dichterischen Leistungen. Weil diese in keinen allzu hohen Anschlag kommen, weil sich später manche phantastische und formlose Geister an sie anschloßen (Otto Graf v. Loeben u. A.), und vor Allem, weil jene Grundlagen, die Postulate großartiger gemeinsamer auf dem unzerrütteten Volksleben und auf der Kirche ruhender Volksanschauungen, der Mitwelt und noch der Gegenwart nicht allein fremd, sondern widerlich waren und sind, hat sich in der Masse der Litteraturwelt ein nicht allein ungünstiges, sondern ganz allgemein verwerfliches Urteil über die romantische Schule gebildet. In diese Verurteilung A. W. Schlegel mit einzubegreifen, gehört zu den bewußten Ungerechtigkeiten oder zu den krassen Ignoranzen eines leichtfertigen, oberflächlichen, plaudernden Litteratentums; übrigens wird Vieles der Art J. H. Voß, Mehreres Arnold Ruge nachgeschnattert.

Schlegels Dichtungen haben den unbestrittenen Vorzug einer großen Formvollendung; weniger bedeutend und mitunter geringfügig ist der dichterische Gehalt, indes seine Poesie im Ganzen geringfügig und unbedeutend zu nennen, wie nicht selten geschehen ist, kann mit der Wahrheit nicht bestehen. Allerdings hört man vielen seiner Gedichte an, daß er von dem Gegenstande derselben nicht ganz erfüllt und durchdrungen war. Als Meister aber und Muster, oder wie er sich selbst mit vollem Rechte bezeichnete, als „Schöpfer und als Bild der Regel“ muß er in der Bearbeitung fremder Dichterwerke gelten.

Vor ihm hatte Niemand versucht, Shakespeares Eigentümlichkeit zu faßen, geschweige denn nachzubilden; er hat an dem englischen Dichter die bis daher noch unübertroffene, wol gewis auch unübertreffliche Kunst des Uebersetzens im strengsten Wortverstande geübt, denn Shakespeares Gedanken und Formen spiegeln sich mit voller Treue in Schlegels Uebersetzung wieder, so daß wir in derselben nicht ein Bild des englischen Dichters, sondern den Dichter selbst, unverkürzt und ungebrochen, erhalten haben. [Schlegel hat zwischen 1797 und 1801 siebzehn Stücke Shakespeares — Romeo und Julia; Sommernachtstraum; Julius Cäsar; Was ihr wollt; Sturm; Hamlet; Kaufmann von Venedig; Wie es euch gefällt; König Johann; Richard II.; Heinrich IV.; Heinrich V. und Heinrich VI. — übersetzt und in acht Bänden (Berlin) erscheinen lassen; in einem 9. Bande folgte dann noch 1810 als siebzehntes Stück die Uebersetzung Richards III. M. Bernays „zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare" (Leipzig 1872); R. Genée „Studien zu Schlegels Shakespeareübersetzung nach den Handschriften" (1880 im 10. Bde. von Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte)]. Aehnlich verhält es sich mit Dante und mit Calderon, welche beide Dichter uns Schlegel überhaupt erst nahe gebracht hat. (Spanisches Theater 2 Bde. 1803—1809 [enthaltend: die Andacht zum Kreuze; über allen Zauber Liebe; die Schärpe und die Blume; der standhafte Prinz; die Brücke von Mantible. Vgl. Max Koch „Calderon in Deutschland" 1881 in der Wochenschrift „im neuen Reich"]. Blumensträuße italienischer, spanischer und portugisischer Poesie 1803). Die Uebertragungen ruhen auf dem gründlichsten und umfaßendsten Quellenstudium, und doch fällt der Beginn der Uebersetzung Shakespeares in den Anfang der litterarischen Tätigkeit Schlegels, in das Jahr 1796. Nicht geringer als die Nachdichtungen der romanischen Poesie können auch die Nachbildungen antiker, römischer wie griechischer, Dichtungen angeschlagen werden.

Diese hervorragende Meisterschaft Schlegels in der Uebersetzungskunst, in der eigentlichen Nachdichtung fremder Dichtwerke hat unsere ganze Uebersetzungskunst, auch den antiken Schriftstellern gegenüber, auf eine neue, höhere Stufe gehoben, so daß wir uns seitdem mit der, wenn auch sonst ehedem anerkennenswerten Uebersetzungskunst Voßens nicht mehr begnügen können. Besonders hervorzuheben ist in Beziehung auf die Nachbildungen romanischer Poesie, daß

Schlegel das Sonett — zwar nicht wieder eingeführt, denn das hatte schon Bürger getan, aber — in seiner wahren Gestalt und in seiner Bedeutung gezeigt und bei uns heimisch gemacht hat; es war dasselbe von den beiden schlesischen Schulen bereits nachgeahmt, aber in höchst verunglückten Formen nachgeahmt worden und dadurch nachgerade der Lächerlichkeit und Verachtung verfallen, während es seit Schlegel mit zu den Perlen unserer neueren Dichtungsformen gehört. [H. Welti, „Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung", Leipzig 1884].

Hervorragend sind ferner seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur (1809—1811 erschienen, in den sämtlichen Werken Band 5 und 6), in das Französische, Englische und Italienische übersetzt, welche Niemand ungelesen laßen darf, welcher sich über diesen Gegenstand ein Urteil bilden will; sie zeichnen sich sowol durch den, auf den umfaßendsten und sorgfältigsten Quellenstudien beruhenden, gelehrten Inhalt, wie durch die Form der Darstellung aus, und sind oft nicht mit Unrecht als der „Kern der litterarischen Wirksamkeit Schlegels" bezeichnet worden. In gleicher Weise wirkte Schlegel zwei Jahre vorher, ehe er die Vorlesungen herausgab, in Frankreich durch eine kleine Schrift (comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide, 1807), nur mit weit größerem augenblicklichem Aufsehen — er bewies den Franzosen die Richtigkeit ihres Racine den Griechen gegenüber.

Für die deutsche Litteratur, die ältere und die neuere, haben die Kritiken und Abhandlungen Schlegels (im Athenäum [Berlin] 1798—1800; in den Charakteristiken und Kritiken [Königsberg] 1801; in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung 1796 bis 1799; in den Horen; in der Zeitung für die elegante Welt; in den Heidelberger Jahrbüchern, in seines Bruders [Europa und deutschem] Museum und anderwärts) in eminentem Grade die Wege gewiesen und die Grenzen abgesteckt. Was die ältere deutsche Litteratur betrifft, so erinnern wir an die Charakterisierung des Volksliedes und der Volkspoesie überhaupt im Gegensatze gegen die Kunstpoesie (in dem schon oben zitirten Artikel über Bürger), welche geradezu grundlegend gewesen ist, namentlich für J. Grimm (in seiner Schrift über den deutschen Meistergesang) und für Lachmann, und grundlegend bleiben wird, wenn nicht die neueste, die Sache ignorierende und den Buchstaben dienende Hyperkritik uns in den Abgrund der Unkritik

zurückstoßen soll. Auch der Beurteilung der Grimmschen „Altdeutschen Wälder" müßen wir gedenken, welche, so herb und in einzelnen Punkten sogar ungerecht sie auch war, doch in manchen sehr erheblichen Stücken die richtigen Bahnen wies. In der neueren Litteratur war es Schlegels Bestreben, den „litterarischen Rationalismus auszutreiben", wie einst treffend bemerkt worden ist; alles Platte, Triviale, Phrasenhafte, dürr Abstrakte wurde mit dem schärfsten Seziermesser ausgeschnitten und rücksichtslos in seiner Armseligkeit bloß gestellt.

Ein ziemlicher Teil dieser Kritik, aber doch lange nicht der gröste, wie man aus manchen litterarischen Abrißen der Schlegelschen Kritik schließen sollte, war mit schneidendem Erfolg gegen Kotzebue und dessen Partner, Garlieb Merkel, gerichtet, und in seiner „Ehrenpforte [und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von] Kotzebue" [1800] hat Schlegel auch nicht zu verachtende Proben einer treffenden Satire gegeben. In seinen Urteilen über Schiller war Schlegel, wie auch sonst, scharf und im Einzelnen z. B. über Schillers Balladen ungerecht, aber manche derselben, z. B. das über Schillers „ästhetische Erziehung" sind bei aller Härte nur allzu treffend. Was Schiller von Schlegel entfernte, war zuverläßig nicht Schlegels „Hohlheit und Leere", wie die Litteratoren angeben, sondern der Gegensatz, welchen Schiller zwischen seiner eigenen Rhetorik und der nüchternen realistischen Denkweise und Kritik Schlegels herausfühlte — vielleicht wirkte sogar Schlegels unläugbare Ueberlegenheit an Kenntnissen mit. [Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel nebst einem Briefe Schlegels an Schiller, Leipzig 1846. — H. Hettner „die romantische Schule in ihrem Zusammenhange mit Goethe und Schiller" Braunschweig 1850]. Die Epigramme auf Schiller im Wendtschen Musenalmanach auf 1832, hervorgerufen durch die geringschätzigen Urteile über Schlegel welche so eben in dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel veröffentlicht worden waren, sind allerdings sehr scharf, aber man wird jetzt, nachdem abermals dreißig Jahre darüber hingegangen sind, wol sagen dürfen, daß sie weder „roh" (banales Prädikat), noch auch nur ungerecht waren. Weit schlimmer sind die Epigramme auf Niebuhr, Arndt, Chamisso, welche etwas Pasquillartiges an sich tragen. Durch diese Epigramme verdarb es indes Schlegel mit der damaligen Litteratenwelt von Grund aus, und manche Litteratoren meinten, indem sie namentlich auf seine allerdings übergroße und oft in lächerlicher Weise mit pedantischer Zierlichkeit und gesuchter Vornehmheit gepaarte Eitelkeit

unaufhörlich zurückkamen, ihn übersehen und beseitigen zu können: „sein Ansehen ist gesunken“, hieß es, und damit meinte man die Rechnung für immer abgeschloßen zu haben. Erst in der neuesten Zeit, z. B. bei Gödecke, kommen wieder angemeßene Urteile über Schlegel zu Tage. [R. Haym „die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes“ Berlin 1870]

Endlich ist denn noch seiner sehr bedeutenden Wirksamkeit für die Verbreitung der Kenntnis des Sanskrit und der Sanskrit-Litteratur zu gedenken, welche die letzten 25 Jahre seines Lebens zum größten Teile ausfüllte. Es gehören hierher seine Indische Bibliothek und die Ausgaben der Bhagavad-Gita, Ramayana und Hitopadesas; die Bewerkstelligung der ersten Sanskritdruckerei auf dem Kontinent ist sein Werk [; B. Delbrück im 2. Kapitel seiner „Einleitung in das Sprachstudium“ Leipzig 1880].

Schlegels sämtliche (deutsche) Werke sind 1846—1847 [Leipzig] in 12 Bänden und gleichzeitig seine französischen Werke [Oeuvres écrites en français] in 3 Bänden von Professor Böcking in Bonn herausgegeben worden. [1848 folgten seine Opuscula latina. Eine höchst wertvolle Ergänzung brachten 1884 Seufferts „deutsche Litteratur-Denkmale„ (Heft 17—19 der Heilbronner Neudrucke), indem in ihnen die bisher ungedruckten „Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst“, welche Schlegel in den Wintern 1801—1804 in Berlin hielt, veröffentlicht wurden: die Kunstlehre; Geschichte der klassischen Litteratur; Geschichte der romantischen Litteratur. Ein „Verzeichnis der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung gab A. Klette (Bonn 1868) heraus. Eine Biographie A. W. Schlegels giebt es noch nicht. Die Vorarbeit zu einer solchen liegt in dem Essay, „August Wilhelm Schlegel“ von Dav. Fr. Strauß (im 2. Bde. der „gesammelten Schriften“, Bonn 1876) vor; hiezu W. Hesse „Heine und Schlegel. Ein Kulturbild aus der ersten Zeit der Bonner Universität.“ 1880 in Nr. 173—176 der Augsb. Allg. Zeitung.]

10. Karl Wilhelm Friedrich von Schlegel.

Karl Wilhelm Friedrich von Schlegel, der Bruder August Wilhelms, war geboren zu Hannover am 10. März 1772. Eine weit energerische Natur als sein Bruder August Wilhelm, wurde er, vielleicht gerade aus diesem Grunde, ungeachtet seiner Neigung zu den Wißenschaften, zu dem Kaufmannsstand bestimmt und begann seine Lehrzeit in Leipzig. Indes war sein Drang nach wißenschaftlicher Beschäftigung so überwiegend, daß er es durchsetzte, seinen Lehrlingsstand verlaßen und, im sechszehnten Lebensjahre, sich den Studien widmen zu dürfen. Ausgezeichnete Begabung und rastloser Fleiß bewirkten es, daß er in Kurzem die Schulkenntnisse nachholte, und in Göttingen, dann in Leipzig Philologie, besonders Geschichte der alten Litteratur studieren konnte.

Er erwarb sich in diesen Fächern sehr bedeutende Kenntnisse; schon während seiner Studien war ihm kein einziger Schriftsteller der Alten fremd, — er hatte sie alle, und mit selbstständigem Urteil gelesen, wovon seine damaligen Schriften (Von den Schulen der griechischen Poesie 1794; die Griechen und Römer 1796; Geschichte der Poesie der Griechen und Römer 1798) Zeugnis geben. Mit welcher Sicherheit er die Bedeutung Goethes erkannte, beweist sein in vielfacher Hinsicht merkwürdiger Aufsatz: „Goethe, ein Fragment" (1796 in Reichards Deutschland). [Seine lange vergessenen und unzugänglichen „prosaischen Jugendschriften", 1794—1802, liegen nun in zwei Bänden (Wien 1882) gesammelt vor: 1. zur griechischen Litteraturgeschichte; 2. zur deutschen Litteratur und Philosophie.]

Zugleich verband er sich mit seinem Bruder Wilhelm zur Herausgabe der Zeitschrift „Athenäum" [3 Bände, Berlin 1798—1800] durch welche das, was man die romantische Schule nennt, eingeleitet und begründet wurde. Friedrich Schlegel vertrat die Grundsätze, welche er oder „die Schule" bekannte, mit seinem ganzen litterarischen und persönlichen Ich, weshalb er nicht selten als das eigentliche Haupt der romantischen Schule ist bezeichnet worden. So führte er den, von ihm ganz besonders vertretenen, und an sich ganz richtigen Satz, daß die Poesie vom Leben nicht getrennt werden, das ganze Leben in Poesie gleichsam eingetaucht sein müße, in einer schlagend praktischen,

aber freilich mehr als absonderlichen Weise durch, indem er in seinem Roman Lucinde (1799) das griechische Hetärentum als die Poesie des Geschlechtslebens, mithin im Gegensatze gegen die Ehe, darzustellen versuchte. Das Buch hat etwas ungemein Widerwärtiges an sich, und nicht blos hinsichtlich des verwerflichen Stoffes; beinahe unbegreiflich bleibt es deshalb, wie sich Schleiermacher dazu herbeilaßen konnte, dasselbe in seinen „Vertrauten Briefen über Friedrich Schlegels Lucinde" [Lübeck 1800] analysierend zu verteidigen und zu empfehlen. [Aus Schleiermachers Leben in Briefen 4 Bde. Berlin 1858—1863; der 3. Band (1861) enthält den Briefwechsel mit Friedrich und August Wilh. Schlegel.] Indes herrschte damals in sehr weiten Kreisen und keineswegs bloß innerhalb der so genannten romantischen Schule, wie man derselben sehr oft, und am öftesten in gehäßiger Absicht, Schuld gegeben, eine, oft genial genannte, in der Tat aber höchst gemeine Lüderlichkeit, welche die Ordnung der Ehe geradezu für nichts achtete, als nicht vorhanden ansah. Schlegel trifft nur der Vorwurf, diese Lüderlichkeit mit in den Kreis seiner dichterischen Anschauungen gezogen und mittels derselben mit einer Apologie versehen zu haben, was ja freilich mitunter ärger ist, als die Verübung der Lüderlichkeit selbst. Hat doch 36 Jahre später Gutzkow, als damaliger Fahnenträger der Horde der Emanzipatoren des Fleisches, die Frechheit Schlegels in seiner Wally erneuert und Schleiermachers Briefe zur Verteidigung seiner unkünstlerischen Nuditäten wiederum herausgegeben.

Während Schlegel die Lucinde schrieb, hielt er sich in Berlin auf; im Jahre 1800 gieng er nach Jena und im folgenden Jahre nach Berlin zurück. Hier führte er nun auch die Doktrin der Lucinde in das wirkliche Leben ein. Die Tochter des Moses Mendelssohn, später Dorotea genannt, geboren 1763, also neun Jahre älter als Schlegel, hegte gleiche Grundsätze wie Schlegel und verließ [1799] ihren Ehemann, den jüdischen Kaufmann Simon Veit, von welchem sie zwei Söhne hatte — einer derselben war der [1877] in Frankfurt verstorbene Maler [Philipp] Veit — um dann im Jahre 1802 mit Schlegel nach Paris zu gehen. Die Ehe mit Veit wurde — ob rechtmäßig, ist nie bekannt geworden — getrennt, und Schlegel heiratete die Entführte, welche seitdem an den Arbeiten ihres neuen Gatten regen Anteil nahm, namentlich den Lother und Maller (im 7. Bande von Schlegels Werken) bearbeitete, übrigens sich nicht allezeit mit ihm auf das Beste vertrug und ihn um zehn Jahre überlebte, indem sie am

3. August 1839 in Frankfurt a. M. bei ihrem Sohne erster Ehe gestorben ist. [Dorotea von Schlegel, geb. Mendelssohn, und deren Söhne, Johannes und Philipp Veit Briefwechsel, herausgegeben von J. M. Raich, 2 Bde. Mainz 1881.]

Im Jahre 1808 gieng Schlegel mit seiner nunmehrigen Gattin in Köln zur katholischen Kirche über. Dieser Schritt Schlegels hat mehr, als alles Andere, die romantische Schule — freilich zugleich Alles, was damals nicht dem flachsten Rationalismus huldigte und in Kirche und Wißenschaft nur einigermaßen tiefere Gedanken hatte, als der brutale litterarische Pöbel, als dessen Führer sich leider J. H. Voß gerierte — in den unvertilgbaren Geruch des Katholisierens gebracht. Die Motive des Uebertrittes Schlegels sind zwar niemals mit nur einiger Sicherheit bekannt geworden; indes begreift sich derselbe aus seiner Persönlichkeit und aus den Anschauungen, welche er gewonnen hatte, ohne allzu große Schwierigkeit. War er der Ueberzeugung, daß zu einer wahren Poesie die Einigkeit der Dichter und des Volkes in dem kirchlichen Glauben gehöre, und konnte damals nur von einer Einigkeit der äußeren Kirchengemeinschaft die Rede sein, wie sie in der katholischen Kirche stattfand, während in der evangelischen Kirche eine Verflachung und Zerrißenheit ohne Gleichen herrschte, und hatte unter diesen Umständen Schlegel das Wesen des evangelischen Glaubens begreiflicher Weise gänzlich verloren, falls dasselbe überhaupt — was mehr als zweifelhaft ist — jemals sein Eigentum gewesen war: so war er durch die Energie und Ganzheit seines Wesens dazu gedrängt, den Widerspruch zwischen seinen Anschauungen und seiner Stellung zu beseitigen — Friedrich Leopold Stolberg nicht unähnlich. Mochte für Viele der romantischen Schule das Preisen des Glaubens, der Kirche, der Kirchengebräuche, der Mutter Gottes, der Heiligen ein Bilderspiel uud nicht Wahrheit sein — was ihnen gar nicht mit Unrecht ist vorgerückt worden — für Schlegel war es eben Wahrheit und kein Bilderspiel. Uebrigens ist [schon] mit dem Jahre 1803 in Schlegel eine sehr bedeutende Veränderung hinsichtlich seiner Gesinnung und Haltung ganz unverkennbar vorgegangen; es beweisen dieß seine Gedichte (poetisches Taschenbuch 1805 und 1806), aber auch seine Studien [Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804—1806 herausgegeben in 2 Bdn. von Windischmann, Bonn 1836—1837] und, wie von Zeitgenoßen versichert wird, die Aeußerungen seiner Gesinnung im Verkehr des

Lebens. [Vgl. A. W. Schlegel „über Friedrich Schlegel. Brief an Windischmann“ 1834 in A. W. Schlegels sämtlichen Werken VIII, 285.]

Einige Jahre hielt sich Schlegel an verschiedenen Orten [, vornemlich in Köln] auf; im Jahre 1808 aber finden wir ihn in Wien, wo er Sekretär bei der Hof- und Staatskanzlei wurde und 1809 dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl beigegeben war. Während dieser Zeit verfaßte er die vortrefflichen österreichischen Proklamationen und redigierte die Armeezeitung. [1803 gab er die Zeitschrift „Europa“ (2 Bde. Frankfurt a. M.) heraus; 1812 und 1813 das „Deutsche Museum“ (2 Bde., Wien). 1820—1823 die Zeitschrift „Konkordia“ (6 Hefte Wien).] Neben seinen diplomatischen Geschäften hielt er in Wien 1810 Vorlesungen über die neuere Geschichte, 1812 über die Geschichte der alten und neuen Litteratur. Nach der Konstituirung des Bundestages war er fast zwei Jahre der österreichischen Bundestags-Gesandtschaft als Legationsrat beigegeben, im Jahre 1818 aber kehrte er in seine frühere Stellung nach Wien zurück und hielt hier später (1827) Vorlesungen über die Philosophie des Lebens und (1828) über die Philosophie der Geschichte. Im Winter 1828—29 begann er Vorlesungen über Philosophie des Lebens, besonders der Sprache, in Dresden, starb aber daselbst mitten in dieser Beschäftigung plötzlich, vom Schlage gerührt, am 11. Januar 1829, sechsundfünfzig Jahre alt.

Schlegels Gedichte haben weit mehr Naturwahrheit, als die Gedichte seines Bruders Wilhelm, aber weit weniger Vollendung in der Form, so daß sie zuweilen schwerfällig, zuweilen unklar erscheinen, und sein Drama Alarkos, welches von Goethe [1802] auf die Bühne gebracht wurde, ist eine, wenigstens höchst seltsame Komposition. Seine Bedeutung liegt weit weniger, als bei seinem Bruder, auf dem Gebiete der Dichtung, auch weit weniger, als bei diesem, auf dem Gebiete der Kritik; er hat seine Größe in der Behandlung der Geschichte. Epoche machend und seinem Bruder, wie allen Folgenden die Bahnen zeigend war sein [Heidelberg] 1808 herausgegebenes Werk „über die Sprache und Weisheit der Indier [. Ein Beitrag zur Begründung der Altertumskunde]“; nicht minder Epoche machend waren seine Vorlesungen über die neuere Geschichte, welche zum ersten Male feste und weitreichende Gesichtspunkte für diesen Teil der Geschichte aufstellten. Durch seine Vorlesungen über die alte und neue Litteratur aber hat er die neue Wißenschaft der Litteraturgeschichte be-

gründet, und auf Viele hat dieß Buch (es erschien 1815 in 2 Bänden) gleichsam elektrisierend und neue Welten eröffnend, eben darum aber auch auf ihr ganzes Leben bestimmend gewirkt. [Die vollständigste, aber nichts weniger als vollständige Sammlung seiner Werke erschien Wien 1846 in 15 Bänden, deren letzter auch Fr. v. Schlegels Biographie von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben enthält. Die Jugendgeschichte Friedrich Schlegels und seine Tätigkeit in der romantischen Schule hat am ausführlichsten und besten Rudolph Haym („die romantische Schule" Berlin 1870) dargestellt.]

---

11. Ludwig Tieck.

Ludwig Tieck, das zweite oder dritte Haupt der romantischen Schule neben den Brüdern Schlegel, welche, so wie einen großen, ja den größten Teil der romantischen Zeitgenoßen und sogar der Epigonen der romantischen Schule er überlebt hat, war am 13. Mai 1773 zu Berlin geboren. Er genoß hier den üblichen Gymnasialunterricht, und lebte in inniger Freundschaft mit seinem Gesinnungsgenoßen, dem wenig älteren, für die Geschichte der romantischen Schule bedeutenden, früh (1798) verstorbenen Heinrich Wilhelm Wackenroder. Seine akademischen Studien [begann] er in [Erlangen und setzte sie in] Göttingen 1792—1794 [fort], wo er sich fast nur mit der Litteratur und Sprache der Neuern, besonders mit der englischen Litteratur beschäftigte.

Nach einem kürzern Aufenthalt in Berlin, wo er die schon vor dem Bezug der Universität begonnenen litterarischen Arbeiten für den Buchhändler Nicolai wieder aufnahm, es gehört hierher sein Peter Lebrecht, welcher noch ganz Nicolaisch aussieht, dennoch aber eine Wendung der Bahn deutlich voraussehen läßt, lebte er längere Zeit in Hamburg, wo er sich im Jahr 1798 mit einer Tochter des dortigen Pastors Alberti — früher bekannt durch seinen Streit mit Goeze — verheiratete.

An der Glanzzeit der romantischen Periode in Jena nahm er durch einen zehnmonatlichen Aufenthalt daselbst, vom September 1799 bis zum Juni 1800, in Gemeinschaft mit den Schlegeln und [Klemens] Brentano, so wie mit Schelling, Fries u. A., Teil. Schiller fühlte sich von ihm, wie er von Schiller, abgestoßen; Goethe war ihm, indes mehr persönlich, als dichterisch, gewogen — an der Behandlung, welche Tieck den Mährchen angedeihen ließ, hatte er kein Wolgefallen, und von Tiecks Kunstanschauungen sah er sich durch eine unausfüllbare Kluft getrennt.

Von Jena begab sich Tieck nach Dresden, von da nach Ziebingen, ein Gut des Grafen Finkenstein bei Frankfurt an der Oder; und von hier aus unternahm er 1804 mit seiner Schwester Sophie Tieck, verheiratete, dann geschiedene Bernhardi, später verheiratete v. Knorring und seinem Bruder Friedrich, dem Bildhauer, so wie mit v. Rumohr — später sehr bekannt gewordenen Kunsthistoriker — eine Reise nach Italien, wohin er jedoch, durch Krankheit aufgehalten, erst im Sommer 1805 gelangte und wo er bis September 1806 verweilte. In Rom machte er hauptsächlich in den altdeutschen Heidelberger, damals noch in Rom befindlichen Handschriften Studien, aus welchen die Uebersetzung des Frauendienstes [und der Anfang einer Uebersetzung des „König Rother"] hervorgingen. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Ziebingen, teilweise auch in Berlin, gieng er 1808 nach Wien und dann nach München, von wo er nach Ziebingen zurückkehrte.

Zur Förderung seiner Studien über Shakespeare und das englische Theater überhaupt machte er 1817 eine Reise nach London, von wo er 1818 zurückkehrte. Hierauf ließ er sich in Dresden nieder (1819), wo er mit dem Titel Hofrat im Jahre 1825 Dramaturg des Hoftheaters wurde. Mit seiner Niederlaßung in Dresden beginnt seine novellistische Periode und zugleich die Periode seiner weit berühmten Vorlesungs-Abende. Er pflegte mehrere Abende in der Woche dramatische Dichtungen mit vortrefflichem Ausdruck — je nach der Eigentümlichkeit der im Dialog auftretenden Personen modifiziert — vorzulesen, und es ist ihm diese Art des Lesens seitdem vielfältig nachgeahmt, ja es ist dieselbe durch reisende „Künstler" gewerbsmäßig, indes doch nur sehr äußerlich, nachgemacht worden. Was ihm nämlich vielleicht Niemand, gewis von den reisenden Künstlern Keiner, nach-

gemacht hat und nachmachen kann, ist der dichterische Hauch, von welchem sein Vorlesen belebt wurde — und wenn es dennoch versucht worden ist, es ihm auch hierin nachzutun, so ist das Vorlesen regelmäßig zur Karrikatur geworden — Tiecks Vorlesen bleibt für unsere Zeit einzig.

Im Jahre 1841 wurde er von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, nicht aus „romantischen Anwandlungen und Reminiszenzen", wie die Lästerer des edlen Königs sich nicht schämen, noch jetzt zu sagen, sondern aus aufrichtiger, den König wie den Dichter ehrender Anerkennung des Dichters, nach Berlin berufen, um ihm ein sorgenfreies Alter zu bereiten. Hier erfüllte der König auch den langgehegten Wunsch Tiecks und errichtete ihm [für die Aufführung des Sommernachtstraum] eine [Art] Shakespearischer Bühne. Das Vorlesen bei Hofe, welches von ihm verlangt wurde, war jedoch dem Greise lästig und wurde ihm nachgerade unmöglich. Kein sonderlicher Haushalter von jeher, war er schon in Dresden von mancherlei Verlegenheiten gedrückt, und diese wuchsen in Berlin in dem Grade, daß er, wie man sagt, aus diesem Grunde seine kostbare Bibliothek noch bei seinem Leben, und zwar weit unter ihrem Werte, zu verkaufen sich veranlaßt sah. Von schwächlichem Körper und fast stets, schon seit seinem dreißigsten Jahre, von der Gicht empfindlich heimgesucht, erreichte er gleichwol ein hohes Alter: er starb in Berlin am 28. April 1853, fast achtzig Jahre alt.

An Wirkung auf die gebildeten Klassen des Volkes überhaupt überragt Tieck die beiden anderen Häupter der romantischen Schule, die Brüder Schlegel, um ein Bedeutendes, wenngleich diese Wirkung weniger tief greifend, weil weniger wißenschaftlich fundamentiert ist, als die Wirkung der Schlegel. Sie geht, wenn man so will, mehr in die Breite, als in die Tiefe, hat aber in dieser Hinsicht einen kaum zu bemeßenden woltätigen Einfluß auf den Geschmack des lesenden Publikums geübt, und noch jetzt ist dieser Einfluß nicht erloschen; wo derselbe aber durch das Eindringen der plump realistischen französischen Litteratur (Eugen Sue) und analoger Bestrebungen deutscher Belletristen neuerdings durch die Alles überflutende illustrierte Journalistik, beseitigt ist, da ist es nur zum schweren Schaden, ja zum Verderben eines wahrhaften poetischen Geschmackes geschehen. Weicht unsere belletristische Litteratur, namentlich unsere Novellistik, von der Linie zurück, welche

Tieck gezogen hat, so neigt sie sich unaufhaltsam der Barbarei zu, dem Gebiete der Spieß, Schlenkert und Cramer — nur in neuen und doch nicht beßeren Formen, denn die Spitzbuben- und Polizei-Novellen, welche in diesem Augenblicke [1865] an der Tagesordnung sind, stehen keinen Zoll über Schlenkert und Cramer und sind die Antipoden von den Novellen Tiecks. Was aber an guter lyrischer Poesie heute vorhanden ist, hat seine dichterische Flamme an Goethe und an der Poesie der romantischen Schule, namentlich an Tieck, entzündet, und wenn auch nicht direkt an dessen Lyrik, doch an dem poetischen Duft, welcher aus allen seinen Dichtungen hervorsteigt. —

Tieck war ein äußerst fruchtbarer Dichter, dessen Schriftstellerlaufbahn, gleich der Laufbahn Goethes volle sechszig Jahre (1790 bis 1849) umfaßt; das Letzte, was von ihm erschienen ist, war der „Epilog zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethes gedichtet" (1849), während die älteste oder fast älteste Dichtung von ihm das [dramatische Fragment „Die Sommernacht" (1789)] ist; jetzt im 1. Bande seiner [nachgelassenen] Schriften. Als Mitbegründer der romantischen Schule [R. Haym, „die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes", Berlin 1870] ist er zunächst als Wiederbeleber alter Sagen und Märchen zu nennen: die Haimonskinder, die Magelone, die Schildbürger, der getreue Eckart, das Rotkäppchen, die Genoveva, die Melusine, das Däumchen, der Fortunat und der Blaubart sind von ihm, bald in Poesie, bald in Prosa, in der ansprechendsten und lebendigsten Weise bearbeitet worden; namentlich muß die Genoveva (Leben und Tod der heiligen Genoveva, ein Trauerspiel", in dem 1800 herausgegebenen zweiten Teile der „Romantischen Dichtungen") als eines der vorzüglichsten Produkte der romantischen Poesie hervorgehoben werden [B. Seuffert „die Legende von der Pfalzgräfin Genoveva" Würzburg 1877].

Was man an manchen dieser Dichtungen — keineswegs an allen — aussetzen kann, ist der hin und wieder hervortretende Mangel an Unmittelbarkeit; es tritt in einigen dieser Darstellungen ein leiser Zug der Ironie heraus, am deutlichsten in den Gesprächen im Phantasus welche zur Verbindung der einzelnen Stücke dieser Sammlung zu dienen bestimmt sind. An ihrem Orte aber und von ausgezeichneter Wirkung ist die Ironie in den eigens phantastischen Stücken: im gestiefelten Kater [1797], im Zerbino [1799] und in der verkehrten Welt [1798], in welcher die Ironie in köstlicher Weise zur

Satire verwendet wird.[1]) Den Gipfel der romantisch-phantastischen Dichtung bildet der [Kaiser] Oktavianus [, ein Lustspiel in zwei Teilen (Jena] 1804), wie das auch die Gegner der romantischen Schule haben eingestehen müßen: Märchen und Zauber, Gesang und Dialog, Ironie und Satire treten hier mit einem solchen Glanze der Darstellung, mit einer solchen Pracht der Sprache und mit einem so bunten Farbenspiel der mannichfaltigsten Verwickelungen auf, daß das Ganze auf den ersten Anblick in der Tat „sinnverwirrend“ — ein bekannter Vorwurf der Gegner gegen dieses Stück — wirkt, und man wol Ruhe Ordnung und Klarheit vermißen könnte, wenn man nicht bald entdeckte, daß die scheinbare Unordnung zu ihrem Fundamente die Ordnung der edelsten Dichtung hätte. Indes läßt sich den Gegnern so viel zugeben, daß unsere nüchterne prosaische Zeit, der es fast unmöglich fällt, nicht etwa nur poetisch zu genießen, wie das vor sechzig Jahren der Fall war, sondern auch nur sich in die Zeiten eines unbefangenen heitern dichterischen Genußes, in die alles beherschende poetische Stimmung jener Jahre, welche eben an dem poetische Spiel ihre Freude hatte hinein zu denken, an diesem Stücke noch weniger als an den übrigen romantischen Dichtungen Tiecks Gefallen finden könne. Und ein poetisches Spiel ist der Oktavian allerdings. —

Wir schließen hier gleich die Lyrik Tiecks an (seine gesammelten „Gedichte“ erschienen 1821 [—1823, Dresden; neue Ausgabe Berlin 1841] in drei Bänden). Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Tiecks Lyrik zu dem Melodischesten gehört, was unsere Sprache nach Goethe erzeugt hat; außerdem atmet sie einen stillen Frieden, welches Beides uns woltuend anspricht und fast durchgängig für den hin und wieder merkbaren Mangel an Gehalt schadlos hält.

Nicht gering sind ferner die Verdienste, welche Tieck sich um unsere ältere Litteratur erworben hat. Er übersetzte Lieder der Minnesänger [„Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ (Berlin] 1803), und wenn wir gleich fünfundzwanzig Jahre später

1) Diese Bearbeitungen der Märchen und Sagen legte Tieck in drei Sammlungen nieder: 1) Volksmärchen von Peter Lebrecht. 1797. Drei Bände. 2) Romantische Dichtungen. 1799—1800. Zwei Bände (enthält Zerbino, Eckart, Genoveva, Melusine, Rotkäppchen). 3) Phantasus. 1812 bis 1817. Drei Bände (enthält den Eckart, der schon in den Romantischen Dichtungen, so wie den Blaubart und gestiefelten Kater, der schon in den Volksmärchen vorkommt, außerdem Liebeszauber, Verkehrte Welt, Däumchen und Fortunat).

weit beßere Uebersetzungen derselben (von Simrock [und 1872 von Wilhelm Storck]) bekommen haben, so war doch der Ton der Originale im Ganzen sehr gut getroffen im schärfsten Gegensatz gegen die früheren völlig verunglückten Versuche Gleims, und es hat Tiecks Uebersetzung sehr viel dazu beigetragen, die Minnesänger bekannt und beliebt zu machen. Daß Schiller sie als „Spatzengezwitscher“ verachtete, kann von Schiller, welchem das Organ für die ältere Poesie gänzlich fehlte, nicht Wunder nehmen. Eben so übersetzte er den Frauendienst Ulrichs von Liechtenstein [Tübingen 1812] und es hat diese Uebersetzung das Original bis zu dem späteren Erscheinen desselben [herausgegeben von Th. Karajan und K. Lachmann, Berlin 1841] mit sehr anerkennenswertem Erfolge vertreten. Ferner muß an sein „Deutsches Theater“ mit Nachdruck erinnert werden (es erschien [Berlin] 1817 in zwei Bänden), welches, jetzt halb vergeßen, eine Reihe älterer Stücke (von Rosenplut, Hans Sachs, Ayrer, [den englischen Komödianten, Opitz, A.] Gryphius [, Lohenstein]) uns vorführte, von denen man damals kaum etwas gehört hatte, und welche zum Teil bis auf die allerneueste Zeit so gut wie gänzlich unzugänglich waren. Spät noch besorgte Tieck sogar die Wiederherausgabe der „Insel Felsenburg“ [6 Bde., Breslau 1827] welches Unternehmen freilich zu seinen geringeren Verdiensten gehört, da dieses Werk, wenn auch das bedeutendste der Robinsonaden, doch einem verdorbenen Geschmacke angehört.

Den bedeutendsten Leserkreis, sowol der Ausdehnung als der Wirkung nach, fand Tieck durch seine Novellen. Es füllen dieselben den späteren Produktionskreis Tiecks, vom Jahre 1822 bis 1840, aus, indes würde es irrig sein, zu meinen, Tieck habe sich nur in dieser späteren Zeit mit der Novelle beschäftigt; er begann mit Erzählung und Novelle; „das grüne Band“, noch aus den ersten neunziger Jahren, und „Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten“ 1795 — beide neben „William Lovell“ [3 Bde., Berlin 1795—1796], wiewol in diesen Werken noch wenig von dem späteren Tieck zu entdecken ist, weit in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein sehr gern gelesen, und schloß seine Laufbahn mit der Novelle. Diese eigentliche Novellenperiode begann mit der Erzählung „die Gemälde“ (1822) [auch in den deutschen Novellenschatz von Paul Heyse und Hermann Kurz aufgenommen], durch welche damals der beßere Teil des Lesepublikums ernstlich darauf aufmerksam gemacht wurde,

daß die Erzählung und Novelle nicht dazu vorhanden sei, um eine Unterhaltung, und zwar eine desto beßere, je reizendere, spannendere, sonst aber gleich viel welche Unterhaltung, zu gewähren, sondern daß an dieselbe auch die strengen Forderungen dichterischer Kunst gestellt werden müßten; man muß, um sich diesen Gegensatz zu vergegenwärtigen, an die damalige Novellistik der Schilling, Laun, Weisflog, van der Velde sich erinnern. Die vorzüglichsten unter den zahlreichen Novellen Tiecks, von denen übrigens keine einzige die dichterische Haltung vermißen läßt, sind: Dichterleben (zwei Abteilungen, denen „das Fest zu Kenelworth" als „Prolog" vorausgeht) [1826], der Aufruhr in den Cevennen [1826] (unvollendet), der griechische Kaiser [1831], der Hexensabbath [1832], der Tod des Dichters (Camoens) [1833], die Vogelscheuche, der junge Tischlermeister [1836] und Vittoria Accorombona [1840], mit welchem Werke Tieck seine Novellistik abschloß. [Jakob Minor, „Tieck als Novellendichter" 1884 in den „akademischen Blättern".]

Es hat die Anerkennung, welche Tiecks Novellen fanden, in den größeren Kreisen des lesenden Publikums das Misverständnis erzeugt, als ob die Novellendichtung nicht allein die Krone der Tieckschen Poesie, sondern auch der Poesie überhaupt sei. Diesem Irrtum muß allerdings nachdrücklich entgegen getreten werden, ohne jedoch damit die Verdienste Tiecks schmälern zu wollen. Die Novelle ist nie mehr gewesen und kann nie mehr sein, als entweder der Ausdruck der Vollendung einer Dichterperiode, mit welcher die Poesie in die Prosa herabzusteigen beginnt, oder die dienende Begleiterin der Poesie, welcher sie die Wege ebnet und das Verständnis für dieselbe vorbereitet. Einem Epigonenzeitalter der Poesie ist allerdings die Novelle völlig angemeßen, vielleicht auch als höchste oder gar einzige Form der Poesie gewährt, aber das Epigonenzeitalter giebt keinen Maßstab für die Poesie an sich.

Welche Bedeutung Tieck für das Theater, mehr freilich nur bei den Einsichtigsten [wie z. B. bei Karl Immermann], als bei der, auch sonst gebildetsten, Bühnenwelt gehabt hat, ist zu wenig erkannt worden. Allerdings verleitete ihn seine einseitige Vorliebe für das altenglische Theater zu Forderungen an das Theater der Jetztzeit, welche abstrus erschienen und, wie unsere Bühnen sich nun einmal gestaltet haben, unmöglich zu erfüllen waren; daß er aber der Grund-

lage — oder, wenn man so will, dem Prinzip — nach Recht hatte, können wir nicht in Abrede stellen, vermögen auch nicht in den Spott einzustimmen, mit welchem sein Shakespearisches Theater in Berlin, das ihm von dem edlen Wolwollen des verewigten Königs Friedrich Wilhelm IV. gewährt und in Tätigkeit gesetzt wurde, seiner Zeit übergoßen worden ist. Seine „Dramaturgischen Blätter" (1825, und vervollständigt 1852 [als 3. und 4. Band der „kritischen Schriften"] herausgegeben) enthalten die trefflichsten Kunstregeln für die Dramatik und müßen der Bühnenwelt fortwährend als ein nicht sehr erfreulicher Spiegel vorgehalten werden.

Zu den erheblichsten Verdiensten Tiecks gehört es weiter, daß er uns mit dem älteren englischen Theater bekannt gemacht und das Verständnis für Shakespeare, neben A. W. Schlegel, uns eröffnet hat. Zu seinen ältesten Produktionen schon (1796) gehört die Bühnenbearbeitung des Shakespearischen Sturmes, welcher eine sehr beachtenswerte Abhandlung „über die Behandlung des Wunderbaren im Shakespeare" beigegeben ist, ein Werk, welches jetzt vergeßen, und — wie wir meinen, unverdient — von der Aufnahme in Tiecks sämtliche Werke ausgeschloßen worden ist. [Im ersten, und einzigen Jahrgange seines „poetischen Journals" (Jena 1800) veröffentlichte er „Briefe über W. Shakespeare".] Sodann gehört hierher das „Altenglische Theater" ([Berlin] 1823, zwei Bände); „Shakespeares Vorschule" ([Leipzig] 1823 [—1829], zwei Bände) [und „vier historische Schauspiele Shakespeares" (Stuttgart 1836)], so wie seine Teilnahme an Schlegels Uebersetzung des Shakespeare (zuerst 1826—1833 in neun, dann [von 1839 an] in [allen] späteren Auflagen in zwölf Bänden), wenn er selbst auch wenig an der Uebersetzung getan hat, vielmehr diese [völlig] seiner Tochter Agnes und dem Grafen Wolf Baudissin überließ [; M. Bernays, „der Schlegel-Tiecksche Shakespeare" 1865 im 1. Bd. des Jahrbuchs der deutschen Shakespearegesellschaft]. Auch mit dem spanischen Theater beschäftigte sich Tieck eingehend, wenn er gleich von seinen mehr wol nur beabsichtigten als ausgeführten Bearbeitungen spanischer Stücke nichts veröffentlicht hat. Dagegen muß seine Uebersetzung des Don Quixote (1799 [3. Aufl. Berlin 1852] rühmlichste Erwähnung finden. Die Kunstanschauungen der romantischen Schule legte er in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" ([Berlin] 1797), in den „Phantasieen über die Kunst für Freunde

der Kunst" ([Hamburg] 1799), beide in Gemeinschaft mit seinem Freunde Wackenroder verfaßt (das letztgenannte Werk vielleicht von Tieck nur eingeleitet), und in „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte" ([Berlin] 1798, zwei Bände) nieder. Das letzterwähnte Werk ist besonders durch seine treffende Polemik gegen den Rationalismus, in der Kunst, wie in der Kirche, bemerkenswert, namentlich in letzterer Beziehung wieder durch den merkwürdigen Umstand der vollesten Beachtung würdig, daß in demselben die evangelische Kirche lediglich als die Schule des dürresten Rationalismus erscheint — man sieht, das Wesen der evangelischen Kirche und des evangelischen Glaubens war für diese Dichtergenerationen, von Goethe und Stolberg an, so wie für die Beßeren und sogar die Besten jener Zeit überhaupt (z. B. Sömmering), gänzlich untergegangen, und so giebt Sternbald uns einen der bedeutendsten Schlüßel für die Konversionen Stolbergs, Fr. Schlegels und Anderer.

Hierher gehören auch Tiecks zahlreiche Kritiken, welche er im Jahre 1848 sammelte und in zwei Bände als „Kritische Schriften" [Leipzig] erscheinen ließ. Endlich sei noch der Dienste gedacht, welche Tieck den Werken verstorbener Schriftsteller geleistet hat; von ihm sind die Werke von Novalis [1802], dem Maler Müller [1811], Heinr. v. Kleist [1821], Solger [1826] und Lenz [1828] herausgegeben worden. Seine eigenen „Schriften" sind [Berlin] 1828 bis 1848 in zwanzig Bänden [und als „sämtliche Werke" (unvollständig) Paris 1837 in zwei Quartbänden], seine Novellen in besonderer Sammlung [Berlin] 1852—53 in zwölf Bänden, noch von ihm selbst besorgt, herausgegeben worden. Nachgelaßene Schriften Tiecks hat [Leipzig] 1855 Köpke in zwei Bändchen herausgegeben. [Eine größere Auswahl aus Tiecks Werken enthält Kürschners „deutsche Nationallitteratur" in den zwei Abteilungen des 144. Bandes (1885).]

[Rudolf Köpke veröffentlichte (Leipzig 1855) zwei Bände: Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen". Eine Ergänzung von Köpkes Werk bilden die beiden Bände: „Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—1842 von Hermann v. Friesen (Wien 1871) und die „Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn mit einem Vorwort von Heinrich v. Sybel" (Leipzig 1884). „Briefe an Ludwig Tieck" gab

K. v. Holtei (Breslau 1864) in 4 Bänden heraus. — J. L. Hoffmann, „Ludwig Tieck. Litterarhistorische Skizze" (Nürnberg 1856). Hermann Petrich, „Drei Kapitel vom romantischen Stil. Ein Beitrag zur Charakteristik der romantischen Schule, ihrer Sprache und Dichtung mit vorwiegender Rücksicht auf Ludwig Tieck" (Leipzig 1878)].

---

12. Johann Paul Friedrich Richter.

Johann Paul Friedrich Richter, gewöhnlich Jean Paul genannt, so daß früherhin Viele seiner Verehrer und Verehrerinnen seinen Familiennamen in der Tat nicht kannten — richtiger Jean Paul, da er selbst wiederholt sagt, er habe seine beiden ersten Namen in das Französische übersetzt — war im letzten Jahrzehent des vorigen und in den beiden ersten Jahrzehenten des gegenwärtigen Jahrhunderts in den mittleren Schichten der deutschen Bildungswelt der gefeiertste deutsche Schriftsteller, gegen welchen bei Vielen, zumal bei der Frauenwelt, Schiller und vollends Goethe weit zurücktraten.

Er war geboren zu Wunsiedel, im damaligen Fürstentum Bairenth, am 21. März 1763, als der älteste Sohn des damaligen dritten Lehrers (Tertius) an der Bürgerschule und Organisten daselbst, verlebte jedoch seine Kinderjahre in Jodiß an der Saale, nördlich von Hof, wohin sein Vater 1775 als Pfarrer befördert worden war, und von 1775 bis zu dem Tode seines Vaters, 1779, in Schwarzenbach südlich von Hof an der Saale, wohin derselbe von Jodiß versetzt worden war. Auf den reinen und tiefen Eindrücken dieser seiner unbefangenen Jugendzeit der ersten sechszehn Lebensjahre, die er in größter Abgeschiedenheit, in engen und ärmlichen Verhältnissen verlebte, beruht die eine und beßere Hälfte seiner Darstellungen.

Von Ostern 1779 bis dahin 1781 besuchte er das Gymnasium in Hof, von Ostern 1781 bis zum November 1784 die Universität in Leipzig mit der Aufgabe, Theologie zu studieren; in Hof wie in Leipzig in der ärmlichsten, drückendsten Lage. Auch die Eindrücke dieser Bedrängnis und Not hielt er durch sein ganzes Leben fest, und es bilden dieselben einen zweiten wesentlichen Bestandteil seiner Dar-

stellungen. Hierzu aber kommt noch ein drittes und sehr erhebliches Element seines Lebens. Mit einer ungewöhnlichen Gabe der Auffaßung fremder geistiger Stoffe gieng sein unermüdliches Streben, diese Stoffe im weitesten Umfang in seinen Besitz zu bringen, eine unersättliche Leselust und Lernlust, parallel, nicht aber hielt hiermit gleichen Schritt das Streben, diese Stoffe gründlich durchzuarbeiten und sich dieselben zum geistigen Eigentum zu machen. Schon als Schüler in Hof las er nicht nur Alles, was ihm irgend erreichbar war, sondern er fertigte mit einem ausdauernden Fleiße, den man bewundern kann, die umständlichsten und weitschweifigsten Exzerpte aus dem Gelesenen; diese Beschäftigung setzte er in Leipzig und noch später sechszehn Jahre lang mit gleich unauslöschlichem Eifer fort; er las theologische und philosophische, juristische und staatswißenschaftliche, medizinische, naturwißenschaftliche, historische Werke mit gleichem Interesse und brachte aus denselben eine ganze Bibliothek von Exzerpten zu Stande; auch hat ihn diese Neigung, Alles zu lesen um des Exzerpierens willen niemals verlaßen. Daß bei dieser Art von geistiger Beschäftigung das Studium der Theologie nicht gedeihen konnte, begreift sich von selbst; Richter hatte die Theologie bereits aufgegeben, als er Leipzig verließ. Aber er hat auch kein einziges sonstiges Gebiet des Wißens jemals vollständig durchmeßen, geschweige denn erschöpfend bearbeiten, und in Folge davon einer eigentlichen Arbeit des Lebens sich niemals hingeben wollen. Seine Exzerpte, die er übrigens gröstenteils nicht aus den Quellen, sondern aus Bearbeitung zweiter und dritter Hand schöpfte, wie seine Schriften das ausweisen, dienten ihm bloß dazu, sie gelegentlich und gleichsam zufällig bei seinen geistigen Produktionen zu benützen. [Sein ältester uns erhaltener Aufsatz stammt aus dem Jahre 1779 „über das Studium der Philosophie auf Schulen".] Dagegen fing er noch in Leipzig an, [für die Oeffentlichkeit] zu produzieren; er schrieb 1781—1782, in seinem neunzehnten Lebensjahre die „Grönländischen Prozesse [oder satirische Skizzen" 2 Bde. Berlin 1783], welche auch noch während seines Aufenthaltes in Leipzig erschienen, und die „Auswahl aus des Teufels Papieren [. Nebst einem nötigen Aviso vom Juden Mandel], welche jedoch, 1783 geschrieben, erst 1789 [Gera] herauskamen.

Nach seinem Abgange von Leipzig hielt sich Richter bei seiner Mutter, welche in Hof in großer Dürftigkeit lebte und außer ihm noch für vier Söhne zu sorgen hatte, ohne bestimmte Beschäftigung

zwei Jahre lang auf; zu Neujahr 1787 trat er als Hauslehrer in das Haus des Gutsbesitzers v. Oertel in Töpen unweit Hof und blieb hier zwei und ein halbes Jahr. Nach einem abermaligen Aufenthalte bei seiner Mutter gieng er im März 1790 als Privatlehrer nach Schwarzenbach, wo er vier Jahre verweilte. Während dieser Zeit schrieb er die „Unsichtbare Loge [. Eine Biographie]", zu deren Publikation ihm K. Ph. Moritz in Berlin behülflich war, und durch welche Schrift (1793 [Berlin 2 Bde.] erschienen) Richter seinen Ruf begründete, während die beiden früheren Werke fast ganz unbeachtet geblieben waren. Jetzt staunte die Welt diesen plötzlich auftauchenden Genius an, und stellte ihn mit Moritz nicht nur Goethe gleich, sondern hob ihn, zumal wegen des der unsichtbaren Loge beigegebenen „Lebens des vergnügten [Schulmeisterlein Maria] Wuz [in Auenthal]", noch über Goethe hinaus.

Vom Frühjahr 1794 bis zum Tode seiner Mutter, Herbst 1797, hielt sich Richter wieder bei letzterer in Hof auf und beschäftigte sich mit der Erteilung von Unterricht. In dieser Zeit, 1794, erschien der noch in Schwarzenbach begonnene und fast vollendete „Hesperus [oder 45 Hundsposttage. Eine Biographie". 3 Bde. Berlin], welcher allgemeine Begeisterung erregte und ihm vor Allem die Herzen der Frauen in einem Grade gewann, welcher uns heut zu Tage fast unbegreiflich dünken will. Es fällt aber in diese Zeit auch sein Besuch in Weimar (Juni 1796) und seine Bekanntschaft mit den dortigen Größen, doch blieb dieselbe, Herder ausgenommen, nur eine äußerliche und ziemlich kühle.

Dagegen entspann sich von nun an Jean Pauls Verkehr mit den litterarisch angeregten und zum Teil exzentrischen Frauen, wie mit der Frau v. Kalb [Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin herausgegeben von P. Nerrlich. Berlin 1882. Charlotte. Gedenkblätter von Charlotte von Kalb, herausgegeben von E. Palleske. Stuttgart 1879], welche damals bereits Schiller hatte aufgeben müßen, mit Frau v. Krüdener, und vor Allem mit der geschiedenen Gattin des Hofrichters und nachherigen westfälischen Präfekten v. Berlepsch, Emilie, geborene v. Oppel, welche auf Richter einen fast zauberhaften Einfluß geäußert haben muß — vermochte sie es doch, ihn von dem Sterbebette seiner Mutter hinweg zu locken.

Ein Jahr, Ende Oktober 1797 bis dahin 1798, lebte Richter in Leipzig, um die Studien seines Bruders Samuel zu leiten, welcher jedoch sehr bald auf und davon gieng und gänzlich verscholl, in Verkehr mit Frau v. Berlepsch und dem nachher als Violinspieler berühmt gewordenen seltsamen Thieriot; darauf nahm er anderthalb Jahr lang seinen Wohnsitz in Weimar, im Mai 1800 aber gieng er nach Berlin, wo er sich mit Karoline Maier, der Tochter eines Geh. Ober-Tribunalrats, am 27. Mai 1801 verheiratete; sie hat ihn vier und dreißig Jahre überlebt und ist am 30. Januar 1860, 80 Jahre alt, in München bei ihrem Schwiegersohn, Prof. Förster, verstorben. Im Juni 1801 verlegte er seinen Wohnsitz nach Meiningen, wo er in nahen Beziehungen zu dem Hofe stand — schon 1799 hatte er von dem Herzog von Sachsen-Hildburghausen den Titel Legationsrat erhalten — im Mai 1803 nach Koburg und endlich im November 1804 nach Baireuth, wo er bis an das Ende seines Lebens geblieben ist. Er starb, erblindet, an der Waßersucht am 14. Novbr. 1825. Der Fürst Primas und nachherige Großherzog von Frankfurt, v. Dalberg, verlieh ihm 1808 eine jährliche Pension von 1000 Gulden, welche nach der Aufhebung des Großherzogtums Frankfurt von dem König von Baiern übernommen wurde; im Uebrigen lebte er von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Tätigkeit.

Jean Pauls Persönlichkeit entsprach, wenigstens in den letzten zehn Jahren seines Lebens, nicht der Vorstellung, welche man sich nach den zarten, blütenweichen, ätherischen Stellen seiner Schriften von derselben zu machen pflegte: sie hatte etwas Plumpes, mitunter sogar mit einem gewissen Striche von Plattheit, was selbst seine enthusiastischen Verehrerinnen, welche ihn bei seinen Triumphreisen, z. B. der nach Heidelberg 1817 und später nach Frankfurt, zu sehen bekamen, nicht in Abrede zu stellen vermochten; stärkere Belege dafür sind die oft wiedererzählten Anekdoten von seiner Derbheit gegen Müllner, Mahlmann und Andere. Für Viele hatte auch die Unzertrennlichkeit von seinem Pudel Alert, und mehr noch der Götzendienst, den er mit dem Hunde zu treiben gestattete, indem man demselben Locken abschnitt und in Medaillons faßte, in Stuttgart ihm sogar ein besonderes Tempelchen errichtete, etwas so Lächerliches, daß sie sich von seiner Person ab- und zu seinen Schriften allein zurückwendeten. Manches hiervon kommt auch auf Rechnung seiner „Incitamente“, die er nicht entbehren konnte, d. h. des häufigen Biergenußes, den man nicht, wie geschehen, in dem

neulich herausgegebenen Briefwechsel so unverhüllt hätte bloslegen sollen. Er lebte übrigens fast nur für seinen Schreibtisch, im wirklichen Leben war er unbeholfen und oft den gewöhnlichsten Dingen fremd; manche Sorge für das äußere Leben, selbst in kleinen Sachen, übernahmen für ihn seine Freunde, denen er mit der zärtlichsten Anhänglichkeit zugetan blieb: der Kaufmann Christian Otto, sein treuer Schulgenoße von Hof her, welcher kurz nach ihm starb (der Briefwechsel mit diesem seinem vieljährigen Freunde 1829 [—1833, Berlin] herausgegeben, befaßt vier Bände), und der Jude Emanuel in Baireuth, welchen er 1794 kennen lernte, und der sogar Pate zu einem seiner Kinder wurde [Jean Pauls Briefwechsel mit seinen Freunden Emanuel Osmund, Friedrich von Oertel und Paul Thieriot. München 1865]. Das kleine Wirtshaus der Frau Rollwenzel vor Baireuth, welches er in den letzten fünfzehn Jahren fast täglich besuchte und in welchem er zu arbeiten pflegte, war noch lange nach seinem Tode eine Art Wallfahrtsort für seine Verehrer und gilt noch jetzt für eine der erheblichsten Merkwürdigkeiten von Baireuth.

Jean Paul besaß eine ungewönliche Feinheit und Tiefe, so wie eine ausgezeichnete Reinheit, Wärme, und Innigkeit derjenigen Gemütsanlage, welche wir Gefühl nennen, d. h. des individuellen Affiziertwerdens durch die Außenwelt, und zugleich eine ungemeine Leichtigkeit dieses Affiziertwerdens, d. h. eine große Weiche des Gefühls, wie wir dieß alles in geringerem Grade an begabten Kinderseelen, besonders an Mädchenseelen, wahrnehmen; bei ihm aber erfüllten diese Gefühlseigenschaften das ganze Leben. Begleitet wurde diese hervorragendste Eigenschaft von einer großen Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit des Denkvermögens, was bei der Beurteilung seiner Werke nicht, wie oft geschehen, außer Anschlag bleiben darf. Gegenüber jenem Gefühl und dieser Denkfähigkeit aber lag die schon erwähnte Lust des Aufspeicherns einer ungemein großen aber ungeordneten Masse gelehrter Kenntnisse, so wie die gleichfalls bereits erwähnte Unlust, irgend ein Gebiet der Wißenschaft oder des Lebens gründlich zu behandeln, durchzuarbeiten und zu erschöpfen; gegenüber jener großen Weite des Gefühls- und Denkkreises, aber auch gegenüber der frühzeitigen und fast ungeheuren Ansammlung von gelehrten Stoffen, lag die Beschränktheit und Enge der Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war und die ihn auch in späteren Jahren begleitete; ja er hielt diese Enge der Anschauung absichtlich durch sein ganzes Leben fest. Wie

alles dieß im Allgemeinen die Elemente des Humors sind, so machten diese Elemente, bei Jean Paul in eminentem Grade vorhanden, ihn zu dem hervorragendsten Humoristen unserer Litteratur. Er vermochte es, die ganze Welt in das Morgenrot der kindlichen Anschauung zu stellen, und die kindliche, in den engsten Verhältnissen verharrende Unbefangenheit von den scharfen Lichtern der Reflexion und der herben Wirklichkeit beleuchten zu laßen, die Weichheit, die wehmütige Sehnsucht, die Rührung und die Tränen der Kindheit und frühen Jugend aufgehen zu laßen in das helle Gelächter der Nichtachtung alles Ernsten und Schweren im wirklichen Leben, das Große und Größte klein, das Kleine und Enge groß und unermeßlich darzustellen. Es ist somit nicht das wahre Leben, welches er uns schildert, sondern ein eingebildetes Leben, ein Leben, wie es der eigentümlichen Anschauung, wie es der Stimmung, oft wie es der Laune des Betrachtenden erscheint. Daher sind bei ihm nicht nur in kindlicher Weise Tränen und Lachen, sondern auch Rührung und Mutwille, Trauer und Hohn, unvermittelte Wahrheit und barocke Einfälle auf das Engste verbunden, ja geradezu durch einander gemischt; dicht neben den Aeußerungen kindlicher ergreifender Naivität stehen die fremdartigsten Fragmente einer abstrusen und weit hervorgeholten Gelehrsamkeit. Eine künstlerische Befriedigung, ja nur einen künstlerischen poetischen Genuß kann eine solche Humoristik nicht gewähren, sie will aber auch eine solche Befriedigung nicht gewähren, sondern einzig und allein auf die Stimmung wirken, wie sie selbst nur aus der Stimmung hervorgegangen ist. Aber es entsprach die Darstellung Jean Pauls allerdings der psychischen Beschaffenheit eines sehr großen Teils seiner Zeitgenoßen, welcher nicht in das wirkliche Leben der Kunst oder der Tat eingeführt werden, sondern in der Unbestimmtheit einer Traum- und Gefühlswelt, einer sogenannten Idealwelt, verharren, welcher nicht befriedigt, sondern nur stets angeregt und von Neuem gespannt, vor Allem aber weich bewegt und gerührt sein wollte. Mit Jean Paul wollten nur allzu Viele ihre frühe Jugend für das ganze Leben festhalten, ihre Jugend, deren dichterische Anregungen aus der Sentimentalität herstammten, von welcher Periode Jean Paul ein gutes Teil an sich trug und die sie in ihm vergeistigt und verklärt wieder fanden. Viele gab es, welche sich in der Unklarheit, nicht nur der politischen und religiös-kirchlichen, sondern auch in der poetischen Unklarheit, so wie in der Entfernung von allem wirklichen Leben, in

einer tatenlosen Beschaulichkeit, im müßigen Spielen mit Gefühlen und Begriffen, wol fühlten. Aus diesem Grunde ist uns Jean Paul heut zu Tage im Ganzen ungenießbar und nur Einzelnes in seinen Schriften noch jetzt von Wirkung. Indes hat er auch zu seiner Zeit mehr durch Einzelheiten als durch das Ganze seiner Darstellung, welche schon damals Vielen unverständlich war, gewirkt, wie denn die aus Jean Paul ausgezogenen „schönen Stellen“ bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts im poetischen Privatverkehr der Frauenwelt eine große Rolle gespielt haben und sogar in umfangreichen Druckwerken gesammelt worden sind. Einen Kunstgenuß laßen seine Werke ein für allemal wegen ihrer gänzlichen Formlosigkeit nicht zu — ein Urteil, in welchem alle kompetenten Beurteiler unserer Zeit wol völlig einstimmig sind. Seine Charaktere sind sämtlich entweder verblasen oder karrikirt oder wenigstens durch seltsame Einpfropfungen verunstaltet; dieß gilt nicht nur von den Zeichnungen im Hesperus, sondern auch von denen im Titan [4 Bde. Berlin 1800—1803], ja von dem Charakter Fibels [„Leben Fiebels, des Verfassers der Bienrodischen Fiebel“ 1812], der noch fast am meisten unter allen seinen Charakteren gehalten ist; seine Komik ist durchgängig forciert, so treffend auch einzelne Züge geraten sind, oft aber auch geradezu platt; seiner Satire fehlen, mit ganz geringen Ausnahmen, wie z. B. des Anfangs seiner sonst über alles Maß matten Allegorie „Mars und Phöbus Thronwechsel [im Jahre 1814; eine scherzhafte Flugschrift“ (Tübingen] 1814), greifbare, feste Gegenstände, und zum Teil sind sie, Rabeners Satiren in so weit ganz ähnlich, direkte Ironie, also ermüdend und langweilig, was er übrigens an den Grönländischen Prozessen in späteren Jahren selbst sehr wol erkannte. Seine Komposition endlich ist rein willkürlich, desultorisch, launenhaft und durch zahllose Wunderlichkeiten im höchsten Grade abspannend. Seltsam genug urteilte er am Ende seines Lebens (in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Unsichtbaren Loge, 1821) ganz richtig und äußerst treffend über Werner, Müllner und E. T. A. Hoffmann mit ihren Formlosigkeiten und unwahren Charakterzeichnungen, und merkte nicht, daß gerade er den Anfang zu Darstellung solcher unwahren, verblasenen Charaktere gemacht habe, Jene aber, die er als gewissermaßen Wahnwitzige behandelt, nur seine Nachahmer seien.

Nicht selten ist Richter auch wegen seiner patriotischen Schriften hoch gerühmt worden, und die phrasenhafte Denkrede Börnes auf ihn (1826 [Erlangen); wieder abgedruckt im 1. Bde. von Börnes gesammelten Schriften, Wien 1868] bezeichnet ihn als den „Jeremias seines gefangenen Volkes", was ihm von Unverständigen in allerlei Formen noch heute nachgesprochen wird. Manches Gute ist allerdings in seinen beiden ältesten Schriften dieser Art, in der „Friedenspredigt an Deutschland" ([Heidelberg] 1808) und in den „Dämmerungen für Deutschland" ([Tübingen] 1809) enthalten, aber es darf nicht vergeßen werden, daß eben in diesen Schriften manche törichte und wahrlich nicht patriotische Hoffnungen auf Napoleon ausgesprochen sind, und daß er schon hier auf die Bücherwelt ein Gewicht hinsichtlich der zu bewirkenden Weltumgestaltung legt, welches wenigstens kleinlich ist, aber freilich negativen Litteratoren, wie Börne, zusagen mußte. Die späteren Schriften, schon die „politischen Fastenpredigten [während Deutschlands Marterwoche]" (1810 und 1811) sind leer, verschwimmend in unbestimmten Erwartungen, und in der Form mitunter geradezu unerträglich; letzteres gilt von [„meinem Aufenthalt in der Nepomukskirche während] der Belagerung [der Reichsfestung] Ziebingen" und von der „Doppelheerschau [in Großlausau und in Kauzen samt Feldzügen]" in den Fastenpredigten, das erstere von den „Neujahrs-Betrachtungen [ohne Traum und Scherz, nebst einer Legende]" (1819) und dem „Politischen und poetischen Allerlei" (1820). Weit richtiger als Börnes Wortgeklapper ist das allerdings äußerst harte Urteil E. M. Arndts (1810 in seinen „Briefen an Freunde") über Richter, welcher diesen „einen verderblichen Verführer und Vergifter" nennt, „durch welchen alles Gestaltvolle und Männliche untergehen müße in dem, der sich ihm ergiebt".

Am allerwenigsten war er, wie Börne meinte und Manche ihm nachsprechen, „ein Dichter für das Volk, für die Armen und Beladenen"; er war so weit von dem Volke entfernt, wie nur irgend Einer, und ein Dichter nur für die, welche Armut und Last sich selbst machen; ein Dichter im strengen Sinne war er auch nicht, da ihm die Fähigkeit, in gebundener Rede zu sprechen, gänzlich abgieng. Dem Christentum fehlte es bei Jean Paul nicht an Anerkennung, so weit dasselbe sich in freimaurerischer Weise, diesem Orden gehörte er an, in Stimmungen und allgemeine Anschauungen auflösen ließ; es muß hier vor Allem an seine in der Tat unvergleichliche Schilderung seines

ersten Abendmahlsgenußes erinnet werden, aber auch die Dämmerungen enthalten einige wahrhaft bedeutende Stellen („Ueber den Gott in der Geschichte und im Leben", „Sonnenwende der Religion" in ihrer ersten Hälfte, die Stelle über Bethlehem) und noch sonst findet sich einiges Wenige und minder Bedeutende. Wo aber der christliche Glaube sich nicht mehr durch Stimmungen vertreten ließ, sondern in seiner wahren Gestalt auftrat, wurde derselbe (seit 1814) geschmäht (Neujahrsbetrachtungen 1819 und sonst), wie Richter denn auch alle Mühe anwendete, um seinen in Heidelberg Theologie studierenden Sohn [Max], in welchem sich kräftige Elemente des christlichen Glaubens zum großen Aerger des Vaters regten, zum dürrsten Rationalismus (eines Paulus!) hinüberzuziehen, und als derselbe im Herbste 1821 am Nervenfieber gestorben war, sprach er es laut genug aus, daß den frischen Jüngling die trübe und dumpfe Weltanschauung des „Mysticismus" getötet habe.

Seine schönsten Darstellungen, in welchen er unerreichbar ist, sind jedenfalls die Schilderungen der aufkeimenden, unbefangenen und reinen Jugendliebe, deren Stoff er aus seinen eigenen Erlebnissen entnahm und die in fast allen seinen Schriften in dieser oder jener Gestalt erscheinen. Hiernächst sind die Naturschilderungen zu erwähnen, von denen gleichfalls seine sämtlichen Schriften durchflochten sind — Beides zusammen giebt den Eindruck eines ewig heiteren Frühlings mit frischem Grün und Vogelsang, eines sommerlangen hellen Tages ohne Ende, eines rosigen Morgenrots, welches ohne Nacht an das stillfreundliche Abendrot grenzt und niemals zu verlöschen scheint. Sodann sind einzelne Darstellungen des beschränkten Stilllebens, — zumal des kindlichen und dorflichen Stilllebens, welche aus seinen Jugenderinnerungen von Jodiz (nicht von Schwarzenbach) her entsprungen sind — recht gut und würden vortrefflich sein, wenn nicht das bunte Feuerwerk willkürlicher fremdartiger Einfälle stets in die Stille, dieselbe unheilbar störend, hineinprasselte. Auch darf nicht übersehen werden, daß sich in seinen Schriften, meist vereinzelt, aber doch mitunter auch in längerer Folge und in verhältnismäßig geregeltem Zusammenhange, große Gedanken im strengen Sinne und tiefe Blicke, zumal psychologisch tiefe Blicke finden; wir erinnern ohne besondere Auswahl an den Aufsatz in den „Nachdämmerungen [für Deutschland mit einer Zueignung an einen deutschen Erbprinzen und seine Gemahlin]": „Ueber Furcht vor Wissenschafts-Barbarei", an den Aufsatz

über den Magnetismus und gegen den Materialismus („im Museum") und vor Allem an den vorher genannten Aufsatz „über den Gott in der Geschichte und im Leben".

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich Richter [als philosophischer Kunstrichter: „Vorschule zur Aesthetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit", (3 Bde. Hamburg 1804; vgl. Fr. Th. Vischer in der „kritischen Gänge neue Folge", Stuttgart 1876 VI, 133) und] in seinen späteren Jahren auch als Sprachforscher versuchte. Er ließ im Morgenblatt 1818 zwölf Briefe „über die deutschen Doppelwörter" erscheinen, durch welche er den bei Zusammensetzungen von Substantiven gebrauchten Buchstaben S gänzlich, namentlich aber aus der Komposition femininischer Substantiva, zu verbannen unternahm. Diese Briefe sind sehr geeignet, Jean Paul in seinem Wesen und in seiner Darstellungsweise zu charakterisieren. Willkürliches, Unrichtiges, grell Sprachwidriges wußte er, ohne die geringste Kenntnis von der Bedeutung und Entstehung dieser Kompositions-S zu besitzen, mit solcher Geschicklichkeit in ein günstiges Licht zu stellen, daß minder Kundige noch heute durch diese Darstellung in Verwirrung gebracht werden, wiewol die richtigen Regeln damals sofort von Docen und Grimm (von diesem im „Hermes" 1819) angedeutet und später im zweiten Teil von Grimms Grammatik definitiv festgestellt worden sind. Jean Paul antwortete damals seinen Bestreitern in zwölf Postskripten (zusammen mit den Briefen herausgegeben 1820), welche fast noch mehr als die Briefe dartun, wie geschickt er sein Nichtverstehen der Sache wie der Einwendungen zu verhüllen verstand und wie er nur mit Einzelheiten, ja mit abgerißenen Notizen, aber allezeit schimmernd und blendend zu operieren vermochte [„über die deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postskripten"].

Es ist im Vorhergehenden wiederholt darauf hingedeutet worden, welchen Einfluß Jean Paul auf die weiblichen Gemüter äußerte, und in der Tat hat es keinen deutschen Schriftsteller gegeben, welchem die allgemeine Neigung der Frauen in so hohem Grade entgegen gekommen wäre, wie Jean Paul. Nicht allein, daß er von einem allgemeinen Beifallssturme der Frauen wäre begrüßt worden — wir übertreiben nicht, sondern sprechen aus unserer eigenen Erfahrung; Mädchen und Frauen waren noch in späteren Jahren (1812 und sogar noch später) schaarenweise ganz eigentlich verliebt in ihn. Eine von ihnen, bis zur

Raserei in ihn verliebt, ein junges Mädchen, gab sich, so sehr Richter sie auch zu beschwichtigen versuchte, in schauriger Weise sogar selbst den Tod (Förster erzählt die Sache umständlich in seiner Biographie seines Schwiegervaters). Richter hatte in der Tat etwas durchaus Weibliches in seinem Charakter und war dadurch befähigt, tief in das Wesen der weiblichen Seelen hineinzuschauen; folglich war er auch dem weiblichen Geschlecht als solchen nicht nur ergeben, sondern hingegeben — wir haben jetzt für diese eigentümliche aber gefährliche Richtung begabter Männerseelen keinen bezeichnenden Ausdruck, wie ihn unsere Vorzeit mit dem treffenden Worte wîpsaelic hatte — und war von jeder erregten weiblichen Persönlichkeit sofort ganz und gar hingerißen; zu den oben bereits gegebenen Beispielen der Kalb und Berlepsch müßen wir noch ein sehr bezeichnendes nachtragen: eine Französin, Frau Josephine v. Sydow, mit welcher Richter seit 1798 in einem lebhaften, teilweise leidenschaftlichen, doch mehr brieflichen als persönlichen Verkehr stand. Es fand in diesem Punkte bei ihm eine gewisse Anlehnung an die Minnesänger statt, so wenig er auch sonst mit denselben in Analogie gesetzt werden kann. [Eine lehrreiche, auf kritischen Studien aufgebaute Untersuchung aller dieser eigenartigen und verschiedensten Beziehungen gibt Paul Nerrlich in seinem Buche „Jean Paul und seine Zeitgenossen“, Berlin 1876.]

Jean Pauls Werke — in ihren Originalausgaben, wenn sämtliche Schriften gemeint sind, jetzt nur noch sehr schwer aufzutreiben — sind in drei Gesamtausgaben erschienen; [Berlin] 1826—1828 in sechzig Bänden Oktav, mit einem 1836 [—1839] erschienenen Nachtrag von fünf Bänden; dann 1840—1842 in drei und dreißig Bänden, endlich 1860—1862 in vierunddreißig Bänden sogenannten Klassiker-Formates [und in sechzig Teilen in der Hempelschen Klassikerausgabe (Berlin o. J.). 1845 gab E. Förster aus des Dichters Nachlaß Jean Pauls letztes Werk „der Papierdrache“ (2 Bde. Frankfurt) heraus; 1880 und 1881 in der Wochenschrift „im neuen Reich“ noch „Aphorismen aus Jean Pauls Nachlaß“. Gegenwärtig, wo wohl Niemand mehr ein Verlangen nach Jean Pauls sämtlichen Werken trägt ist am meisten die ungemein geschickt getroffene Auswahl „Jean Pauls Werke“ zu empfehlen, welche P. Nerrlich im 130. Bde. und folg. von Jos. Kürschners „Deutscher Nationallitteratur“ herausgegeben hat. Nerrlichs Einleitung zu dieser Ausgabe bietet zugleich die beste Biographie Jean Pauls und ein genaues chronologisches Verzeichnis

seiner sämtlichen Werke]. Außerdem ist sein Briefwechsel mit [Fr. Heinr.] Jacobi [Berlin 1828], mit Heinrich Voß [Heidelberg 1833] mit Renata Otto [Brandenburg 1858 und „Freundschaftliche Briefe von Jean Paul“ (Berlin 1835)] herausgegeben worden. Seine Biographie enthält das aus acht Heften [, deren erstes den Anfang von Jean Pauls Selbstbiographie brachte,] bestehende von Otto und Förster [Breslau] 1826—1833 verfaßte Werk: Wahrheit aus Jean Pauls Leben; sodann das fünfbändige Werk von seinem Neffen R. O. Spazier: Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Kommentar zu seinen Werken, [Leipzig] 1833; endlich Ernst Förster: Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags. [München] 1863, vier Bände. Eine der kürzesten aber treffendsten Charakterisierungen Jean Pauls vom Standpunkte seiner höchsten Verehrer aus findet sich in den Aeußerungen einer Frau von Gad. (Sämtl. Werke 1862, XXVII, 179 - 180), und in Beziehung auf sein Verhältnis zum Christentum verweisen wir auf den eingehenden, zwar scharfen und nicht alles dahin Gehörige umfaßenden, aber nicht unbilligen Artikel in der Ev. Kirchenzeitung 1863, Nr. 63 ff. —

---

13. Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland, der Dichter, und als solcher das Haupt des sogenannten „schwäbischen Dichterkreises“, wurde geboren zu Tübingen am 26. April 1787; sein Vater war Sekretär, sein Großvater Professor der Theologie an der dortigen Universität. Die Gymnasial= und Universitätsstudien begann und vollendete er in seiner Vaterstadt; bereits 1801 wurde er bei der Universität immatrikuliert, doch fällt der Anfang seiner juristischen Studien erst in das Jahr 1805. Seine Anlage zur Poesie zeigte sich schon früher und unter seinen Gedichten datieren mehrere, nicht eben die geringfügigsten, aus seiner Universitätszeit, sogar aus den Jahren 1804 und 1805.

Nach Vollendung seiner Akademischen Laufbahn, die er mit der Promotion zum Doktor der Rechte abschloß, 1810, unternahm er eine Reise nach Paris, welche er weniger zu dem von seinem Vater gewünschten Zwecke: das französische Recht zu studieren, benutzte, als dazu, sich in der ernstesten und gründlichsten Weise mit der Poesie des Mittelalters, namentlich mit dem nordfranzösischen Epos und den deutschen Minnesängern zu beschäftigen; ein Studium, welches ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat. Früh schon mit Justinus Kerner eng befreundet, kam er in Paris mit Immanuel Becker und Chamisso in nächste Berührung. [„Ich habe Uhland selbst in Paris kennen gelernt", schrieb Chamisso im Dezember 1810 an Varnhagens Schwester, „und eine ansehnliche Sammlung seiner Gedichte gelesen. Ich kann wol sagen, daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat. Es giebt sehr vortreffliche Gedichte, die, möcht ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, gar schöne Sonette, und was dergleichen mehr ist, andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandischen; die Form darin ist wegen der Poesie da, wie an den andern die Poesie wegen der Form. Uhland selbst ist unanscheinlich, und man möchte nicht diese goldene Ader hinter ihm suchen".]

Von Paris im Frühjahr 1811 zurückgekehrt, wurde er im Dezember 1812 Akzessist auf der Kanzlei des württembergischen Justizministers v. d. Lühe, und im Mai 1814 Advokat in Stuttgart, was er bis zum Dezember 1829 blieb. In diesen Zeitraum fällt seine dichterische Tätigkeit; nach dem Jahr 1830 hat er nur noch sehr Weniges gedichtet. Aber es fällt in diese Periode auch der erste Abschnitt seiner politischen Wirksamkeit; vom Juli 1819 bis zum Jahr 1825 war er Mitglied der württembergischen Ständeversammlung. Im Dezember 1829 wurde er außerordentlicher Professor der deutschen Litteratur in Tübingen, nahm aber von dieser Stelle im Mai 1833 seine Entlaßung, weil ihm von der Regierung der Urlaub zum Eintritt in die Ständeversammlung versagt wurde. Landtagsabgeordneter von 1833—1838 siedelte er sich während dieser Zeit (1836) durch Ankauf eines Hauses bleibend in Tübingen an, und lebte von 1838—1848 als wohlhabender Privatmann seinen Studien, welche auf deutsche Sage und Volkspoesie gerichtet waren. Daneben machte er häufige Reisen durch alle Gegenden Deutschlands, am öftesten nach dem Bodensee, zu dem Freiherrn Joseph v. Laßberg (früher in Eppishausen,

dann in Meersburg † 15. März 1855), den Förderer und Genoßen seiner Studien, dessen berühmte Bibliothek ihm offen stand. Im Jahre 1848 wurde er von der württembergischen Regierung als „Vertrauensmann“ in das Kollegium der „Siebenzehner“ gesendet, welches die Aufgabe hatte, den Entwurf zu einer deutschen Reichsverfaßung auszuarbeiten, war Mitglied des sogenannten Vorparlaments und sodann der deutschen Reichsversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main. Den Resten dieser Versammlung, welche am 1. Juni 1849 nach Stuttgart übersiedelten, folgte auch Uhland und gieng am 18. Juni, als dieselben in den Straßen von Stuttgart durch das Militär zersprengt wurden, sogar neben dem Präsidenten Löwe von Calbe an der Spitze. Dieser seiner politischen Stellung gemäß lehnte er im Jahre 1853 die ihm gleichzeitig zugedachte Verleihung des preußischen Ordens pour le mérite und des bayerischen Maximiliansordens für Kunst und Wißenschaft ab. Von 1849 an weilte er, mehrere Reisen, z. B. nach Berlin, abgerechnet, in Tübingen. Als er im Februar 1862 dem Begräbnisse seines alten Freundes Kerner in Weinsberg beiwohnte, erkältete er sich und kränkelte seit dieser Zeit in stets zunehmendem Maße, so daß schon im September alle Hoffnung auf Genesung aufgegeben werden mußte. Am 14. November 1862 starb er im sechsundsiebzigsten Jahre. Verheiratet war er seit Januar 1820 mit Emilie, gebornen Vischer, welche ihn auf den meisten Reisen zu begleiten pflegte und ihn überlebt hat; die Ehe war kinderlos.

Das Aeußere Uhlands war im höchsten Grade unbedeutend; seine Gesichtszüge[1]) und seine Haltung — er war von kleiner Statur und nicht ebenmäßigem Wuchse — ließen weit eher einen Handwerker aus einem abgelegenen Städtchen, wofür er übrigens zu seinem großen Ergötzen nicht selten wirklich gehalten worden ist, als den berühmten Sänger und Gelehrten in ihm suchen. Dazu kam, daß er, wenigstens in größern Kreisen, ungemein wortkarg war [Ad. Schöll, „Erinnerungen an Ludwig Uhland“ in den „gesammelten Aufsätzen zur

1) Sehr ähnlich ist die Photographie vor Fr. Notters Buch über Uhland [Stuttgart 1863], nur sind die Augenbrauen zu stark zusammengezogen; total verfehlt ist der Profil-Holzschnitt im dritten Bande [S. 352 b] der Litteraturgeschichte von Heinrich Kurz.

klassischen Litteratur alter und neuerer Zeit" Berlin 1884], wie er denn bei einem Besuche in Wien weder an der Tafel des Erzherzogs Karl, noch in einem andern der festlichen Kreise, welche ihm Ehren versammelt worden waren, auch nur einziges Wort gesprochen haben soll. Es schien ihm schwer zu werden, sich auszusprechen, wie man dieß bei dem Beginn jeder öffentlichen Aeußerung früher (in der Ständeversammlung) in hohem Grade an ihm bemerkt haben will, wie das indes auch noch in der Paulskirche, wenn schon in geringerem Maße, zu bemerken war. In engerem aber und vertrauterem Kreise, zumal wenn der Gegenstand seiner Studien: alte deutsche Sage und deutsche Sage und Geschichte, ihm Veranlaßung gab, sich zu äußern, sprach er gern, geläufig und belebt, mitunter sehr schön. Er war ganz und gar eine biedere, treuherzige, schwäbische Natur, feinsinnig wie in seinen Gedichten so auch im Leben, und nobel, wodurch er mit seiner äußeren Erscheinung und auch mit seinen Parteigenoßen von 1849 in einem auffallenden Kontraste stand.

Uhlands Dichtung gieng von der romantischen Schule aus und hat das Gepräge derselben unverkennbar beibehalten; auch erfolgte die erste Veröffentlichung seiner Gedichte 1808 in Arnims Trösteinsamkeit [neu herausgegeben von Fr. Pfaff, Freiburg i. B. 1883] („die drei Lieder", „des Knaben Tod", „der Traum", „der Königssohn und die Schäferin", und „Fräuleinswache", welches letztere er in seine gesammelten Gedichte nicht aufgenommen hat). Auch erschienen Gedichte von ihm 1808 in Seckendorfs Musenalmanach, in Fouqués Musen und Frauentaschenbuch, in Kerners Poetischem Almanach für 1812, im „Deutschen Dichterwald von Kerner, Fouqué, Uhland und Anderen" 1813 u. s. w. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1815 [Stuttgart und Tübingen in der Cottaschen Buchhandlung]; seitdem haben sie über fünfzig Auflagen erlebt [; 50. Aufl. herausgegeben von W. L. Holland 1866; die 63. Aufl. 1881. Eine Volksausgabe „Uhlands Gedichte und Dramen" erschien in drei Bänden zuerst Stuttgart 1863 (dann wieder 1878 und 1881). Ihr Herausgeber, des Dichters trefflicher Freund, Professor Wilhelm Ludwig Holland hat hier den Text nach den Handschriften verbessert und eine Chronologie der Uhlandschen Gedichte aufgestellt.]

Der Unterschied zwischen Uhlands Dichtung und der eigens romantischen Schule liegt teils darin, daß Uhland sich mehr dem volksmäßigen Ausdrucke zuwendete, teils darin, daß er mehr greifbare,

zum Teil historische Persönlichkeiten in seinen Dichtungen auftreten ließ, als dies die Art der eigens romantischen Schule war. Durch diese Eigenschaften wurden seine Dichtungen bald nach ihrem Erscheinen in einem weit größeren Kreise, auch in höherem Grade, beliebt, als die Mehrzahl der übrigen romantischen Poesieen. [Fr. Th. Vischer „Ludwig Uhland“ Stuttgart 1863 im 4. Hefte der „kritischen Gänge. Neue Folge“.] Daß der laute Ruhm Uhlands als Dichter durch seine politische Stellung bewirkt worden sei, kann zugegeben werden, hochangesehen und hochbeliebt aber waren seine Dichtungen teils lange zuvor, ehe er eine hervorragende politische Stellung einnahm, teils in Kreisen, welche vielleicht niemals von dieser Stellung Kunde erhalten und Notiz genommen haben. Wenn ferner allerdings die Kompositionen Kreutzers und Anderer dazu beigetragen haben, Uhlands Gedichte überall einzubürgern, so muß wiederum geltend gemacht werden, daß dieselben schon lange vor dem Bekanntwerden dieser Kompositionen zu den beliebtesten Gedichten gehörten. Dieß werden alle diejenigen, welche zu der der Poesie zugeneigten Jugend von 1815—1825 gehört haben, bezeugen müßen. Soll über Uhland als Dichter ein Urteil gefällt werden, so ist es das, welches sich unter den Urteilsfähigen längst festgestellt hat: Uhland war ein hervorragendes Talent, aber kein Dichter, welcher die Tiefen des menschlichen Herzens aufzuschließen, das „Ewige und Göttliche“ zu offenbaren vermocht hätte — „ein Dichtertalent, aber keine Dichternatur“. Dieß war das Urteil Goethes: „Aus der Region, worin Uhland waltet, möchte wol nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen“ (Brief an Zelter, 4. Oktober 1831).

Vorzugsweise gilt dieß von der lyrischen Poesie Uhlands, denn dessen Balladen erkannte Goethe als Erzeugnisse eines bedeutenden Erzähler-Talentes in sehr bestimmter Weise an. Uhlands Lyrik hat fast durchgängig etwas Sentimentales, welches kalt läßt — sie berührt das Herz nur auf der Oberfläche, in vorübergehenden Stimmungen, und nur Wenige, in welchen sich eine wahre Wehmut ausspricht, haben künstlerischen Wert. Von größerer Bedeutung ist seine epische Poesie, sind seine Balladen und Romanzen. [Uhlands Balladen und Romanzen, erläutert von H. Düntzer, Leipzig 1879; P. Eichholtz, „Quellenstudien zu Uhlands Balladen“, Berlin 1879. W. L. Holland, „über Uhlands Ballade ‚Merlin der Wilde‘“, Stuttgart 1876. Zu den „ausgewählten Gedichten“ einer Schulausgabe arbeitete

J. W. Schäfer Anmerkungen aus; Stuttgart 1877.] Ihr Wert liegt, wie schon vorher bemerkt wurde, zum großen Teil darin, daß er sich in denselben dem Volkston anschloß und in manchen, wie in „der Wirtin Töchterlein", die beste Art des Volksliedes sogar reproduzierte. Manche derselben aber schlagen mitunter neben dem Volkston auch einen bloß kindlichen Ton an und nähern sich dadurch in einzelnen Zügen sogar der Plattheit, so daß man hier und da selbst an Bürgers Balladen erinnert wird. Aber auch die besten unter diesen Balladen und Romanzen unterliegen einem sehr erheblichen Tadel. Mit geringen Ausnahmen, wohin eben „der Wirtin Töchterlein" entschieden gehört, sind dieselben nicht dichterisch durchkonstruirt, sie sind nicht im poetischen Sinne fertig; mitunter fehlt der Abschluß geradezu, oder es ist derselbe undeutlich (wie im „Waller"), oder es entspricht der Abschluß der Exposition nicht; entweder ist der Abschluß für die umständliche und treffliche Exposition nicht genügend wie in der „Mähderin", oder die Exposition reicht für die Katastrophe nicht aus, wie dieß in der sonst zu den bedeutendsten Dichtungen Uhlands zu rechnenden Ballade „Bertran de Born" der Fall ist. Rätselhaft war für den künstlerischen Beurteiler lange Zeit eine der berühmtesten Balladen Uhlands: „Des Sängers Fluch", da man an derselben, der zahlreichen Unfertigkeiten nicht zu gedenken, jeden Hintergrund, ja alle Motivierung einer bestialischen Wut des Tyrannnen vermißen mußte. In der neuesten Zeit ist zu Tage gekommen, daß diese Ballade in Uhlands Sinn eine Allegorie sein sollte: der Tyrann ist Napoleon, der Sänger die deutsche Freiheit. Schwerlich möchte indes durch diese Aufklärung der poetische Wert des Stückes etwas gewonnen haben. Uhlands „vaterländische Gedichte" [1816 Tübingen], durch welche er in Deutschland eigentlich populär wurde, kommen dichterisch in gar keinen Anschlag, da sie fast durchgängig gereimte und noch dazu großenteils völlig platte Prosa sind. Seine beiden Dramen [„dramatische Dichtungen von Ludwig Uhland" Heidelberg 1846]: „Herzog Ernst von Schwaben" (geschrieben 1817, [Heidelberg] 1818 erschienen) und „Ludwig der Bayer" (1818 geschrieben [, 1819 Berlin erschienen]) leiden zu viel an einem rednerischen Erzählen, aber besonders das erstgenannte verdient vor unzähligen später erschienenen Bühnenstücken den entschiedensten Vorzug durch die kräftig ausgesprochene Gesinnung edler deutscher Treue, von welcher dasselbe durchdrungen ist; wenn auch zugegeben werden muß, daß diese Treue, um vollständig dra-

matisch wirksam zu sein, noch einen tieferen Hintergrund haben müßte, an welchem es hier gänzlich fehlt. [Uhland als Dramatiker, mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt von A. v. Keller, Stuttgart 1877. Durch diese Publikation, welche von mehr als siebzehn Plänen zu Tragödien, von denen einige wirklich ausgeführt wurden, und einigen Lustspielentwürfen Kunde giebt, ist erst ein Einblick in Uhlands Streben und Dichten als Dramatiker ermöglicht worden.]

Uhland ist mit dem allgemeinen, ihn vor allen gleichalterlichen Dichtern auszeichnenden Beifall, welcher ihm zu Teil wurde, ein redender Beweis für die allgemeine und doch oft verkannte Wahrheit, daß das Talent dem schöpferischen Ingenium bei der Menge und der Jugend allezeit den Vorrang abgewinnt; an dichterischer Tiefe ist ihm Kerner ohne Frage überlegen; an Fülle und Gewandtheit, nur nicht im Drama, Rückert; er aber Beiden freilich an dem nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzug, den Ton des Volkes, den allgemein und sofort ansprechenden Ton zu treffen. In Uhlands Weise dichtete eine nicht geringe Anzahl gleichfalls aus Schwaben gebürtiger gleichzeitiger und jüngerer Personen, zum Teil von ihm, zum Teil von Kerner angeregt; aus diesen Dichtern hat man (vorzüglich Heine) eine schwäbische Dichterschule gemacht, als deren Häupter Uhland und Kerner galten. Es gehören dahin Gustav Schwab, mit welchem Uhland durch genaue Freundschaft verbunden war, Graf Alexander von Württemberg, Karl Mayer, einer der ältesten Freunde Uhlands, Wilh. Hauff, Wilh. Zimmermann, Eduard Mörike und Andere [Lebensbilder schwäbischer Dichter Stuttgart 1881] — sämtlich anerkennenswerte dichterische Talente, welche den unwürdigen Hohn nicht verdienten, der von H. Heine über sie ausgegoßen worden ist.

Mit Uhlands Dichtung, und zwar mit dem bedeutenderen Teile derselben, den Romanzen und Balladen, ist seine gelehrte Forschung unmittelbar verbunden, ja es ist eine nicht unerhebliche Anzahl jener Dichtungen aus dieser Forschung entsprungen. [Franz Pfeiffer „Ludwig Uhland" in den „freien Forschungen", Wien 1867.] Es bezieht sich dieselbe auf die Sage, Poesie und Geschichte des Mittelalters, sowol auf das französische Epos, als die deutsche Poesie, Sage und Geschichte dieser Periode und auf das deutsche Volkslied. Wie ernst er diese Forschung nahm, davon zeugte schon sein kleines Werk

„Walther von der Vogelweide [, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland" (Stuttgart 1821)], in höherem Grade aber seine vortreffliche Abhandlung über den „Mythus von Thôr [nach nordischen Quellen" (Stuttgart] 1836), so wie mancher ausgezeichnete Beitrag zur Sagenforschung, welcher in Franz Pfeiffers „Germania" niedergelegt ist; dafür könnte aber auch sein Briefwechsel, unter anderen der mit dem Freiherrn von Laßberg geführte, zeugen, welcher in anschaulicher und belehrender Weise das allmähliche Wachsen der Bedeutung unserer Studien auf dem Gebiete der älteren deutschen Sprache und Litteratur darlegt und eine Herausgabe wol verdiente [; Briefwechsel zwischen Freiherrn von Laßberg und Uhland mit Biographie Pfeiffers herausgegeben von E. Pfeiffer. Wien 1870]. Uhlands besonderes Streben und Verdienst war es, überall die Verflechtung der Sage und Geschichte in einander zu verfolgen und darzustellen; aber freilich entschloß er sich zur Veröffentlichung seiner Forschungen nur schwer, nämlich nur alsdann erst, wenn er den Stoff vollständig ausgeschöpft zu haben meinte. Das Resultat von Uhlands vieljährigem Suchen und Untersuchen im Gebiete des älteren deutschen Volksliedes waren die „[Alten hoch- und nieder-] deutschen Volkslieder", eine Sammlung, welche, 1844 und 1845 [Stuttgart] in zwei Bänden erschienen, bis dahin einzig in ihrer Art ist, und hinsichtlich deren nur sehr bedauert werden kann, daß er die zu dieser Sammlung versprochenen [„Abhandlungen und Anmerkungen"] nicht vollständig bearbeitet, jedenfalls nicht herausgegeben hat. [Erst 1866 erschien die „Abhandlung über die Deutschen Volkslieder[1])" als 3. Band der von W. Holland, A. v. Keller und Franz Pfeifer herausgegebenen wissenschaftlichen Arbeiten und Vorlesungen Uhlands: „Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" 8 Bde. Stuttgart 1865—1872; die beiden ersten Bände enthalten eine „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" und eine „Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert"; den Inhalt des siebenten Bandes bildet die Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker".]

[1) Vgl. Otto Böckels rühmendes Urteil über diese Abhandlung in seiner Einleitung zur dritten Auflage von Vilmars „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes". Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagshandlung 1886.]

Was endlich die weder mit seiner Poesie noch auch mit seinen gelehrten Studien vereinbare politische Stellung Uhlands betrifft, so ist dieselbe kurz damit zu bezeichnen, daß Uhland ein politischer Idealist des reinsten Waßers war, mit aller Unklarheit, ja Beschränktheit, aber auch mit all der Zähigkeit und dem Eigensinn, welcher den politischen Idealisten kennzeichnet. Die erste Veranlaßung für ihn, politisch aufzutreten, gab die im Jahre 1815 vom König Friedrich seinem Lande oktroyierte Verfaßung moderner Art. Gegen dieselbe machte Uhland mit vielen seiner Landsleute vom altwürttembergischen Standpunkte aus, zuerst durch die oben erwähnten „Vaterländischen Gedichte“ 1816, Opposition; er verwarf das moderne Konstitutionswesen und verlangte das alte Recht Württembergs“, jedenfalls eine in alter Weise mit den Ständen vereinbarte, nicht eine oktroyirte Verfaßung. Aber die Positive, das Praktische, Erreichbare war ihm keineswegs so klar, wie die Negative, und selbst diese, seine Opposition gründete er auf allgemeine, unklare Begriffe von Volk, Volkstum, Volkswillen, Volksrecht, von welchen Voraussetzungen aus er z. B. auf das Heftigste gegen das Zweikammersystem ankämpfte. [H. von Treitschke, „Ludwig Uhland“, Leipzig 1865 in den „historischen und politischen Aufsätzen“.] Es konnte nicht fehlen, daß er mit Beibehaltung dieser Begriffe allmählich von seinem ursprünglichen, verhältnismäßig ganz richtigen, Wege hinweg und in die Bahnen eines trivialen Liberalismus hineingedrängt wurde. In diesen Bahnen bewegte er sich denn auch auf dem Landtage von 1833—1837, zu einer Zeit, wo die Wogen der Oppositionsrednerei in den Kammern der deutschen Mittelstaaten am höchsten giengen; damals wurde Uhland erst eigentlich zum „Volksmann“, nicht nur in Württemberg, sondern auch in dem grösten Teile von Deutschland. Man hätte nun denken sollen, und Manche waren ernstlich der Meinung, die Beschäftigung mit dem deutschen Volksliede, welches so ganz aus dem wirklichen Leben, aus den konkretesten Verhältnissen entsproßen war, eine Beschäftigung, welche ihn seit 1838 ganz hinzunehmen und auszufüllen schien, werde ihn von seinem politischen Idealismus geheilt haben. Aber nichts weniger. Mit den ersten Bewegungen des Jahres 1848 zeigte sich Uhland nicht nur nicht korrigiert, sondern in seiner politischen Krankheit noch bedeutend gesteigert. Die seltsame Petition, welche er damals an die württembergische Regierung richtete, kann kaum anders denn als das Produkt des politischen Schwindels bezeichnet werden.

So zeigte er sich denn auch in der Paulskirche, wo er zwar gegen den von noch ärgeren Idealisten projektierten Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland mit allen Kräften kämpfte, auch gegen die wunderliche Ausgeburt, „deutsche Reichsverfaßung" genannt, stimmte, aber auch sich gegen das Erbkaisertum und für ein periodisch gewähltes Reichsoberhaupt (er wählte Heinrich von Gagern!) erklärte, und bei dieser Gelegenheit (23. Januar 1849) die Rede hielt, welche mit der weltberüchtigt gewordenen Phrase schloß: „Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist!" Sein Mitwandern mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart und sein Ausharren bei demselben, bis er fast niedergeritten worden wäre, gieng übrigens nicht etwa aus revolutionärem Sinn hervor — Uhland war kein Revolutionär — sondern aus demselben eigensinnigen Idealismus, welcher ihn überhaupt beherrschte. Er meinte völlig ehrlich, die „Reichsversammlung" bestehe, als rechtlich berufen, ein für allemal und unter allen Umständen zu Recht, und dieser seiner Ansicht hielt er sich verpflichtet, auch den letzten und schärfsten Ausdruck zu geben. Durch diese seine Idiosynkrasie war er freilich schon in Frankfurt, wo er ursprünglich zum sogenannten linken Zentrum gehörte, sukzessiv weiter nach links und unter höchst unsaubere Gesellen geraten, vor denen er im Leben des Privatverkehrs sich wol gehütet haben würde; leider aber soll er so verblendet gewesen sein, daß er den widerwärtigen Unrat, welcher an Vielen der linksten Linken klebte, gar nicht bemerkte, und nur die allgemeine politische Richtung, in seinen Augen die richtige, im Auge behielt. Daß er die ungeheure Kluft, welche ihn an sich und in ethischer Hinsicht von diesem Haufen trennte, nicht bemerkte, gehört zu den schwersten Vorwürfen, welche man gegen Uhland erheben kann. Aber Uhland war, was man nie vergeßen möge, doch kein „Liberaler" gewöhnlichen Schlages. Sich irgendwie geltend zu machen, oder gar egoistische Zwecke niederer Art zu verfolgen, war ihm in der innersten Seele zuwider; eben so entfernt war er von allem und jedem Parteitreiben — in Frankfurt gehörte er keiner der dort bestehenden Fraktionen an — und am weitesten von allem Intriguieren — sämtlich Eigenschaften, durch welche die modernen Liberalen sich sonst ausnahmslos kennzeichnen. Daß bei ihm „der Dichter von dem Politiker aufgezehrt" worden sei, wie Goethe über ihn urteilte, ist nur teilweise richtig, denn bei ihm

erlosch das poetische Produktionsvermögen, wie bei allen dichterischen Talenten, naturgemäß, zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre.

Bald nach seinem Tode [, der Geibel zu seinem schönen Gedichte „Ludwig Uhland“ anregte,] erschienen, außer mehreren Nekrologen in der Zeitungen, drei nennenswerte Schriften über Uhland: Franz Pfeiffer Ludwig Uhland, ein Nachruf [Wien 1862]; Otto Jahn L. Uhland, ein Vortrag (Bonn 1863), welchem ein chronologisches Verzeichnis der Schriften Uhlands beigegeben ist, und eine ausführliche Darstellung von Friedrich Notter Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichen ungedruckten Poesieen aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Stuttgart 1863. Letztere Schrift unterscheidet sich sehr zu ihrem Vorteil von vielen Dichterbiographieen der neueren Zeit, indem sie den Irrweg eines Panegyrikus mit großem Glück vermeidet. — [Nachdem Stuttgart, 1867 die für den ganzen schwäbischen Dichterkreis aufschlußreichen zwei Bände „Erinnerungen“ von Karl Meyer, „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“ viele Briefe und Gedichte Uhlands zuerst veröffentlicht hatten, wurde 1874 (Stuttgart) auch die bereits 1865 von Emilie Uhland verfaßte und als Handschrift gedruckte Biographie veröffentlicht: „Ludwig Uhlands Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe“. Ein „Verzeichnis der Uhlandlitteratur“ hat R. Fasold 1884 im 72. Bde. von Herrigs „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen“ zusammengestellt.]

14. Karl Joseph Simrock.

Karl Joseph Simrock ist am 28. August 1802 zu Bonn geboren. [Seine erste Ausbildung erhielt er auf dem französischen Lyzeum, betätigte aber im Gegensatze zu seiner ganzen Umgebung schon früh entschieden deutsche Gesinnungen. Am 20. Dezember 1818 wurde er, einer der ersten Studenten, an der neu errichteten Universität in Bonn immatrikulirt,] studirte Jurisprudenz [, beschäftigte sich aber auch, ein Schüler August Wilhelm Schlegels, mit dem Studium der ältern deutschen Litteratur und Sprache und trat bereits mit eignen Dichtungen hervor. Nach abgelegtem Examen] war er von 1826—1830 Referendar [am Kammergericht] zu Berlin. Ein Gedicht [„drei Tage und drei Farben"], welches damals die Meinung sehr Vieler und gereifterer Männer als der kaum Achtundzwanzigjährige war, darstellte, als sei durch die Julirevolution das französische Volk befreit worden:

„[Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wundertätig ist die Zeit:]
In drei Tagen ward ein Tron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit"

und die Revolutionsfarben: weiß, rot, blau feierte, war die Ursache, daß er durch Kabinetsordre vom Staatsdienste ausgeschlossen wurde. [Da er in Berlin als Mitglied der Mitwochsgesellschaft im Verkehr mit Hitzig, Chamisso, Kugler, Streckfuß, Eichendorff, Wackernagel den anregendsten Umgang fand, blieb er in der Hauptstadt, bis ihn im Juni 1832 die tödliche Erkrankung seines Vaters nach Hause rief.] Er lebte seitdem in voller Unabhängigkeit, welche ihm seine Wohlhabenheit gewährte — er gehört dem Hause an, welches die weltbekannte Musikalienhandlung besaß — in Bonn nur mit der Dichtung beschäftigt. [Auf einer für seinen Vater 1829 unternommenen Geschäftsreise nach Süddeutschland hatte er Justinus Kerners Bekanntschaft gemacht; 1833 reiste er in die Schweiz, 1834 nach Paris; in dieses Jahr fällt auch seine Eheschließung mit Gertrud Ostler. Den Sommer pflegte er auf seinem Landgut in Menzenberg zu verbringen. Die Bonner philosophische Fakultät erteilte ihm 1834 die Doktorwürde;] später wurde er Dozent und seit 1850 [außerordentlicher, später, als

König Max II. von Bayern ihn nach München ziehen wollte,] ordentlicher Professor [der deutschen Sprache und Litteratur] an der Universität Bonn. Im Jahre 1859 befiel ihn [, der an den Zeitereignißen leidenschaftlichen Anteil nahm,] eine auffallende, weil scheinbar mit seiner äußeren und inneren Erscheinung nicht zu vereinbarende Gemütskrankheit, von welcher er jedoch [durch Erholungsreisen nach Süddeutschland] völlig genesen ist. [Noch ward ihm das Glück beschieden, das große Heilsjahr des deutschen Volkes und die Gründung des neuen deutschen Reiches zu erleben. Er starb, bis zu seinem Tode als Universitätslehrer und litterarisch unermüdlich wirkend, am 18. Juli 1876. Den besten Nekrolog veröffentlichte Karl Bartsch in Nr. 212 der Beilage zur Augsb. allgemeinen Zeitung.]

Als Dichter ist Simrock in erstem Range Epiker, im zweiten Lyriker, in beiden Beziehungen allbekannt und in der ersteren von hervorragender Bedeutung. [Er war ungemein produktiv, so daß die Zahl seiner Arbeiten eine sehr große ist; Verzeichniße derselben finden sich im dritten Bande von Gödeckes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung S. 1127—1139 und in Franz Brümmers Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts.] Er hat sich wie sonst [außer Richard Wagner] Keiner, dichterisch in unser altes Nationalepos eingelebt, und dasselbe teils in die jetzige Sprache übersetzt, teils selbstständig nachgedichtet. Das erste und bekannteste seiner epischen Produkte war die Uebersetzung des Nibelungenliedes, die schon 1827 [2 Bde., Berlin; 1867 mit den Holzschnitten nach Julius Schnorr von Karolsfeld; die 41. Aufl. Stuttgart 1882] erschien, aber erst zehn Jahre später die allgemeine Beachtung fand, welche sie verdient. Durch diese Uebersetzung wurden alle früheren und teilweise noch gleichzeitigen Uebersetzungen dieses Epos ein für allemal antiquirt und abgetan, und der bei weitem gröste Teil der Bekanntschaft mit dem Nibelungenliede, welche in unsern gebildeten Kreisen vorhanden ist, ist aus Simrocks Uebersetzung geschöpft. Dieselbe ist in dem Versmaß des Originals und mit treuer Bewahrung der Haltung und des Tones desselben gedichtet; allerdings aber ist es unserer jetzigen Sprache nicht möglich, den Text in seiner ursprünglichen durch die Sprache bedingten Färbung wieder zu geben, und so kommt es, daß gegen Simrocks Uebersetzung der Vorwurf erhoben worden ist, sie sei zu starr und bediene sich mancher, jetzt nicht mehr zulässiger Wendungen, auch mancher, an sich nicht verständlicher und dem Origi-

nal fremder Ausdrücke, wie des öfter wiederkehrenden: „in des Königs Bann". Der Tadel ist nicht ungegründet, indeß müssen wir demungeachtet behaupten, daß es für uns Jetztlebende wol nicht möglich sei, das Nibelungenlied besser zu übersetzen, als Simrock getan hat [, wie auch die neueste Uebersetzung von Lachmanns Textgestaltung „der Nibelungen Not" durch Oskar Henke (Barmen 1884) aufs neue beweist. Goethe begrüßte die erste Ausgabe von Simrocks Arbeit als „höchst willkommen" und wünschte nach einer, von Simrock öfters wiederholten Ueberarbeitung, dieser Uebersetzung viele Leser. Sie biete „die alten Bilder, aber nur erhellt. Eben als wenn man verdunkelnden Firniß von einem Gemälde genommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen. Das Unbehülfliche und Unzulängliche der alten Sprache verliert" — für den modernen Leser in dieser Uebersetzung — „seine Unbequemlichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet."]

Außer dem Nibelungenlied hat Simrock in ähnlicher Weise, und unseres Bedünkens so, daß der eben erwähnte Tadel hier kaum Statt haben dürfte, unser zweitgrößtes Epos, die Kudrun [(Stuttgart 1843; die 12. Aufl. 1881), den altsächsischen Heliand („Christi Leben und Lehre", Elberfeld 1856), das älteste deutsche Epos, den angelsächsischen Beowulf (Stuttgart 1859)], sowie noch andere Stücke aus der Heldenpoesie zweiten Ranges, [wie König Orendel oder den „ungenähten Rock" (Stuttgart 1845), den guten Gerhard von Köln, des Rudolf von Ems (Stuttgart 1847) und hiezu Sagenerläuterungen (Bonn 1856),] sowie [Gottfrieds von Straßburg, Tristan und Isolde (Leipzig 1855, fortgeführt 1875) und Wolframs von Eschenbach Titurel und] Parcival [Stuttgart 1842] übersetzt. Wer nur einen geringen Begriff von den ungemeinen Schwierigkeiten besitzt, welche das letztgenannte Gedicht dem Uebersetzer in den Weg legt, wird nicht allein über diese Uebersetzung billig urteilen, sondern dem Geschick und der dichterischen Inspiration des Uebersetzers seine Bewunderung nicht versagen. Ganz vortrefflich ist seine gemeinschaftlich mit Wilhelm Wackernagel besorgte [Ausgabe von Text und] Uebersetzung der Gedichte Walthers von der Vogelweide (1833 [Berlin); spätere völlig umgearbeitete Ausgaben (Leipzig 1870) besorgte Simrock allein. Wie bei Walther, so vereinte er auch bei seiner Bearbeitung des Wartburgkriegs (Stuttgart 1858), einer hervorragenden philologischen Leistung, die Ausgabe von Text und Uebersetzung. In der Uebersetzung der „Lieder der Minne-

singer" (Elberfeld 1857) ist er später von Wilhelm Storck („Buch der Lieder aus der Minnezeit", Münster 1872) übertroffen worden An Walther und die Minnesinger schließt sich seine Uebersetzung von Freidanks Bescheidenheit (Stuttgart 1867) an. Von Simrocks Uebersetzung des armen Heinrichs Hartmanns von der Aue („nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Uebersetzers", Berlin 1830; 2. Aufl. Heilbronn 1875) urteilte Wilhelm Grimm in den Göttingischen gelehrten Anzeigen: „Herr Simrock versteht die alte Sprache, hat Sinn, Geschmack und Takt, wie er das alles schon bei Uebersetzung des Nibelungenliedes bewiesen, und uns deucht, er habe auch hier seine Sache so gut gemacht als möglich ist, wenn man in die heutige Sprache übersetzen', dabei die ursprüngliche Darstellungsweise, die kurzen Reime, überhaupt das beibehalten will, was den, der mit der Kunst jener Zeit unbekannt ist, zumeist befremdet und genirt. Was der Verfasser sonst hinzugetan hat: die Einleitung über die Verbreitung, das Alter und den Gehalt der Sage, die eigenen poetischen Auffassungen derselben, das ist alles angemessen, nicht oberflächlich, nicht abschreckend durch trockene Gelehrsamkeit, kurz, es hält sich in einer gefälligen Mitte".]

[Mit allen diesen Arbeiten ist aber Simrocks Uebersetzertätigkeit noch keineswegs erschöpft. 1851 veröffentlichte er zum erstenmale seine metrische Uebersetzung der älteren und jüngeren Edda; 1854 gab er sein altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache heraus! Aus dem Niederdeutschen hatte er 1845 den Reinecke Fuchs übertragen; 1850 erschienen die altchristlichen Kirchenlieder „Lauda Sion" lateinisch und deutsch. Aus der Sprache des 16. Jahrhunderts übertrug er Sebastian Brants Narrenschiff (1872) und Joh. Paulis Schimpf und Ernst (1876), aus der des 17. Logaus Sinngedichte (1874) und Friedrich Spees Trutznachtigall (1876) in das moderne deutsch. Simrock ist unstreitig dem Umfange wie dem Werte seiner Leistungen nach weitaus der erste und beste Vermittler zwischen den verschiedenen Zeitaltern der deutschen Sprache geworden. Doch blieb er nicht bei den älteren deutschen Sprachen allein stehen. Als ein Uebergang zu Uebersetzungen aus andern Sprachgebieten mag seine Verdeutschung von Tegnérs Frithiofssage (Stuttgart 1863) betrachtet werden. Shakespeares Gedichte, sowol die Epen als die Sonette, übersetzte er 1867, zwar nicht so elegant und geschmeidig, aber auch unvergleichlich treuer wie Bodenstedt dies mit den Sonetten tat. Von

den Dramen übersetzte er (Leipzig 1836) Hamlet, Zymbelin, die Komödie der Irrungen und die lustigen Weiber von Windsor; (Stuttgart 1842) den Makbeth; (Hildburghausen 1867 und 1868) die beiden Edelleute von Verona, der Liebe Lohn verloren, die Kunst, einen Trotzkopf zu brechen, den Kaufmann von Venedig, Ende gut alles gut, den Walpurgisnachtstraum, viel Lärmen um Nichts, Troilus und Kressida, Gleiches mit Gleichem, Antonius und Kleopatra. Wenn diesen Shakespeareübersetzungen im allgemeinen nur ein sehr beschränktes Lob zu spenden ist, so hat Simrock mit einer aus seinen Shakespearestudien hervorgehenden Arbeit sich desto größeres Verdienst erworben. Das zweibändige Werk „die Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen mit sagengeschichtlichen Nachweisungen“ (2. Aufl. Bonn 1872) nimmt nicht minder unter den Schriften zur vergleichenden Sagenforschung wie innerhalb der Shakespearelitteratur einen hervorragenden Ehrenplatz ein. Den in diesem Buche als Shakespeares Quellen zahlreich mitgeteilten Uebersetzungen ließ Simrock noch eine eigene Sammlung von italienischen Novellen (Heilbronn 1877) folgen.]

[Wenn in diesen Uebersetzungsarbeiten der Gelehrte und Dichter Hand in Hand gingen, so ließ es Simrock doch auch an rein wissenschaftlichen Arbeiten nicht fehlen. Wenigstens zwei derselben dürfen hier nicht unerwähnt bleiben: seine sich an Lachmann anschließende Untersuchung „die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung. Beitrag zur deutschen Metrik“ (Bonn 1858) und sein ausgezeichnetes Hauptwerk: „Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen“ (Bonn 1853; die 4. Aufl. 1874). Ueber Simrocks Verdienste um die Förderung der deutschen Altertumsstudien vgl. R. v. Raumer, „Geschichte der germanischen Philologie“, München 1870, S. 602 bis 604.]

Unter Simrocks selbständigen Nachdichtungen ist die älteste und vornehmste: Wieland der Schmied [, deutsche Heldensage nebst Romanzen. Bonn] 1835. In dieser selbständigen Ausführung einer bekanntlich nicht in einem eigenen Epos, sondern nur in gelegentlichen Anführungen, Zitaten gleichsam, vorhandenen alten Heldensage hat sich Simrock des strengsten, epischen Styles mit wahrer Meisterschaft bedient, und es verdiente das Gedicht, weit bekannter zu sein, als es

zu sein scheint. Eine Zusammenstellung seiner epischen Uebersetzungen und Nachdichtungen enthält sein in sechs Bänden (1843—1850 [Stuttgart] erschienenes „[deutsches] Heldenbuch“, in welchem sich Kudrun, das Nibelungenlied, das kleine Heldenbuch (Walther und Hildegunde, Alphart [, der hörnerne Siegfried, der Rosengarten, das Hildebrandslied, Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich]), das Amelungenlied, [enthaltend:] Wieland der Schmied; Wittich, Wielands Sohn; Ecken Ausfahrt; Dietleib; Siebichs Verrat; endlich Dietrichs Aufenthalt bei Etzel und die Ravennaschlacht [, letzterer aus den drei Stücken: die beiden Dietriche, die Rabenschlacht, die Heimkehr bestehend,] befinden. Auch diese Zusammenstellung scheint nicht das große Publikum gefunden zu haben, welches sie verdient. [Noch weniger fand ein, allerdings schwaches, Pendant zum „deutschen Heldenbuch“ Anerkennung, das „Kerlingische Heldenbuch“ (Frankfurt 1848). Als eine Ergänzung dieser Werke muß die Publikation „die geschichtlichen deutschen Sagen aus dem Munde des Volks und seiner Dichter“ (Frankfurt 1850) angesehen werden.] Simrocks Gedichte, sinnig und kräftig, allesamt aber episch gefärbt, selbst die scherzhaften nicht ausgeschlossen, erschienen [zum erstenmale] in einer nicht ganz vollständigen Sammlung 1844 [Leipzig; eine „neue Auswahl“ Stuttgart 1869 und „Dichtungen, Eigenes und Angeeignetes“ Berlin 1872. Auch in andern lyrischen Sammlungen sind Gedichte, besonders vaterländische Gedichte Simrocks enthalten. Für das Sammelwerk „das malerische und romantische Deutschland“ schrieb er dessen sechsten Band: „die Rheinländer“ (Leipzig 1851).]

Endlich ist noch zu erwähnen, daß Simrock die bis jetzt beste und vollständigste Sammlung unserer Volksbücher veranstaltet hat [„Deutsche Volksbücher nach den ältesten Ausgaben hergestellt“ 13 Bde. Frankfurt 1845—1867; „auserlesene deutsche Volksbücher“ 3 Bände, 1869], unter denen wegen des darauf verwendeten Sammlerfleißes die Sprüchwörtersammlung [der fünfte Band 1847; hiezu „das deutsche Rätselbuch“ 1853] besonders genannt sein möge. [Außerdem hat er auch noch Martins- und Weihnachtslieder, Legenden, Märchen und Sagen gesammelt; das Puppenspiel von Faust zu rekonstruiren gesucht (Frankfurt 1846; vgl. W. Creizenach „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust“ Halle 1878.)]

[„Ueber Karl Simrocks Leben und Charakteristik“ hat bereits 1847 Gottfried Kinkel in seinem Buche „vom Rhein“ geschrieben und

Nik. Martin 1846 (Paris) „les poètes contemporains de l'Allemagne". In einer eignen Monographie schilderte (Leipzig 1877) N. Hocker, „Karl Simrock. Sein Leben und seine Werke".]

---

15. Johann Andreas Schmeller.

Johann Andreas Schmeller, der vornehmste deutsche Sprachforscher nächst Jakob Grimm, war geboren am 6. August 1785 zu Türschenreut in der Oberpfalz [, wo ihm nunmehr, wie bei der Feier seines hundertjährigen Geburtstags beschlossen wurde, ein Denkmal errichtet werden soll]. Sein Vater trieb das ärmliche Gewerbe eines Korbflechters und ernährte mit demselben eine Familie von sechs Kindern in altbäuerlicher Sitte und strengkatholischer Frömmigkeit. [„Unter allen Gewerben", schrieb Schmeller in seinem Wörterbuche bei dem Worte „Kürbenzäuner", „ist dieses unscheinbare dem Verfasser des bayerischen Wörterbuchs das ehrwürdigste; denn es ist das eines bald achtzigjährigen Ehrenmannes, dem er sein Dasein und seine erste Erziehung verdankt".] Im zweiten Lebensjahre dieses seines Sohnes siedelte er nach dem kleinen nur aus drei Gehöften bestehenden Weiler Rimberg (Reinberg) bei Pfaffenhofen [an der Ilm] in Altbayern über, wo Andreas „unter Buchen und Eichen auf dem Reidenanger seinen Anteil von Knaben- und Jünglingsträumen geträumt hat." Weder am Orte noch in der Nähe gab es eine Schule, und so unterrichtete der Vater neben seiner Arbeit den Sohn im Lesen, Schreiben und Rechnen, so gut er es verstand, aber mit solchem Erfolge, daß Einwohner von Rimberg dem achtjährigen Knaben ihre Kinder zum Unterricht anvertrauten. In dieser Beschäftigung fand den kleinen Schullehrer der Pfarrer Nagel zu Rohr, in dessen Pfarrei Rimberg gehörte, und sorgte dafür, daß er einen vollständigeren Unterricht, erst zu Rohr, später zu Scheyern, erhielt. Mehrere Jahre lang wanderte der Knabe täglich Morgens, sein Mittagbrot und seine Bücher auf dem Rücken tragend, nach dem fast eine Meile entfernten Scheyern und Abends wieder zurück in das Vaterhaus, voll Lerneifer und Lernfreude. Von dem Abt Martin zu

Scheyern wurde er auch in das Seminar aufgenommen, aber kurz darauf wurde (1796) das Land und ebenso auch Scheyern von den Heeren der französischen Revolution überzogen und das Stift zerrüttet. Das Seminar zerstreute sich, und als nach wiedergekehrter Ruhe Andreas seinen Platz in demselben wieder aufsuchte, fand er ihn — von einem andern besetzt. Sein Vater jedoch, welcher angefangen hatte, wohlbegründete Hoffnungen auf seinen Sohn zu setzen, wanderte mit ihm nach Ingolstadt und erbat bei Bekannten und Unbekannten für ihn den nötigen Unterhalt an Nahrung und Kleidung, was ihm auch, wenngleich nur in der notdürftigsten Weise, gelang. Zwei Jahre verweilte Schmeller in Ingolstadt, wo er sich unter einem Benediktiner auf den Eintritt in die obern Klassen eines Gymnasiums mit großem Fleiße vorbereitete. Schon damals stellte er Vergleichungen zwischen der deutschen Schriftsprache und der Mundart, mit welcher er aufgewachsen war, an, und als vierzehnjähriger Knabe unternahm er es im Jahre 1799, auf eigene Gefahr und im Vertrauen auf die Zeugnisse seiner Lehrer, nach München zu wandern und dort sich die Mittel zu weiteren Studien durch eigene Tätigkeit zu verschaffen. Es gelang ihm dies, aber unter herben Entbehrungen, an die er freilich von Kindheit auf gewöhnt war: er gab Unterricht und leistete die Dienste eines Ausläufers und ähnliche, doch meist nur bei solchen Personen, welche sein Streben zu würdigen verstanden und ihm weiter zu helfen geneigt waren. Im Jahre 1801 trat er in das Lyzeum zu München ein. Als er aber 1803 den Kursus vollendet hatte, wurde es ihm schwer, sich über die Wahl eines Berufes zu entscheiden; die Theologie, für welche er eigentlich bestimmt gewesen war, hatte er mit Zustimmung seines Vaters bereits aufgegeben, aber die andern Fächer der Wißenschaft zogen ihn eben so wenig an; endlich entschied er sich für den Beruf eines Lehrers. Zu dem Ende brachte er den Winter 1803—1804 im väterlichen Hause zu und schrieb hier eine Abhandlung „über die naturgemäßeste Art, Kinder, die eine von der Schriftsprache abweichende Mundart reden, im Lesen und Schreiben zu unterweisen.“ [„Ueber Schrift und Schriftunterricht. Ein ABC-Büchlein in die Hände Lehrender. Von Habemut“ überschrieb Schmeller ursprünglich sein 114 Seiten starkes Manuskript, für das er sich vergeblich um einen Verleger bewarb.] Mit dieser Abhandlung (der Grundlage seiner späteren bayerischen Grammatik) in der Tasche wanderte er, kaum mit den allerdürftigsten Zehrungsmitteln versehen, im Sommer 1804 in die Schweiz

zu — Pestalozzi. Dieser aber, eben in der Uebersiedlung von Burgdorf nach Buchsee begriffen, konnte ihn nicht gebrauchen, und so wendete sich Schmeller nach Bern, dann nach Basel und versuchte sogar, sich an Auswanderer nach Amerika anzuschließen, Alles vergeblich. Als er nun in tiefster Verlassenheit, doch im Innern ungebeugt, an der Landstraße nach Solothurn unter einem Nußbaum saß, um auszuruhen, gesellte sich ein Werber und Agent des in spanischen Diensten stehenden Solothurnischen Regiments zu ihm, welcher ihm den Antrag machte, in dieses Regiment einzutreten. Schmeller gieng darauf ein, kam im September 1804 zu Tarragona an und wurde sehr bald in der Schule seines Regiments mit vorzüglichem Erfolg und großer Anerkennung verwendet. Als im Jahre 1806 der Hauptmann Voitel, welcher die eben erwähnte Regimentsschule eingerichtet hatte [— ein Brief Schmellers an ihn aus dem Jahre 1837 ist im 19. Bde. der Germania veröffentlicht —], nach Madrid berufen wurde, um dort eine für Offizierssöhne bestimmte Schule nach Pestalozzis Grundsätzen einzurichten, zog er Schmeller mit sich, und nicht am wenigsten durch Schmellers Wirksamkeit [, der im spanischen, französischen und englischen, in Arithmetik und Geometrie Unterricht erteilte,] kam diese Schule in großen Ruf und zu einer ungewöhnlichen Frequenz aus allen Teilen der Monarchie. Im Jahre 1808 nahm dieselbe in Folge der Revolution ein Ende [Morf „Pestalozzi in Spanien“ Winterthur 1876], und Schmeller kehrte in die Schweiz zurück, wo er Anfangs bei Pestalozzi in Iferten verweilte, bald aber in Gemeinschaft mit Hopf eine eigene Erziehungsanstalt in Basel errichtete, welche ihm eine ehrenvolle Stellung und reichliches Auskommen gewährte. [Schmellers Briefe an Samuel Hopf sind mit Gedichten Schmellers in der Gratulationsschrift der Universität Bern zum 400jährigen Jubiläum der Münchener Universität veröffentlicht worden (Bern 1872). Eine öfters umgearbeitete dreiaktige Tragödie Schmellers „Die Ephesier“ (Herostrat) hat J. Niklas als Festgabe des Wilhelmgymnasiums, dessen Schüler Schmeller war, zur Säkularfeier herausgegeben (München 1885).] Als jedoch im Jahre 1813 von Bayern aus der Ruf „an die Söhne des Vaterlandes“ ergieng, sich unter die Waffen gegen den allgemeinen Feind zu stellen, hielt ihn in Basel nichts mehr zurück. Er gieng nach Kempten und stellte sich als Freiwilliger in das dort errichtete Jägerbataillon. Als aber die Behörden Kenntnis von seinen bisherigen Leistungen genommen hatten, wurde er [am 20. Januar 1814] zum Oberlieutenant im freiwilligen Jägerbataillon [des Illerkreises — Stamm-

abteilung des 16. Infant.-Regts., dessen Offizierkorps „zur Errichtung eines Denkmals für seinen ehemaligen Angehörigen, auf welchen das Regiment mit Stolz blickt", 1885 einen Beitrag einsandte —] ernannt. Indeß blieb letzteres 1814 in Reserve und erhielt nur 1815 eine kurze Verwendung im Felde. Während dieser Zeit gab Schmeller seine erste Schrift heraus: „Soll es eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?" [Kempten 1815.] Diese kleine Schrift ließ durch ihre Bemerkungen über den Geist der verschiedenen Sprachen insbesondere über die Bedeutung der deutschen Sprache, den künftigen Rang des Verfassers als eines hervorragenden Sprachgelehrten vollständig erkennen. Um dieselbe Zeit erregten die Leistungen [Joseph] Scherers [, der selbst an die Ausarbeitung eines bayerischen Idiotikons dachte,] und besonders Docens die Aufmerksamkeit des damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern, und es gelangte von ihm der Auftrag an die Münchener Akademie der Wissenschaften, ihm einen Mann zu bezeichnen, welcher im Stande sei, die in Bayern gesprochenen Mundarten zum Gegenstande gründlicher Erforschung und Behandlung zu machen. Die Akademie erklärte auf Scherers Antrag, es sei dazu Niemand besser geeignet, als der Oberlieutenant Schmeller. In Folge hiervon wurde er in Urlaub nach München berufen, hier als Lehrer am Kadettencorps beschäftigt, in Kurzem auch als Adjunkt der Akademie angeschlossen, bald außerordentliches, 1839 ordentliches Mitglied derselben, 1829 aus dem Militärverbande entlassen und zunächst als Kustos, dann als Bibliothekar an der königlichen Zentral-Bibliothek, ferner auch als außerordentlicher, zuletzt [nach vielfachen Kränkungen und Zurücksetzungen] als ordentlicher Professor an der Universität angestellt [1844].

[Unter den Mitforschern der Brüder Grimm erscheint Schmeller als der vorzüglichste, wenngleich, da er niemals einer Partei und alleinseligmachenden Schule angehörte, seine Arbeiten gegenwärtig mehr benützt als genannt werden; R. v. Raumer hat in der „Geschichte der germanischen Philologie" (München 1870) ihm und seinem Wirken einen eignen Abschnitt (IV. Buch, 2. Kap.) gewidmet.] Die Werke, welche von Schmeller in dem Zeitraum von 1821 bis 1852 herausgegeben worden sind, zu verzeichnen, kann hier unsere Absicht nicht sein; wir nennen nur die bedeutendsten und merkwürdigsten unter ihnen. Die nächste Arbeit war die von ihm verlangte: eine Grammatik der bayerischen Mundarten, welche [München] 1821 *erschien und* geeignet ist, allen künftigen idiologischen Grammatiken als

Wegweiser zu dienen. Mit einer Genauigkeit und einer Einsicht in die Natur der Sprachlaute, welche bewundernswert ist, hat Schmeller für jeden Laut des Dialekts ein entsprechendes Zeichen gewählt und die Verwandtschaft dieser dialektischen Laute unter sich, ihre Modifikationen und Veränderungen unter unangreifbare, weil aus der Sache selbst entwickelte Regeln gestellt. Zugleich begann er auch sein größtes und eigentümlichstes Werk, das [seinem Gönner, König Ludwig I. gewidmete] „Bayerische Wörterbuch“, welches 1827 [Stuttgart] begonnen und 1837 mit dem vierten Bande beendigt wurde. Dieses Werk ist zwar zunächst, was es sein will, ein bayerisches Wörterbuch; aber es ist weit mehr: es ist durch die Nachweisungen, welche dasselbe für jedes Wort aus der älteren Sprache enthält, zugleich ein allgemein deutsches Wörterbuch, und zwar das vollendetste, welches wir bis dahin besitzen. Als bayerisches Wörterbuch aber ist es das strenge, freilich wol für immer unerreichbare Vorbild aller Idiotika — es wird dasselbe, nach J. Grimms Ausspruche, „für immer als ein unerreichbares Muster dastehen, wie sich Sprach- und Sachkenntnis lebendig durchdringen sollen“. Allerdings war Schmeller dadurch im Vorteil für seine Arbeit, daß er eine rein und rund in sich abgeschlossene, eine übergroße Menge der ältesten Wörter bewahrende und in jeder Beziehung äußerst reiche Mundart, wie es in Deutschland eine zweite nicht giebt, darzustellen hatte, und daß er durch einen großen Schatz älterer und ältester Denkmäler eben dieser Mundart unterstützt wurde. Uebrigens hat Schmeller eine große Menge Zusätze gesammelt und druckfertig hinterlassen, [welche für die neue im Auftrage der historischen Kommission von G. K. Frommann besorgte Auflage des Wörterbuches (2 Bde. München 1872 und 1877) verwertet wurden]. Neben Schmellers bayerischem Wörterbuch, durch welches die Lexikographie und die Idiologie in ganz neue Gleise geführt wurden, [— Vilmar selbst hat nach Schmellers „unerreichbarem Vorbilde“ sein „Idiotikon von Kurhessen“ ausgeführt —] hat alle Dilettanterei im Idiotismenverzeichnen ein Ende, und wer dergleichen ohne dies Buch zu kennen und zur unabweichlichen Richtschnur zu nehmen dennoch unternimmt, verfällt der Lächerlichkeit und der Verachtung; nicht viel anders verhält es sich mit allgemeinen deutschen Wörterbüchern, für welche Schmellers Buch freilich eine zum Nachschreiben bequeme Fundgrube bereits mehr als einmal gewesen ist. Nächstdem ist die von Schmeller 1830 [Stuttgart] besorgte musterhafte Ausgabe des Heliand, der altsächsischen Evangelienharmonie, und das zehn Jahre später er-

schienene ganz vortreffliche Glossar zum Heliand [, wozu noch seine Abhandlung „über den Versbau in der alliterirenden Poesie besonders der Altsachsen" (München 1844) gehört,] zu erwähnen, sodann gehört zu seinen bedeutendsten Arbeiten die genaue Ermittelung der Sprache der Sette und Tredeci communi [1838], eines von uralter Zeit her in die südlichen italienischen Alpen versprengten deutschen Volksstammes, wohin er zu diesem Zwecke eine zweimalige Reise unternahm. [Dieser Schrift „über die sogenannten Cimbern" reihte sich das „Cimbrische Wörterbuch" (1855 aus seinem Nachlasse herausgegeben) an. 1827 veröffentlichte er die Abhandlung „über das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler" und gab einen altfränkischen Text des Matthäusevangeliums heraus. 1829 widmete er Docen einen warmen Nachruf. 1838 gab er gemeinsam mit Jak. Grimm „lateinische Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts" (Ruodlieb), allein 1841 Tatians Evangelienharmonie, 1847 die sprachlich und kulturhistorisch höchst merkwürdigen „Carmina burana" heraus.] Endlich möge noch die Entdeckung und die Entzifferung eines höchst merkwürdigen alliterirenden hochdeutschen Fragmentes erwähnt werden, welches Schmeller unter dem Titel Muspilli [München 1832] herausgegeben und hinsichtlich dessen er die sehr wahrscheinliche Vermutung aufgestellt hat, daß es von Ludwig dem Deutschen niedergeschrieben worden sei.

In allen seinen zahlreichen Schriften zeigte sich Schmeller als einen äußerst feinsinnigen Beobachter, als einen eben so scharfen wie besonnenen Kritiker und einen ganz besonders klaren und gefälligen Darsteller. Daß er außerdem eine wahre Riesenarbeit – die Verzeichnung der [deutschen] Handschriften der königlichen Hof- und Staats-Bibliothek [2 Bände] — fast bis zum Schlusse durchgeführt hat, können wir hier nur notiren, um seine unermüdliche Arbeitslust und Arbeitskraft zu bezeichnen, welche übrigens mit einer für einen Bibliothekar fast beispiellosen Gefälligkeit verbunden war [; K. Hofman „Schmellers amtliche Tätigkeit auf der kgl. Staatsbibliothek" 1855 in Nr. 14—16 der Münchener „gelehrten Anzeigen"]. Auf dem Katheder war jedoch die ihm naturgemäße Stellung nicht; es gieng ihm die Freiheit der dozirenden Rede ab [; zwei Vorlesungen Schmellers über deutsche Grammatik hat Birlinger 1865 im 37. Bde. von Herrigs Archiv abdrucken lassen].

Das Ende des würdigen Mannes war traurig. Im Herbst 1847 *hatte er auf* einer Alpenreise [auf dem Jaufen] das Unglück, bei einem

Falle den linken Schenkelknochen zu zerbrechen, welcher Bruch, im Anfange übel behandelt, ihm die freie Bewegung fortan unmöglich machte und seine Lebenskräfte allmählich aufzehrte, wenn er gleich noch fast volle vier Jahre nach seiner notdürftigen Herstellung seine Geschäfte mit der vollen Energie des Geistes versah. Er starb am 27. Juli 1852, fast siebenundsechzig Jahre alt.

Schmellers äußere Erscheinung war auf den ersten Blick nicht einnehmend; aber ihm näher gekommen, war es nicht möglich, ihn nicht lieb zu gewinnen. Eine Einfachheit und zugleich eine Sicherheit, eine Seelentiefe und zugleich eine Heiterkeit, eine Großartigkeit der Anschauung, ein Adel der Gesinnung und zugleich die liebenswürdigste Bescheidenheit sprachen aus ihm in einem Grade, wie wir unter den Zeitgenoßen keinem Aehnlichen begegnet sind. Unter seinen Wissenschaftsgenoßen war er am nächsten mit Jakob Grimm befreundet, mit welchem ihn auch manche wesentliche innere Verwandtschaft verband. [Föringer „Lebensskizze Schmellers“ München 1855. Joh. Nicklas „Johann Andreas Schmellers Leben und Wirken. Eine Festgabe zum 100jährigen Geburtstage des großen Sprachforschers“ (mit einem Bildniße Schmellers) München 1885. Konrad Hofmann „Joh. Andr. Schmeller. Eine Denkrede“, München 1885.]

---

16. Jakob Ludwig Karl Grimm.

Jakob Ludwig Karl Grimm, unter den deutschen Sprach- und Altertumsforschern der unbestreitbar Vornehmste, ist geboren zu Hanau [, wo an seinem hundertsten Geburtstage der Grundstein eines den Brüdern Grimm zu errichtenden Denkmales gelegt wurde,] am 4. Januar 1785 und erzogen in dem Städtchen Steinau (zwischen Fulda und Hanau), wo sein Vater Amtmann war und sein Großvater als Pfarrer gestanden hatte, später nach dem frühen Tode seines Vaters zu Kassel. Seine Universitätsbildung erhielt er 1802—1805 in Marburg, wo er sich der Jurisprudenz widmete und [Friedr. Karl] v. Savigny, zu jener Zeit Professor daselbst, einen bleibenden Einfluß auf ihn ausübte. Den grösten Teil des Jahres 1805 brachte

er auf Savignys Veranlaßung in Paris zu, um letzterem daselbst bei seinen litterarischen Arbeiten zu helfen. Im Anfange des Jahres 1806 wurde er als Sekretariats-Akzessist bei dem Kriegskollegium zu Kassel angestellt, nahm aber von dieser Stelle in Folge der französischen Okkupation von Kurhessen, im Jahr 1807 seine Entlaßung. Am 5. Juli 1808 wurde er zum Privatbibliothekar des Königs von Westfalen, Hieronymus Napoleon, und 1809 zugleich zum Staatsrats-Auditor ernannt, welche Aemter er bis zur Auflösung des Königreichs Westfalen bekleidete.

Obgleich durch dieselbe dienst- und brotlos geworden, begrüßte er die Rückkehr des rechtmäßigen Landesherrn mit der lebhaftesten Freude und wurde von demselben noch im Dezember 1813 zum Legationssekretär bei der in das Hauptquartier der Alliirten entsandten kurhessischen Gesandtschaft (Graf Keller) ernannt, in welcher Eigenschaft er dem Feldzug gegen Frankreich von 1814 beiwohnte und in Paris die Rückgabe der geraubten litterarischen Schätze bewirken half, auch vom Oktober 1814 bis zum Juni 1815 sich auf dem Wiener Kongreß befand. Nach der zweiten Einnahme von Paris gieng er, dießmal hauptsächlich auf Requisiton des preußischen Ministeriums, zum dritten Male nach Paris und wurde alsdann, da er die diplomatische Laufbahn zu verlaßen wünschte, im April 1816 als zweiter Bibliothekar bei der Bibliothek des kurfürstlichen Museums in Kassel angestellt, bei welcher sein Bruder Wilhelm bereits seit zwei Jahren als Sekretär fungirte.

Als im Jahre 1829 nach dem Tode des ersten Bibliothekars seine äußerst bescheidenen Wünsche auf ein Vorrücken zur Stelle eines ersten Bibliothekars oder zum Archivar — „der alte, simple Archivariustitel hätte mir auf lebenslang genügt", sagte er, nicht erfüllt wurden, nahm er den Ruf als ordentlicher Professor und Bibliothekar zu Göttingen an, welcher unter dem 20. Oktober 1829 an ihn ergieng, und auf welchen bereits am 30. Oktober die Entlaßung aus dem kurfürstlich hessischen Staatsdienst folgte, weil man bei der damaligen Lage der Dinge in Kassel von der Bedeutung der Brüder Grimm auch nicht das leiseste Verständnis hatte, ja nicht einmal geneigt war, sich dasselbe zu verschaffen.

Göttingen, wo ihm der Charakter als „Hofrat" erteilt wurde, verließ er am 11. Dezember 1837, in Folge des von ihm nebst sechs

andern Professoren am 18. November 1837 unterzeichneten Protestes gegen das [rechts- und gesetzwidrige, eidbrüchige] Patent des Königs Ernst August vom 1. November 1837, durch welches das hannoversche Staats-Grundgesetz vom 26. September 1833 aufgehoben wurde. Er gehörte zu den Dreien unter jenen Sieben, welche nicht allein abgesetzt, sondern auch sofort aus Göttingen ausgewiesen wurden. Ueber seine Beteiligung bei diesen Vorgängen hat er sich in der kleinen Schrift ausgesprochen: Jakob Grimm über seine Entlaßung. Basel 1838; [, in den „kleineren Schriften I, 25—56; K. Gödecke „Jakob Grimm" in der Samlung von Vorträgen, „Göttinger Professoren" Gotha 1872. F. Frensdorff „Jakob Grimm in Göttingen" Göttingen 1885. Mit Jakob Grimm wurden zugleich Friedrich Christoph Dahlmann und Georg Gottfried Gervinus polizeilich aus Hannover entfernt. Der herrliche „Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus liegt nun vor. 2 Bde., Berlin 1885 und 1886.] Fast drei Jahre, bis zum Ende des Jahres 1840, lebte er hierauf in Kassel.

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen berief ihn im November 1840 nach Berlin als Professor an der Universität, wo er seitdem ohne Unterbrechung, nur mit Abrechnung [von Reisen und] einer Abwesenheit von wenigen Monaten, während deren er Abgeordneter zur deutschen Reichsversammlung in Frankfurt war, gelebt hat, vorzüglich mit litterarischen Arbeiten, weniger mit Vorlesungen beschäftigt. Bis zu seinem Eintritt in die Göttinger Professur hat er sein Leben selbst beschrieben in Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830. Marburg 1831. S. 148—164, welche Selbstbiographie [, wieder abgedruckt in Jakob Grimms „kleineren Schriften" I, 1—24,] nebst der seines Bruders Wilhelm als ein Muster einer Selbstbiographie gelten muß. Die Brüder Grimm, am hervorragendsten der älteste, Jakob, besitzen die Fähigkeit, die Seele des deutschen Volkes in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit mit vollster Unmittelbarkeit zu verstehen, wie sich dieselbe in Sitte und Sage, in Mythus und Recht, in Gesang und in Sprache kund giebt. Es hat vor ihnen Nimand gelebt, welcher dieses Verständnis in gleich inniger und tiefer, in gleich liebevoller und umfaßender Weise beseßen hätte, und schwerlich wird die Zukunft unseres Volkes, in dieser Beziehung einen Größeren erzeugen als Jakob Grimm. Bei ihm aber verbindet sich

mit diesem Verständnis auch die eminente Fähigkeit, dieses Verständnis treu und unmittelbar, wie er es besitzt, auch darzustellen, die Fähigkei- der nüchternsten und schärfsten wißenschaftlichen Fort schung, so wie der strengsten Selbstbeschränkung oder, wenn man so will, der großartigsten Objektivität, wie sie nur Wenigen verliehen ist: auf dem Gebiete des römischen Rechts seinem Lehrer Savigny, auf dem Gebiete der Dichtung Goethe, von welchem, so wie von der an Goethe angeschloßenen sogenannten romantischen Schule, namentlich von Tieck, die Brüder Grimm die bedeutendste Anregung empfangen haben. Hierzu kommt nun bei Jakob Grimm noch eine ganz ungewöhnliche Arbeitskraft, wie dieselbe von keinem seiner Zeitgenoßen in gleicher Stärke und Dauer beseßen wird — dieselbe ist sich volle fünfzig Jahre hindurch unvermindert gleich geblieben. Jene Fähigkeit welche wir das Verständnis des Seelenlebens des deutschen Volks genannt haben, betätigt sich nun bei den Brüdern Grimm, wie das nicht anders sein kann, wenn es ein wahres Verständnis ist, durch das Vermögen, aus dem Einzelsten, und Besondersten das Ganze und Allgemeine, aus den unscheinbarsten Anfängen den Fortschritt und das Ende, aus dem Kleinen und Kleinsten das Größte nicht etwa nur zu ahnen, sondern mit der vollkommensten Sicherheit und der unangreifbarsten Evidenz zu schließen und darzustellen: Jakob Grimm ist — nicht ein, sondern — der Historiker des Seelenlebens des deutschen Volkes.

Deshalb ist er auf jedem Gebiete dieser Historik nicht nur bahnbrechend und die Wege weisend, sondern schöpferisch aufgetreten: eine Wißenschaft der Geschichte der deutschen Poesie, eine Wißenschaft der deutschen Mythologie, und vor Allem eine Wißenschaft der deutschen Sprache hat Jakob Grimm geschaffen, und fast dasselbe läßt sich auch von der Wißenschaft des deutschen Rechtes sagen, wenn gleich hier das Bahnbrechen und Wegeweisen das berechtigtere Prädikat für Jakob Grimms wißenschaftliche Tätigkeit ist. Grundlegend und schaffend war schon sein erstes Werk: Ueber den altdeutschen Meistergesang, [Göttingen] 1811. Der Unterschied zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie ist in diesem Erstlingswerke des Sechsundzwanzigjährigen, trotz der noch vorhandenen Unfertigkeit in der Form, mit solcher Bestimmtheit und Klarheit dargelegt, daß durch dieses kleine Buch die ganze Geschichte unserer Poesie mit einem Male, gleichwie von einer aufgehenden Sonne, beleuchtet wurde, und ein Vergeßen der

hier von Grimm gegebenen Grundlagen uns notwendig in die alten Wirrnisse eines längst überwundenen Dilettantismus zurückführen müßte, wenn auch dieser Dilettantismus sich als „wahre Wißenschaft" fälschlich rühmen sollte. Mit ähnlichem Erfolge wurde der Dilletantismus Bodmers und Müllers, der sich damals in allerlei extravaganten Lobpreisungen der alten Poesie breit zu machen suchte, beseitigt durch die von den Brüdern gemeinschaftlich besorgte Herausgabe und Erläuterung des Hildebrandsliedes, [und Weissenbrunner Gebetes, Kassel] 1812, wo zuerst die deutsche Alliteration aufgewiesen wurde, und durch die „Altdeutschen Wälder", welche von beiden Brüdern 1813 [Kassel] bis 1816 [Frankfurt, 3 Bde.] herausgegeben wurden. Außer diesen Werken möge als schöpferisch für die Geschichte der deutschen Poesie nur noch ein Werk von erstem Range genannt werden, welches Jakob allein zugehört: Reinhart Fuchs, [Berlin] 1834.

Grundlegend und schöpferisch für die deutsche Mythologie waren schon die Kinder- und Hausmärchen, deren erster Teil [Berlin] 1812, der zweite 1815, der dritte, welcher die Nachweisungen und die wißenschaftliche Erörterung enthält, 1822 erschien und die seitdem eine Reihe von Auflagen erlebt haben (die kleine Ausgabe, gleichfalls in mehreren Auflagen erschienen, kam zuerst 1825 heraus). So großen Beifall dieses, die mündliche Tradition der Märchen freilich abschließende, Buch damals bei den Einsichtigen fand, deren Zahl allerdings nicht allzu groß war, so wenig konnte sich das größere Lesepublikum in dasselbe finden; es ist uns jetzt unbegreiflich, dem damaligen Kulturzustand aber völlig angemeßen, daß man dasselbe 1812 für ein „kindisches Unternehmen" erklärte, welches sich für so „verständige Männer, wie die Grimms, nicht schicke". Die Wißenschaft der deutschen Mythologie aber schuf Jakob Grimm durch [die zwei Bände] seiner „Deutschen Mythologie", [Göttingen] 1835. (Zweite stark vermehrte Ausgabe 1843—1844, welcher jedoch der Anhang der ersten Ausgabe, die Formeln des Aberglaubens enthaltend, fehlt [; 4. Aufl. besorgt von El. Hugo Meyer, 3 Bde. 1875—1878]). Das nächste und greifbarste Resultat dieses Werkes war die Erkenntnis, daß diejenigen mythologischen Anschauungen, welche man bis dahin nur dem nordischen Zweige des germanischen Stammes zuschreiben zu können meinte, dem ganzen Stamme, wenigstens ihrer Grundlage nach, angehören, sodann die sich aufdrängende Ueberzeugung, daß unser ganzes jetziges Leben noch vielfach von heidnischen Anschauungen

durchsetzt sei. Uebrigens giebt es nächst Grimms Grammatik kein Werk, durch welches uns die Tiefen unseres Seelenlebens in dem Grade aufgeschloßen werden, wie durch die deutsche Mythologie. Die Frage jedoch, was die mythologischen Gestalten unseres heidnischen Altertums an und für sich seien, ob poetische Intuitionen (Personifikationen von Naturwesen) oder Realitäten, und welche Realitäten, wird durch Grimms Mythologie nicht beantwortet; diese Frage liegt über den Anschauungskreis Grimms, sie liegt aber auch über den Kreis einer deutschen Mythologie als solcher hinaus, und man soll deshalb an Jakob Grimm nicht die Anforderung stellen, wie das Philipps getan hat: „er möge doch nun einmal deutlich und bestimmt sagen, wer denn Wuotan, Donar, Ziu sei?"

Die deutschen Rechtsaltertümer erschienen [Göttingen] 1828 [3. Aufl. 1880] und gaben für die Wißenschaft des deutschen Rechtes die festen und unentbehrlichen bis dahin aber entbehrten, ersten Grundlagen. Belege zu den Rechtsaltertümern lieferten die Weistümer, welche Jakob Grimm in drei Bänden [Göttingen] 1840 bis 1842 (den ersten Teil in Gemeinschaft mit Dronke und Beyer) herausgegeben hat, und welche eine Fülle noch unverarbeiteten Stoffes enthalten [; fortgeführt von L. Maurer und R. Schröder 1863—1878, vollständig in 7 Bdn].

Die gröste und glänzendste Tat Jakob Grimms ist die Aufstellung einer deutschen Grammatik. Der erste Teil dieses umfaßenden Werkes, durch welches er sich den grösten Geistern, nicht blos Sprachforschern, aller Völker und aller Zeiten gleichgestellt hat, erschien im Jahre 1819, in zweiter umgearbeiteter und sehr vervollkommneter Auflage 1822, in dritter, abermals umgestalteter, aber nur einen Teil des ursprünglichen Stoffes, die Vokallehre, enthaltender Auflage 1840 [; eine neue Ausgabe besorgte W. Scherer 1870]. Der zweite Teil erschien 1826 [, in neuer Auflage 1878], der dritte 1831, der vierte 1837. Während die Grammatik überhaupt bis dahin nichts weniger als eine Wißenschaft, vielmehr nur ein Aggregat zufälliger und vereinzelter Beobachtungen und eben so zufälliger und vereinzelter oft willkürlicher, Regeln gewesen war, ist sie durch Grimm zu dem Rang einer Wißenschaft, und zwar einer der vornehmsten, erhoben worden, so daß sie der Naturwißenschaft in vollkommener Ebenbürtigkeit und zum Teil mit wirklicher innerer Verwandtschaft, zur Seite steht Die Natur der Laute und ihr Verhältnis zu einander, das Wesen der Biegungen und Abwandlungen, die Grundlage der Wortformen,

der Etymologie, der Zusammensetzungen ist von Grimm mit einer für die Grammatik jeder Sprache maßgebenden Präzision und Akribie dargestellt worden; insbesondere erwähnen wir das von Grimm entdeckte Gesetz der Lautverschiebung, welches man nicht mit Unrecht der Entdeckung eines neuen Weltteils zur Seite gestellt hat. Für die Grammatik der deutschen Sprache insbesondere ist dieses Werk schöpferisch durch die historische Methode, mittels welcher allem Raten und Vermuten, aller Regelmacherei und Dilettanterei auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung mit einem Male ein definitives Ende gemacht worden ist. Die Entwickelung — phonetische Abstumpfung und Schwächung, syntaktische Erweiterung — der Sprache aus dem Gothischen in das Althochdeutsche, Angelsächsische, Altsächsische, Nordische, aus dem Althochdeutschen in das Mittelhochdeutsche und Neuhochdeutsche und in die Dialekte, aus dem Angelsächsischen in das Englische, aus dem Altsächsischen in das Niederdeutsche und Niederländische, aus dem Altnordischen in das Dänische und Schwedische ist hier mit vollester und unwiderlegbarer Evidenz — wenn man so will, als eine Naturnotwendigkeit, als grundgesetzliche Operation des menschlichen Geistes in der Sprache -- dargelegt; es ist die deutsche Vokalisation in ihren Grundlauten Brechungen, Ablauten und Umlauten, die deutsche Konsonantenverwendung in der Lautverschiebung und deren endlicher im Neuhochdeutschen eingetretener Zerrüttung, die auf den Grundlauten ruhende Deklination, die in den Ablauten und in der Reduplikation ruhende Konjugation, und die aus den Ablauten der Konjugation mit unabweichbarer Regelmäßigkeit sich entfaltende Etymologie durch alle jene Sprachen und somit durch die Perioden des deutschen Sprachlebens mit der grösten Vollständigkeit und unwidersprechlicher Sicherheit durchgeführt. Eine solche Grammatik hat keine andere Sprache der Erde, und alle künftigen Grammatiken jeder anderen Sprache können nur dadurch wißenschaftliche Grammatiken sein, daß sie sich an Grimms deutsche Grammatik anschließen. Ein großer Vorzug der Grimmschen Grammatik ist übrigens der, daß sie sich aller eingehenden Sprachvergleichungen mit Sanskrit, Zend, ja sogar mit dem Lateinischen und Griechischen, wo anders nicht im Einzelnen zwingende Notwendigkeit zur Heranziehung der Sprachen vorlag, enthalten hat und somit das Deutsche rein aus sich selbst entwickelt. Für die deutsche Sprachlehre ist durch Grimms Grammatik weiter die unverbrüchliche Regel gegeben worden, daß man, ohne der Sinnlosigkeit zu verfallen,

seitdem keine deutsche Grammatik aus dem jetzigen Schriftdeutsch (dem Neuhochdeutschen) allein, sondern nur mit Hinzunahme des Althochdeutschen und vor Allem des Gothischen konstruieren könne; eine deutsche Grammatik, selbst eine für Gymnasien, ja für noch niedrigere Lehrstufen, bestimmte, kann nur eine historische Grammatik sein. Hat man schon vorlängst die lateinische und griechische Grammatik als ein wesentliches Erziehungsmittel gerühmt, indem durch die Strenge derselben die Gedanken in Zucht genommen würden und der Unruhe der Geister gesteuert werde, so nimmt die deutsche Grammatik diese Vorzüge in zehnfach verstärktem Maße für sich in Anspruch. Ueberhaupt aber dient die Beschäftigung mit deutscher Sprache, deutscher Poesie und deutschen Altertümern in Grimms Weise ganz vorzüglich dazu, einen ruhigen, festen, feinen, der Vergangenheit mit Liebe zugewendeten und dennoch von der Gegenwart und der Zukunft nicht eigenwillig sich abwendenden Sinn zu erzeugen; — gegen träumerische Altertümelei ist gerade Grimms Weise ein mit vollster Sicherheit wirkendes Korrektiv, nicht minder als gegen Fremdländerei und gegen die Neuerungssucht zügelloser Willkür. Regierungen, welche es mit der Zukunft der deutschen Jugend wol meinen, sollten ernstliche Sorge tragen, daß diese Studien in den Kreis der Ausbildung, zumal der wißenschaftlichen Ausbildung der kommenden Geschlechter aufgenommen werden. [Die Art und Weise, in welcher Vilmar diesen Unterricht durchgeführt wissen wollte, legte er selbst dar in den drei Teilen seiner „Anfangsgründe der deutschen Grammatik zunächst für die obersten Klassen der Gymnasien" (6. Aufl. Marburg, N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung 1864—1871).] Leicht auszubeuten ist übrigens Grimms Grammatik keineswegs, vielmehr erfordert sie die volle Hingebung eines Jüngers, welcher dem Meister getreulich nacharbeiten und nicht blos möglichst schnell ihm etwas ablernen, sondern durch ihn etwas werden will, weshalb denn auch leichtfertige Sprachbehandler glücklicher Weise vor Grimms Grammatik zurückschrecken. Ebenso wird der große Haufe durch die wiederhergestellte Verbannung der Initialen für die Substantiva, so wie durch die von ihm begonnene Einführung einer beßeren Rechtschreibung von seinen Werken abgeschreckt; nur der erste dieser Punkte könnte etwa in Frage gestellt werden, die andern beiden stellt nur die Ignoranz in Frage.

Ergänzungen der Grammatik sind: Geschichte der deutschen Sprache, 2 Bände, [Leipzig] 1848 [; 4. Aufl. 1880] und das von den beiden Brüdern gemeinschaftlich unternommene letzte Werk: Deutsches Wörterbuch, welches seit 1838 unternommen und 1852 zu erscheinen anfieng [; 1854 war der erste Band vollendet. Das letzte, was Jakob Grimm dafür schrieb, war der Artikel „Frucht". Als er vier Jahre nach Wilhelm am 20. September 1863 in Berlin starb, führte zunächst Weigand [† 1878] das Wörterbuch weiter; da Karl Lucä leider bald von der Arbeit zurück trat, wird sie nun von M. Heyne, R. Hildebrand und M. Lexer weitergefördert; bereits ist der siebente Band (Artikel „oder") in Angriff genommen]. Es mag genügen, hier das Urteil mit aller Bestimmtheit auszusprechen, daß dieses Wörterbuch, mag man auch das Eine und andere daran vermißen oder anders wünschen, allen andern früheren und gleichzeitigen Wörterbüchern, von denen einige aus kleinlicher und völlig unberechtigter Rivalität gegen das Grimmsche Werk unternommen worden sind, weitaus, und, das Weigandsche Wörterbuch abgerechnet, ohne alle und jede Vergleichung überlegen ist; eine Begründung dieses Urteils kann freilich hier nicht gegeben werden.

Zum Schluße möge es verstattet sein, nur noch die mit Grimm auf einem und demselben Wege gehenden Zeitgenoßen zu erwähnen, da es nicht zuläßig erscheint, die übrigen zahlreichen einzelnen Werke, namentlich die in der Berliner Akademie der Wißenschaften gelesenen und in deren Verhandlungen abgedruckten Abhandlungen J. Grimms hier aufzuführen. [Diese und andere Abhandlungen und Reden, vermischte Aufsätze, Rezensionen, auch manches Ungedruckte sind zwischen 1864 und 1886 (Berlin; der erste Band in zweiter Auflage 1879) als „kleinere Schriften von Jakob Grimm" in acht Bänden gesammelt erschienen; eine einbändige „Auswahl aus den kleineren Schriften" ist 1874 in zweiter Auflage herausgegeben worden.] Zu jenen Mitstrebenden, welche wie der Lehrer [Grimms, Friedrich Karl von] Savigny bereits alle verstorben sind, gehören Ludwig Achim von Arnim (in Betreff der Märchen und Sagen), der Geheime Revisionsrat K. H. G. von Meusebach in Berlin [; Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm herausgegeben von Camillus Wendeler, Heilbronn 1880], K. Lachmann in Berlin, B. J. Docen in München, G. F. Benecke in Göttingen, und ganz besonders Joh. Andreas Schmeller in

München [vgl. S. 217], welcher mit J. Grimm in einer näheren geistigen Verwandtschaft steht als die übrigen; Anderer und zumal der Jüngeren, zu geschweigen. [Zwischen 1810 und 1813 fand auch ein „Briefwechsel zwischen Jakob Grimm und Friedrich David Gräter statt, den Herm. Fischer (Heilbronn 1887) veröffentlichte. Die „Briefe von Jakob Grimm an Hendrik Willem Tydeman" hat Alexander Reifferscheid „mit einem Anhange und Anmerkungen" (Heilbronn 1883); den „Briefwechsel zwischen J. Grimm und J. H. Halbertsma" hat B. Sijmons (Halle 1885) herausgegeben. Den „Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrten" gab Ernst Schmidt heraus (Berlin 1885). Zahlreiche andere Briefe von Jakob und Wilhelm Grimm sind zerstreut an den verschiedensten Stellen gedruckt worden, mehrere in Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie, in der Hauptschen Zeitschrift für deutsches Altertum und in der Germania von Karl Bartsch.]

[Die Litteratur über Grimm ist in neuester Zeit eine ziemlich umfangreiche geworden, da die Feier von Jakob Grimms hundertjährigem Geburtstag in jeder Zeitschrift einen Festartikel und selbstständige Schriften hervorgerufen hat. Die Festrede, welche Karl Bartsch bei der Grundsteinlegung des Denkmals für die Brüder Grimm in Hanau hielt, ist zuerst in Nr. 10 der Münchener Allgemeinen Zeitung (10. Januar 1885) gedruckt worden, dann selbstständig in weiterer Fassung (Frankfurt). Ferner W. Scherer „Jakob Grimm" (2. Aufl. Berlin 1885). Baudry „les frères Grimm" (Paris 1864, mit vielen Briefen.). Populärer gehalten und recht empfehlenswert ist das Büchlein von Moritz Berndt „Jakob Grimms Leben und Werke" (Halle 1885). Andersen „über die Sprache Jakob Grimms" (Leipzig 1869). Die Stellung und die Verdienste der Brüder Grimm in der Geschichte der Wissenschaften behandeln Th. Benfey „Geschichte der Sprachwißenschaft" (München 1869) und R. v. Raumer „Geschichte der germanischen Philologie" IV. Buch, 1. und 5. Kapitel (München 1870).]

---

17. Wilhelm Karl Grimm.

Wilhelm Karl Grimm, jüngerer Bruder Jakobs, geboren zu Hanau am 24. Februar 1786. Seine bis zum Jahre 1830 reichende musterhafte Selbstbiographie findet sich in dem oben angeführten Buche von Justi S. 164—183; wieder abgedruckt in Wilhelms „kleineren Schriften" I, 3—15]. Auch er widmete sich von 1804—1807 in Marburg dem Studium der Jurisprudenz, freilich ohne jemals Gebrauch von demselben für das Leben zu machen; vielmehr wurde er, nachdem er mehrere Jahre hindurch schwer gekränkelt hatte, im Anfange des Jahres 1814 Sekretär an der kurfürstlichen Bibliothek des Museums zu Kassel, in welcher Funktion er bis zu seiner Berufung nach Göttingen als Unterbibliothekar im Jahr 1829 blieb. Göttingen, wo er später auch Professor war, verließ er mit seinem Bruder Jakob und aus gleicher Ursache wie dieser, lebte wie dieser seitdem in Kassel und gieng, zugleich mit diesem als Professor nach Berlin berufen, 1840 dahin ab, wo er am 16. Dezember 1859 gestorben ist.

Einzig und in der Tat ergreifend ist das Verhältnis der beiden Brüder zu einander, wie denn die tiefste Heimats- und Familienliebe nicht allein ihre Herzen erfüllte, sondern auch wie ein leiser Hauch aus einer höheren Welt, ihre Schriften, selbst die äußerlich trockensten, durchzieht. „Von Jugend auf lebten wir", sagt Jakob, „in brüderlicher Gütergemeinschaft; Geld, Bücher und angelegte Kollektaneen gehörten nns zusammen; es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten genau zu verbinden". Alle, welche diesem zarten Verhältnis irgend näher getreten sind, werden sich dahin einverstanden erklären, daß dasselbe einem Jeden, der noch einigen Sinn für Familienliebe und Brudertreue bewahrt hatte, Bewunderung und Ehrfurcht, jedenfalls Rührung eingeflößt habe. [Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, herausgegeben von Hermann Grimm und Gustav Hinrichs. Weimar 1881.]

Wilhelm Grimm hat sich an seinem Bruder Jakob allerdings emporgerankt, aber in nichts weniger als in unselbstständiger Weise; gab der ältere Bruder dem jüngern die wißenschaftliche Anregung, so gab der jüngere dem ältern dafür poetische Anregung zurück; vertritt der ältere die strenge abgeschloßene Gelehrtenwelt, so vertrat der

jüngere mehr das, was man in früheren Zeiten elegante Gelehrsamkeit nannte; beschränkte sich der ältere auf die Sprache und den Gedanken, so zog der jüngere auch die Kunstanschauung in seinem Bereich; wir erinnern an sein Buch über die deutschen Runen 1821 [, Göttingen, zur Geschichte des Reimes 1851 Berlin], und an seine Abhandlung über die Christusbilder, namentlich das Veronikabild, in den Abhandlungen der Berliner Akademie [1842]. An wißenschaftlicher Schärfe stand Wilhelm gegen Jakob nicht [?] merklich zurück; seine Ausgaben von Freidank (Vrîdankes bescheidenheit, 1834; neue Ausgabe: Freidank, 1860, bedeutend vermehrt [, aber ohne die Abhandlung der ersten Ausgabe, da Grimms Versuch, Walter von der Vogelweide als Verfasser des Freidanks nachzuweisen von Franz Pfeiffer widerlegt worden war. Vgl. Pfeiffers „freie Forschung. Kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache" Wien 1867]), von dem alten Epos von Rudolf (Grâve Ruodolf, 1828; neue Ausgabe 1844, bedeutend vermehrt), von dem sogenannten Rolandslied (Ruolandesliet, 1838), von Konrads von Würzburg goldner Schmiede [Berlin 1840] und Silvester, [Göttingen 1841] von Athis [und Prophilias 1844 und 1846] von den Kasseler Glossen [1845; Wernher von Niederrhein 1839; der Rosengarten 1836; Marienlieder 1856] u. s. w. bekunden ihn als einen weit hervorragenden Kritiker und einen der tiefsten Kenner der alten deutschen Litteratur und Poesie; seine Heldensage (1829 [Göttingen; 2. Aufl. besorgt von Müllenhoff, Berlin 1868]) endlich wird in den Händen aller derer sein, welche selbst nur mit den Elementen des deutschen Epos sich jemals beschäftigt haben. Daß er die Märchen [, an denen ihm das Hauptverdienst zufällt], die deutsche Sagen, das Hildebrandslied, die altdeutschen Wälder, den armen Heinrich, die Lieder der alten Edda, die irischen Elfenmärchen [1826] und zuletzt das Wörterbuch [, Wilhelm hat den Buchstaben D bearbeitet,] mit seinem Bruder gemeinschaftlich bearbeitet habe, ist im Vorhergehenden zum grösten Teil bereits bemerkt worden. — Beide Brüder vertraten eine gewiße gelehrte Vornehmheit und Ausschließlichkeit, welche Manchen zuweilen unbequem fallen wollte, indes vorzugsweise doch nur denjenigen, welche eben selbst nichts Vornehmes an sich trugen und tragen; daß sie gegen Widerspruch und Rivalität empfindlich waren, wird man in Beziehung auf manche Erscheinungen, z. B. auf die Unkritik von der Hagens, sehr begreiflich finden, und bei der weit her-

vorragenden Bedeutung ihrer Leistungen auch da, wo weniger Grnnd zu dieser Empfindlichkeit vorlag, wie der Mythologie W. Müllers gegenüber, wenigstens entschuldigen müßen. [Die „kleineren Schriften von Wilhelm Grimm“, an deren Sammlung schon sein ihn überlebender älterer Bruder dachte, hat Gustav Heinrichs herausgegeben; 4 Bde. Berlin 1881—1886. Ueber seine Briefe s. oben. Als Festschrift zu Wilhelms hundertstem Geburtstag gab E. Stengel eine zweibändige „Sammlung von Briefen und Aktenstücken“ heraus: „Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen“ (Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1886). Der hauptsächlichste Korrespondent erscheint Wilhelm in den an die Familie von Haxthausen in Westfalen gerichteten „Freundesbriefen von Wilhelm und Jakob Grimm“, die Alex. Reifferscheid mit Anmerkungen (Heilbronn 1878) herausgab. In der Vorrede giebt Reifferscheid auch ein Verzeichnis der bis 1878 gedruckten Briefe der beiden Brüder. — Jakobs „Rede auf Wilhelm Grimm“ 1860 in Jakob Grimms „kleineren Schriften“ I, 163—188. — Albert Duncker „die Brüder Grimm“ Kassel 1884.]

Inhalts-Verzeichnis.

I. Litteraturgeschichtliche Uebersicht.

II. Biographieen.

Marburg. Universitäts-Buchdruckerei (R. Friedrich).